

Dietmar Goltschnigg (Hg.)

Böhmische Juden auf Wanderschaft über Prag nach Wien

Charlotte von Weisls Familiengeschichte

Text, Kontext, Kommentar, Analyse

Dietmar Goltschnigg (Hg.)

Böhmische Juden auf Wanderschaft über Prag nach Wien

Charlotte von Weisls Familiengeschichte

Text, Kontext, Kommentar, Analyse

Mitarbeiterinnen

Charlotte Grollegg-Edler (†)

Patrizia Gruber

Niva von Weisl

BÖHLAU VERLAG WIEN KÖLN WEIMAR

Veröffentlicht mit der Unterstützung des Austrian Science Fund (FWF):
PUB 654-G

Open Access: Wo nicht anders festgehalten, ist diese Publikation lizenziert unter der Creative-Commons-Lizenz Namensnennung 4.0;
siehe <http://creativecommons.org/licenses/by/4.0/>

Die Publikation wurde einem anonymen, internationalen Peer-Review-Verfahren unterzogen

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

© 2020 by Böhlau Verlag Ges.m.b.H & Co. KG, Wien, Kölblgasse 8–10, A-1030 Wien

Korrektorat: Vera M. Schirl, Wien
Einbandgestaltung: Michael Haderer, Wien
Druck und Bindung: Hubert & Co, Göttingen
Gedruckt auf chlor- und säurefrei gebleichtem Papier
Printed in the EU

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage | www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

ISBN 978-3-205-20978-2

Inhaltsverzeichnis

Vorwort	7
Abkürzungen und Zitierweise	12
A. Kontexte, Aspekte, Kommentare	13
1. Glückel von Hameln – Lob der »Eshet hayil«. Die erste jüdische Autobiographin in Deutschland	13
2. Familiengeschichtliches Erinnern und Erzählen	17
3. Ahnenforschung zur »Feudalisierung« des Bürgertums	25
4. Böhmisches Juden zwischen Deutschen und Tschechen	36
5. Übernationales österreichisches Gesamtstaatsbewusstsein der Juden im Habsburgerreich	42
6. Judentum und Antisemitismus	47
7. Dissimilation versus Assimilation	50
8. Zionistische Kolonisationsprojekte. Theodor Herzl und Max Nordau in Wien	60
9. Sozial- und kulturgeschichtlicher Rückblick auf »die böhmischen Juden vor der Sintflut«	65
10. Zentrale Figurenpaare und Resümee	83
B. Charlotte von Weisl. Die Geschichte meiner Familie	91
C. Anhang	279
1. Gesamtstemma der Familienzweige	280
2. Auswahlregister der Familienmitglieder	282
3. Zeittafel	283
4. Bibliographie	286
5. Ortsnamen	293
6. Abbildungsverzeichnis	294
7. Personenregister	294

Vorwort

Die *Wissenschaft* lehrt, dass nichts in der Natur verloren geht. Darf ich vielleicht doch noch hoffen, dass sich die reichen Gaben meiner Familie weiter *vererben*?
(GmF 179 kursiv: D.G.).

Gegen Ende des Jahres 1931 begann Charlotte von Weisl, geb. Popper-Michlup, die 1868 in Lokšany, dem Judenviertel der böhmischen Kleinstadt Bresnitz/Březnice, geboren wurde und 1888 aus Prag nach Wien übersiedelt war, als Witwe im Alter von 63 Jahren mit der Niederschrift ihrer Familiengeschichte, die sie ihren Nachkommen schon mehrmals mündlich erzählt hatte. Den Zeitpunkt mag die Erzählerin, inzwischen vierfache Großmutter geworden, als doppelte, tiefgreifende Lebensäsur empfunden haben: persönlich durch den Tod ihres geliebten und verehrten Mannes Ernst Franz von Weisl am 18. Juni 1931 und politisch durch den unmittelbar bevorstehenden Eintritt in das »Zeitalter Hitlers« (GmF 218). Charlotte fokussiert ihre Erzählung auf den solidarischen »Familiensinn«, dem sie bis ins 17. Jahrhundert nachspürt, um ihn im Gedächtnis zu bewahren und ihrer Nachkommenschaft als Vermächtnis zu hinterlassen. Januskopffartig blickt sie zurück in eine vom wechselvollen, gesellschaftlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Aufstieg ihrer Vorfahren geprägte Vergangenheit und voraus in eine ungewisse, ja lebensbedrohliche Zukunft ihrer Kinder und Kindeskinde.

Gleich zu Beginn umreißt Charlotte von Weisl in einem einzigen, wohlkonstruierten Satz die genealogische Struktur ihrer Familiengeschichte: »Der Erste, von dem *mein* Urgroßvater seiner Tochter erzählte, war *sein* Urgroßvater Sigmund Herschel« (GmF 91, kursiv: D.G.). Die Erzählung erstreckt sich demnach symmetrisch über sieben Generationen, über deren Verzweigungen das von Patrizia Gruber nach Vorlagen Niva von Weisls aus der hebräischen Familienchronik (Anm. 5) angefertigte Gesamtstemma im Anhang dieses Bandes einen schematischen Überblick vermitteln soll (S. 280f.). Die eingangs erwähnte Tochter ist Charlotte Herschel (verh. Singer, 1757–1868), mütterlicherseits die Großmutter der nach ihrem Vornamen benannten Erzählerin. Wie in vielen Märchen und Sagen figuriert auch hier die Großmutter für die Enkelin als *die* Autorität schlechthin, auf die im Verlauf der Erzählung immer wieder mit Ehrfurcht und Bewunderung zurückverwiesen wird.

Charlotte von Weisl erzählt ihren Nachkommen nicht nur – wie der Titel »Die Geschichte *meiner* Familie« vermuten lässt – ihre *eigene* Familiengeschichte, sondern auch die ihres Ehemannes, wobei diese jedoch im Umfang nur etwa ein Fünftel des Gesamttextes einnimmt und sich nur über vier Generationen erstreckt. Charlottes Teilstemma



Abb. 1: Charlotte von Weisl, 1889



Abb. 2: Charlotte von Weisl mit ihrer Mutter Franziska (Fanny) Popper-Singer, ca. 1880

weist deutlich mehr Familienmitglieder auf als jenes von Ernst Franz, was in der unterschiedlichen Quantität des verfügbaren genealogischen Materials begründet ist.

Charlotte von Weisl fokussiert ihre Familiengeschichte vorwiegend auf die *mütterliche* Linie der Vorfahren. Neben ihrer Großmutter Charlotte Herschel-Singer ragt als »Eshet hayil« (heroische Frau) vor allem deren Tochter Marie Singer-Michlup (1844–1907) heraus, Charlotte von Weisls Tante und zugleich ihre Adoptivmutter, die geliebte »Mama«, die für ihr Leben eine ungleich wichtigere Rolle spielt als die leibliche, aber ungeliebte, ihr bis in den Tod »fremd« gebliebene »Mutter« Franziska (Fanny) Popper, geb. Singer (1842–1933).

Die *väterliche* Ahnenreihe Charlottes wird nur lückenhaft skizziert, ist aber genealogisch umso bemerkenswerter, als sie in einer Seitenlinie ihres Vaters Simon Popper (1818–1897) weit über den Zeitrahmen der vorliegenden Familienchronik bis zurück ins 15. Jahrhundert dokumentiert ist. Wie Charlotte nicht ohne Stolz berichtet, war der Großonkel ihres Vaters kein Geringerer als der österreichische Hoffaktor Joachim (Chaim) Edler von Popper (1722–1795)¹, wie schon sein Vater Benjamin Wolf Popper

¹ Vgl. Samuel Krauss: *Joachim Edler von Popper. Ein Zeit- und Lebensbild aus der Geschichte der Juden in Böhmen*. Wien: Selbstverlag 1926.

(1685–1767) Primas der böhmischen Judengemeinde. Im Jahre 1790 war der Sohn als zweiter ungetaufter Jude im Habsburgerreich von Kaiser Leopold II. nobilitiert worden.

Im Gegensatz zur Ahnenreihe Charlottes dominieren in jener ihres Mannes Ernst Franz von Weisl (1857–1931) eher die männlichen Figuren, ausgenommen seine Mutter, die unglückliche, tragisch aus dem Leben geschiedene Amalie, geb. Schalek (1825–1864), die unmittelbar nach seiner Geburt durch ihre narzisstische Vergnügungssucht fast seinen Tod verschuldet hätte, nachdem sich der ältere Sohn Hugo (1850–1868) unter ihrem Einfluss der tschechischen Nationalbewegung angeschlossen hatte und vermutlich den sich verschärfenden Spannungen und Konflikten mit dem deutschnationalen Lager als »vaterlandsloser Jude« zum Opfer gefallen ist (siehe S. 39 f., GmF 158 f.).

Charlotte von Weisls familiärer Erinnerungstext nimmt in diesem Genre eine Sonderstellung ein. Vergleichbare andere, in der österreichischen Reichshälfte der Habsburgermonarchie entstandene Memoiren wurden vorwiegend von Männern verfasst, sie sind großteils in Wien, allenfalls in Prag lokalisiert und erfassen meist nur einen kürzeren, nicht über das 19. Jahrhundert zurückreichenden Zeitraum von etwa fünf bis sechs Jahrzehnten, begrenzt auf die beiden vorangegangenen Generationen der Eltern und Großeltern.² Dies gilt etwa für die bekanntesten Autobiographien aus der habsburgischen Moderne: Arthur Schnitzlers *Jugend in Wien*, Stefan Zweigs *Die Welt von Gestern*³ oder Fritz Mauthners *Prager Jugendjahre*. Charlotte von Weisl schildert jedoch eine Herkunftsgeschichte über einen viel längeren Zeitraum, der über sieben Generationen bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht und beginnt, als sich Sigmund Herschel, der Ururgroßvater Charlotte Herschel-Singers, nach dem Dreißigjährigen Krieg mit seiner Familie in einem Dorf zwischen Karlsbad und Prag niedergelassen hatte.

Das Interesse an Familiengeschichten wurde in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts durch genealogische Forschungen angeregt, die oft – vor allem wohl aus emanzipatorischen Motiven – auch von jüdischen Bürgern betrieben wurden. Im Zusammenhang mit der Entwicklung geschlechtsspezifischer Identitätsmuster rückte in den letzten Jahrzehnten ein speziell »weibliches« Familiengedächtnis verstärkt ins Blickfeld

2 Vgl. Karlheinz Rossbacher: *Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener Familien von der liberalen Ära zum Fin de Siècle*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2003, S. 61: »In jüdischen Familien, die in der Metropole Wien ihren Zug von Osten nach Westen beendeten, reichte die Erinnerung selten weit zurück.«

3 Stefan Zweigs Werk dient der in den Jahren 1971 bis 1973 niedergeschriebenen, kürzlich erstmals veröffentlichten Autobiographie von Charlotte Weisls literarisch begabtem Sohn Wolfgang (*Der Weg eines österreichischen Zionisten vom Untergang der Habsburgermonarchie zur Gründung des Staates Israel. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare*. Hg. von Dietmar Goltschnigg unter Mitarbeit von Charlotte Grollegg-Edler [†], Patrizia Gruber, Victoria Kumar, Barbara Lorenz, Niva von Weisl. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2019) als wichtigstes, analoges und zugleich kontrastives Erzählmodell.

der Forschung: »Frauenmemoiren vermitteln einen Einblick in die ›dichten Details‹ des familiären Alltagslebens« und »sind selten umfassend, sondern meist eher episodenhaft aufgebaut und konzentrieren sich auf besondere Elemente« der Privatsphäre, während Männer eher dazu neigen würden, »ihre Ausbildung, ihre beruflichen Werdegänge und politischen Beobachtungen zu betonen«. ⁴

Charlotte von Weisls Familienchronik ist bis in die 1880-er Jahre in Böhmen auf dem Land, in Dörfern, Kleinstädten und zuletzt in der Hauptstadt Prag lokalisiert. Erst im letzten Viertel der Geschichte, in dem Charlotte großteils ihre Ehe mit Ernst Franz von Weisl schildert, wird Wien zum Hauptschauplatz des Geschehens. Wie in anderen jüdischen Familiengeschichten stellt die habsburgische Residenzstadt die kosmopolitische Endstation einer langen ›Wanderschaft‹ dar. Im imperialen Wien der Jahrhundertwende um 1900 erreicht der gesellschaftliche Aufstiegsprozess der habsburgischen Judenheit seinen besitz- und bildungsbürgerlichen Höhepunkt und nach den dramatischen globalen Ereignissen der folgenden Jahrzehnte vom Ersten Weltkrieg bis zum »Anschluss« Österreichs an Hitlerdeutschland zugleich sein unwiderrufliches, tragisches Ende.

Das vorliegende Erinnerungswerk wurde bislang nur in hebräischer Übersetzung in Jerusalem publiziert (2008, Abb. 3). ⁵ Diese unterstreicht das Interesse der kulturpolitischen Öffentlichkeit Israels an diesem altösterreichischen Zeugnis. Die nunmehrige Edition ist die erste in der deutschen Originalsprache der Autorin. Grundlegende Vorarbeiten, insbesondere Texterschließung und Stellenkommentar auf der Basis detaillierter topographischer und genealogischer Recherchen, hat Charlotte Grollegg-Edler (†) geleistet, auf deren konzeptuellen Vorüberlegungen auch der monographische Einleitungsteil beruht. Ohne Charlotte Grollegg-Edler wäre dieser Band nicht zustande gekommen. Bedankt sei Patrizia Gruber für die Vorlage von Entwürfen und Rohfassungen zur Einleitung sowie für zahlreiche bibliographische Hinweise, Quellen- und Forschungsmaterialien, die zum Teil eingearbeitet werden konnten. Ich danke Niva von Weisl, der Urenkelin der Autorin, für die Öffnung ihres Familienarchivs, für die Bereitstellung aller relevanten Dokumente und vor allem für die Abdruckgenehmigung dieses einzigartigen literarischen Erinnerungswerks einer jahrhundertelangen Wanderschaft böhmischer Juden, die mit der Geschichte der Habsburgermonarchie aufs Engste ver-

4 Marion A. Kaplan: *Weaving Women's Words. Zur Bedeutung von Memoiren für die deutsch-jüdische Familiengeschichte*. In: *Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. von Kirsten Heinsohn. Göttingen: Wallstein 2006, S. 256.

5 Charlotte von Weisl: *HaSefer Shel Saffia Charlotte. Toldot Mischpacha 1660–1934*. Übersetzt aus dem Deutschen von Elda Krasikow und Dan von Weisl, bearbeitet und gedruckt durch Niva von Weisl. Jerusalem: Selbstverlag 2008.

Abb. 3: Charlotte von Weisls Familien-
chronik in hebräischer Fassung, 2008



הספר של סבתא שרלוטה - תולדות משפחה 1660 - 1934

שרלוטה פון וויזל

bunden ist. Mein Dank gilt schließlich auch dem Böhlau Verlag und seinen Mitarbeiterinnen für die fachkundige Betreuung bei der Drucklegung dieses Bandes, den ich wie schon den ersten im Rahmen dieses Forschungsprojekts meiner treuen Assistentin und Projektpartnerin Charlotte Grollegg-Edler zum freundschaftlichen Andenken widmen darf.

Graz, im Herbst 2019

Dietmar Goltschnigg

Abkürzungen und Zitierweise

Querverweise innerhalb des Bandes werden mit einfacher Seitenzahl (S. 000) belegt, Charlotte von Weisls Familiengeschichte mit der Sigle GmF 000.

LWV = Lang ist der Weg ins Vaterland. In: Wolfgang von Weisl. Der Weg eines österreichischen Zionisten vom Untergang der Habsburgermonarchie zur Gründung des Staates Israel. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare. Hg. von Dietmar Golt-schnigg unter Mitarbeit von Charlotte Grollegg-Edler (†), Patrizia Gruber, Victoria Kumar, Barbara Lorenz, Niva von Weisl. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2019, S. 113–387.

GmF = Charlotte von Weisl: *Die Geschichte meiner Familie* (Text im vorliegenden Band, S. 91–278).

A. Kontexte, Aspekte, Kommentare

D'où venons-nous?
Que sommes-nous?
Où allons-nous?
(Paul Gauguin, 1897).

1. Glückel von Hameln – Lob der »Eshet hayil« Die erste jüdische Autobiographin in Deutschland

Die meisten Familiengeschichten werden von älteren Generationen zum Wohlergehen der jüngeren erzählt. Auch für Charlotte von Weisl sind solche Intentionen ausschlaggebend gewesen für die Niederschrift ihrer bis ins Böhmen des 17. Jahrhunderts und über sieben Generationen zurückreichenden Erinnerungen. Damit stellt sie sich in eine Tradition autobiographischen Erzählens, die von einem der bemerkenswertesten weiblichen Selbstzeugnisse des frühbürgerlichen Judentums im deutschen Sprachraum ihren Ausgang nimmt. Es handelt sich um die Memoiren der Hamburger Kauffrau »Glückel von Hameln« (Glikl bas Judah Leib, 1675–1724). Ihr Werk, 1689 in westjiddischer Sprache (Judendeutsch) verfasst, gilt als älteste erhalten gebliebene weiblich-jüdische Selbstbiographie der Frühaufklärung. Gemeinsam mit ihrem Ehemann hatte Glückel ein Gold-, Juwelen- und Pfandleihgeschäft betrieben, dessen internationale Handelsbeziehungen sich bis Paris, Amsterdam, Wien, Leipzig, Berlin und Metz ausdehnten. Als 44jährige Witwe führte sie ab 1689 die Geschäfte weiter, sicherte den Wohlstand ihrer zwölf Kinder, die alle dank engagierter Mitwirkung der Mutter in wohlhabende jüdische Familien einheirateten. In den Nächten schrieb sie ihre Memoiren nieder, als Akt der Selbsttröstung und Selbstvergewisserung nach dem Tod ihres Mannes, im Bemühen um eine rechtschaffene, nun allein für das Geschäft und die Familie verantwortliche Lebensführung eines nach der Torah ausgerichteten weiblichen Tugendkonzepts.¹

Die unschätzbare Originalität von Glückels Erinnerungen als einer einzigartigen Quelle für die Erforschung der frühaufklärerischen deutsch-jüdischen Sozial- und Kul-

¹ Vgl. ausführlich Gabriele Jancke: *Die תורכות (Sichronot, Memoiren) der jüdischen Kauffrau Glückel von Hameln zwischen Autobiographie, Geschichtsschreibung und religiösem Lehrtext. Geschlecht, Religion und Ich in der Frühen Neuzeit*. In: *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Hg. von Magdalene Heuser. Tübingen: Niemeyer 1996, S. 122.

turgeschichte wurde erst Ende des 19. Jahrhunderts erkannt. Die westjiddische Erstausgabe war 1896 als Privatdruck erschienen, besorgt von dem aus Mähren stammenden jüdischen Religionsphilosophen David Kaufmann (1852–1899), der in seiner Einleitung die Verfasserin als »Musterbild einer jüdischen Frau« rühmte: »Insbesondere der Frauenwelt kann dieses Bild einer selbständigen, tatkräftig ins Leben eingreifenden Frau aus einer Zeit, in der an den Kampf für Frauenrechte noch nicht gedacht wurde, reichlichen Stoff zur Betrachtung und Vergleichung darbieten.«² Eine Übersetzung der von Kaufmann edierten Memoiren Glückels ins Deutsche veröffentlichte 1910 die aus Wien stammende jüdische Frauenrechtlerin Bertha von Pappenheim (1859–1936)³, die mit einer beigefügten Stammbaumskizze auf ihre entfernte Verwandtschaft mit Glückel von Hameln verweist. Zu durchschlagender Bekanntheit gelangten deren Memoiren dann 1913 in der gekürzten Fassung Alfred Feilchenfelds (1860–1923)⁴, die auch am 14. Oktober 1910 in der vielgelesenen »Allgemeinen Zeitung des Judentums« (Berlin) rezensiert wurde. In dieser Edition wurden Glückels Lebenserinnerungen »zu einem Hausbuch« des »aufstiegsbewussten jüdischen Bürgertums« im familiengeschichtlichen Kontext auch erbbiologischer, »genealogischer Interessen«.⁵

In seinen Memoiren verweist Wolfgang, der literarisch begabte Sohn Charlotte von Weisls, explizit auf die herausragende Bedeutung von Glückels Werk und zieht – auch im Hinblick auf die literarische Gattung der Autobiographie und deren Zeithorizont – einen Vergleich mit der Familiengeschichte seiner Mutter:

Die biedere⁶ »Glückel von Hameln«, eine Jüdin aus Hamburg, schrieb im 17. Jahrhundert Erinnerungen – für ihre Enkel und Urenkel. Heute gelten sie als wertvolles Kulturgut. Ohne von

-
- 2 *Die Memoiren der Glückel von Hameln*. Hg. von David Kaufmann. Frankfurt/M.: J. Kauffmann 1896, S. XXIV.
 - 3 Zehn Jahre, bevor Bertha von Pappenheim den »Jüdischen Frauenbund« (1904) gründete, war sie unter dem Pseudonym »Anna O.« als Patientin Joseph Breuers bekannt geworden, der dann ihre Anamnese zusammen mit Sigmund Freud in den *Studien über Hysterie* (1895) als Grundlage für die Psychoanalyse veröffentlichte.
 - 4 Feilchenfelds kommentierte Edition *Denkwürdigkeiten der Glückel von Hameln* (Berlin: Jüdischer Verlag 1913. Neuauflage. Frankfurt/M.: Athenäum 1987) erzielte bis 1923 vier Auflagen. Mittlerweile wurden Glückels Memoiren ins Englische, Französische, Russische und Hebräische übersetzt und in zahlreichen neueren, vor allem von Frauen verfassten Studien kultursoziologisch und literaturwissenschaftlich untersucht sowie auch in dramatischer und erzählerischer Form adaptiert.
 - 5 Monika Richarz (Hg.): *Die Hamburger Kauffrau Glikl. Jüdische Existenz in der Frühen Neuzeit*. Hamburg: Christians 2001, S. 10 ff. (Einleitung).
 - 6 Vgl. den mit Glückels Familiengeschichte vergleichbaren pädagogischen Kontext in dem von Joseph H. Kohn herausgegebenen *Bibelschatz*, einem *Familienbuch vorzüglich für Frauen und für die reifere Jugend beiderlei Geschlechtes* (Prag: Landau 1857). Darin ist mit Berufung auf die Salomoni-

ihr zu wissen, diktierte meine Mutter ihre Erinnerungen »für ihre Kinder und Kindeskinde«. Zufällig beginnt sie auch im 17. Jahrhundert (LWV 114f.).

Mit Glückel von Hameln teilt Charlotte von Weisl nicht nur ihr erzählerisches Grundmotiv: die fürsorgliche Weitergabe des »Familiensinnes«, sondern auch den unmittelbaren Anlass für die Niederschrift der Memoiren. Es ist der Tod ihrer Ehemänner, der die Witwen gleichsam zur Beantwortung der religiösen, existenzphilosophischen Frage drängte, jenes testamentarischen Vermächtnisses, das Paul Gauguin 1897, fast gleichzeitig mit der Erstveröffentlichung von Glückels Memoiren, seinem berühmtesten Gemälde vorangestellt hat und das auch für beide Familiengeschichten als Motto dienen kann: »Woher kommen wir? Was sind wir? Wohin gehen wir?« Gleich eingangs bekennt Charlotte von Weisl: »Mein Haar ist weiß geworden durch den Schmerz um den Verlust eures Vaters. Ich fühle, meine Tage sind gezählt. Es ist gewiss heute das letzte Mal, dass ihr die Geschichte eurer *Urgroßmutter* Charlotte und ihrer Kinder aus meinem Munde hört« (GmF 91, kursiv: D.G.).

Diese Urgroßmutter ist Charlotte Herschel, verh. Singer (1797–1868), die Zentralfigur, deren ergreifendes Schicksal en miniature die ganze, von ihrer Enkelin gleichen Vornamens geschilderte Familiengeschichte paradigmatisch widerspiegelt, nicht nur auf die nachfolgenden Generationen der Großmutter bzw. Urgroßmutter beschränkt, sondern auch die vorausgegangenen mit einschließend. Charlotte, die Ältere, ist es, die – nach dem Verlust der väterlichen Fabrik durch eine Brandkatastrophe (1818) und den darauffolgenden langen Jahren der Armut und Entbehrung – ihren Kindern im Prag der 1850/60-er Jahre durch die im eigenen Elternhaus erworbene Bildung, durch Fleiß, eiserne Disziplin, äußerste Sparsamkeit, unbeugsame Willenskraft und eine vorausblickende, erfolgreiche Heiratspolitik den bürgerlichen Aufstieg ermöglicht.

Die Charakterisierung Glückels von Hameln durch Bertha von Pappenheim kann deckungsgleich auf Charlotte Herschel-Singer übertragen werden:

Hinausblickend über die Sorgen des Alltags, die für Juden der damaligen Zeit fast erdrückend waren, erscheint uns Glückel von Hameln als kluge, starke Frau, die trotz des Herzeleidens, das sie erlebte, trotz der schweren Schicksalsschläge, die sie erduldet, aufrecht blieb.⁷

schen Sprüche von dem »Glück« eines Mannes die Rede, der eine »Eshet hayil« als Gattin gefunden hat, eine »biedere«, »gottesfürchtige Frau«, »wie sie gleich einem Engel nur Glück und Segen um sich verbreitet«, »mit allen vorzüglichen Eigenschaften begabt, die das Glück ihres Gatten beneidenswerth zu machen vermochte«, »gut, fromm, klug, sanft und zuvorkommend« (kursiv: D.G.).

⁷ *Die Memoiren der Glückel von Hameln*. Übersetzt von Bertha Pappenheim nach der Ausgabe von David Kaufmann. Wien: Meyer & Pappenheim 1910 (zit. nach dem Vorwort der Neuauflage von Viola Roggenkamp. Weinheim, Basel: Beltz 2013).

Die fast wörtlich übereinstimmenden ›Zueignungen‹ beider Familiengeschichten an ihre jeweilige Nachkommenschaft sind bezeichnend. »Meine lieben Kinder« – erklärt Glückel von Hameln –, »ich schreib Euch dieses damit wenn heut oder morgen Eure Kinder oder Enkel kommen und sie ihre Familie nicht kennen, ich dieses in Kürze aufgestellt habe, damit Ihr wißt, von was für Leuten Ihr her seid.«⁸ Und analog leitet Charlotte von Weisl ihre Chronik mit den Worten ein:

Zum letzten Mal will ich die Bilder der Menschen, die Ihr mit *Stolz Eure Ahnen* nennen könnt, vor Euch auferstehen lassen. [...]. Möge es Euch gelingen, den *Familieninn*, den in Eure Herzen zu pflanzen mir vergönnt war, auf Eure Kinder zu übertragen, auf dass diese die Erinnerung an ihre Ahnen dereinst in ihren Kindern weiterleben lassen (GmF 91, kursiv: D.G.).

Als Charlottes Ehemann, der Advokat Ernst Franz von Weisl, am 18. Juni 1931 in Wien verstorben war, geschah wider Erwarten etwas »Wunderbares«, wie die Tochter Marianne, verh. Beth, ihrem im palästinensischen Gedera ansässigen Bruder Wolfgang und seiner Familie mitteilen durfte:

Mama trägt ihren fürchterlichen Schmerz mit einer Würde, die über alle Vorstellung geht. Sie hat mit Energie die Leitung der Familie übernommen, entscheidet in den schwierigen Fragen der Überleitung der Kanzlei, der Abwicklung von Papas Fällen, der Neuordnung des Lebens, sie versorgt sich mit Arbeit [...], und wenn die Verzweiflung sie auch immer wieder übermannt, so dass ihr plötzlich [...] die Tränen hervorstürzen, so ist sie doch die Gefasstheit selbst, die uns mit ihrem Rat alle unterstützt.⁹

Wie einst die Witwe Glückel von Hameln in Hamburg hatte nun die Witwe Charlotte von Weisl in Wien die Geschicke ihrer Familie tapfer in die Hand genommen.

⁸ Ebda, S. 60.

⁹ Brief Marianne Beths aus Wien an Wolfgang von Weisl in Gedera vom 1. Juli 1931 (im Familienarchiv, Jerusalem).

2. Familiengeschichtliches Erinnern und Erzählen

In jeder Familie wohl findet sich ein Beflüssener, der imstande ist, die Familienchronik, soweit er sie bei Eltern, Großeltern und ihren noch lebenden Zeit- und Jugendgenossen erfragen, aus Briefen, Grabinschriften und Matrikeln ergänzen kann, in aller Schlichtheit aufzuzeichnen.
(Egon Michael Zweig, 1903).

Familiengeschichtliches Erinnern in Form erzählender Texte ist zwischen individuellem und kollektivem Gedächtnis angesiedelt. Die Niederschrift obliegt jedoch meist einer Einzelperson, deren Erinnerungshorizont in der Regel nicht über mehr als zwei Generationen zurückreicht. Sowohl schriftliche als auch mündliche Hilfsmittel sind unverzichtbar: zum einen Briefe, genealogische Aufzeichnungen, Matrikeln, Tauf-, Heirats- und Sterbeurkunden; zum andern Schilderungen der Ereignisse und Beschreibungen von Vorfahren, die von Generation zu Generation weitergetragen werden. Die autobiographische Gedächtnisleistung ist somit ein synchroner und diachroner Grenzfall. Die individuelle Erinnerung verläuft immer – wie Maurice Halbwachs schlüssig dargelegt hat¹⁰ – an der »Grenze kollektiver Interferenzen«:

Wenn man sich nur an das individuelle Gedächtnis halten würde, so könnte man insbesondere nicht verstehen, daß die Familienerinnerungen nichts anderes reproduzieren als die Umstände, in denen wir mit dem einen oder anderen Verwandten in Berührung gekommen sind. [...]. Aber so ist es keineswegs. Wie immer man auch in eine Familie eintritt, durch Geburt, Heirat oder anderes, man findet sich als Teil einer Gruppe wieder, in der nicht unsere persönlichen Gefühle, sondern von uns unabhängige Regeln und Gewohnheiten [...] unsere Stelle bestimmen.¹¹

Durch den »dauernden Austausch von Meinungen und Eindrücken« realisieren die einzelnen Familienmitglieder, »daß sich die Gedanken der anderen in ihnen verzweigen«.¹² Wo die individuelle Gedächtnisleistung nicht mehr in der Lage ist, auf eigene Erfahrungen zurückzugreifen, hält die mündliche Informationsweitergabe innerhalb der Familie Versatzstücke bereit, aus denen sich die Lebensgeschichten auch der persönlich

¹⁰ Maurice Halbwachs: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin, Neuwied: Luchterhand 1966; *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1985.

¹¹ Halbwachs: *Das kollektive Gedächtnis*, S. 204 f.

¹² Ebda, S. 203.

nicht mehr bekannten Vorfahren mit der eigenen in einen sinnfälligen Zusammenhang bringen lassen.¹³

So rissen auch in Charlotte von Weisls Familiengeschichte die mündlich von Generation zu Generation weiter tradierten Erinnerungen an die Vorfahren niemals ab. Im Familienkreis wurde das erinnernde Erzählen zu einer liebgewonnenen Gewohnheit: »Hauptsächlich nach dem Nachtmahl blieben wir alle um den Tisch versammelt«, berichtet Sohn Wolfgang: »Oft erzählte der Vater, noch öfter die Mutter Einzelheiten aus dem Leben ihrer Eltern, Großeltern – das Rohmaterial besagter Familiengeschichte« (LWV 146). Charlotte schildert die Erlebnisse und Erfahrungen ihrer Ahnen ausdrücklich auf Wunsch ihrer Nachkommen, die alles stets aufs Neue hören wollen, obwohl sie es schon oftmals dem Munde ihrer Mutter »genau« abgelauscht hatten. Aber es geht hier nicht nur um die Erinnerungen als solche, sondern auch um deren unverwechselbare, authentische, kolloquiale und ungemein humorvolle Versprachlichung, die sich die junge, faszinierte Zuhörerschaft einprägen möchte, um dann den eigenen »Kindern und Enkeln« die Geschichte mit *genau* »denselben Worten wiedererzählen zu können«, mit denen sie, wie Charlotte erläutert, »meiner Großmutter von ihrem Vater und meiner Mutter von ihrer Mutter übermittelt wurden« (GmF 91). Die regelmäßige, gleichsam ritualisierte, wortwörtliche Repetition des Erzählvorgangs ist ebenso wichtig für die Erzählerin selbst, denn die dadurch optimierte Gedächtnisschulung bildet eine unerlässliche Voraussetzung für die anschauliche und leicht verständliche Niederschrift ihrer in die Tiefe gleichsam biblischer Zeitläufe eintauchenden Schilderungen. Wolfgang von Weisl, der für zwei Kapitel seiner Memoiren die Familiengeschichte seiner Mutter als vielzitierte Quelle benutzt, verlegt nicht zufällig die Erinnerungen an die böhmischen Ahnen und deren Lebenserfahrungen weit zurück in eine biblische Urzeit, die sozusagen – »vor der Sintflut« liege (LWV 140).

Ein illustratives Beispiel für die gleichsam kettengliedrige Erzähltechnik, d.h. die von Generation zu Generation weitergegebenen Erinnerungen, liefert die eindringliche Charakterisierung Charlotte Herschel-Singers, für deren »Gestalt« sich die Erzählerin schon seit ihrem zehnten Lebensjahr »immer interessiert« hatte. Da jedoch die Großmutter, 71-jährig, 1868 in Prag, zweieinhalb Monate vor der Geburt ihrer Enkelin, verstorben war, war diese auf Berichte der noch lebenden unmittelbaren Nachkommen der Toten angewiesen, und sie hatte deshalb »bei allen, die sie kannten, nach ihr gefragt und [sich] von ihr erzählen lassen« (GmF 180). Höchst verwundert muss sie feststellen, wie unterschiedlich, ja extrem konträr ihre Großmutter von den eigenen Kindern beurteilt wurde. Nur in einem Punkt stimmten alle überein, dass sie eine sakrosankte Machtposi-

¹³ Vgl. Miriam Gebhardt: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932*. Stuttgart: Steiner 1999, S. 18.

tion im Familienkreis innehatte, der sich selbst der Vater, den sie sich buchstäblich zum Manne *genommen* und an dem sie ihr »Erziehungswerk« (GmF 115) verrichtet hatte, widerspruchlos beugen musste. »Sie war die tüchtigste und gebildetste Frau, dabei aber die härteste, die ich je kannte«, erinnert sich eine ihrer Töchter: »Milde, Verzeihung waren ihr unbekannt. Sie strafte erbarmungslos, lobte nur widerwillig« (GmF 181). »Sie war für uns zu groß«, gesteht eine andere Tochter, die leibliche Mutter der Erzählerin, Franziska (Fanny), verh. Popper:

Wenn sie strafte, wusste sie, was sich das Kind dachte, so dass man sich in ihrer Gegenwart nicht einmal zu denken traute. Der Vater hat nie gewusst, wie er mit ihr sprechen soll. Er hat sich vor ihr gefürchtet. Mir war der Vater alles. Ich habe ihn immer bedauert, denn er hat kein Heim gehabt, wenn sie darin war, weil er sich in ihrer Gegenwart unbehaglich fühlte. Dabei hat er sie geliebt, wie vor ihr noch nie eine Frau geliebt wurde (GmF 181).

Mit schierem Entsetzen erinnert sich der einzige überlebende Sohn an seine Mutter: »Sie war der Fluch meines Lebens. Sie hatte kein Verständnis für die Jugend, ihre Streiche und ihren Übermut. Wäre sie der Nachsicht fähig gewesen, hätte sie versucht, die Welt mit meinen Augen zu sehen, hätte ich ein Elternhaus gehabt. So hatte ich eine Hölle« (GmF 181). Einzig die Tochter Marie, verh. Michlup, die ihrer Mutter »von allen acht Kindern am ähnlichsten« war (GmF 150), bringt ihre »Nachrede« mit uneingeschränkter Bewunderung zum Ausdruck:

Sie war die Vollkommenheit. Sie hatte keinen Fehler. Ihre Liebe zu den Kindern war uferlos. Für jedes Kind einzeln hätte sie ihr Herzblut verspritzt, um es glücklich zu machen. Nie hat sie der Vater übellaunig gesehen, nie einen Vorwurf gehört, nie eine Klage. Sie, die schönste Frau der Welt, vergrub sich in einem Dorfe, arbeitete für zehn und machte, als wäre es selbstverständlich (GmF 181).

Mit dieser mehrstimmigen und kontroversen Charakterisierung der Zentralfigur durch ihre eigenen nächsten Nachkommen erzielt die erzählende Enkelin ein hohes Maß an Objektivität, reiht sie doch die einzelnen Urteile ohne Kommentar aneinander. Lediglich die Reihenfolge lässt ihre Präferenz erahnen. Denn das letzte Wort hat Marie, die Tante und zugleich Adoptivmutter der Erzählerin, die von allen noch lebenden Verwandten für die Nichte die wichtigste und liebste Frauenfigur darstellt, wichtiger und liebenswerter gar als die leibliche Mutter.

Wie schon die Wahrnehmung des Gegenwärtigen ist – mehr noch – die Erinnerung des Vergangenen ein Prozess subjektiver Selektion¹⁴, der sich im Erzählen als ein Balanceakt zwischen Konstruktion und Rekonstruktion¹⁵ manifestiert und zeitlich mit einer dreifachen Horizontverschmelzung einhergeht: »Erinnerungen sind die hinfälligen, aber machtvollen Produkte dessen, was wir aus der Vergangenheit behalten, über die Gegenwart glauben und von der Zukunft erwarten.«¹⁶ Diese wechselseitige Durchdringung der Zeitebenen ist im oben zitierten, von Paul Gauguin stammenden Motto vorweggenommen (S. 113), das als integratives und strukturbildendes Leitmotiv in Charlotte von Weisls Familiengeschichte gelten kann.

Neben den erwähnten werden oft weitere »Medien des Erinnerns« in den familiären Gedächtnisraum einbezogen. Auch emotional bedeutsame Gegenstände der bürgerlichen »materiellen Kultur« wecken als sogenannte Übergangsobjekte die Erinnerung und erhalten sie aufrecht: »Lieux de mémoire« oder »Mnemotope«, wie Pierre Nora und Maurice Halbwachs solche »Erinnerungsorte« bezeichnen.¹⁷

Zu den markantesten, nicht nur religiösen Gedächtnisstätten in Familiengeschichten zählen Friedhöfe. Charlotte Weisl besucht den Neuen Jüdischen Friedhof in Prag-Olšany in den 1920-er Jahren, als sich die jüdische Lebenswelt nach dem Untergang des Habsburgerreichs in der neuen Tschechoslowakei bereits grundlegend verändert hatte. Auf der Suche nach Gräbern der Großeltern findet sie nur noch jenes ihres Schwiegervaters, des Prager Arztes Dr. Wolf Weisl:

14 Vgl. Sabine Moller: *Erinnerung und Gedächtnis*, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 12.04.2010, URL: http://docupedia.de/zg/Erinnerung_und_Gedächtnis unter Hinweis auf Siegfried J. Schmidt (Hg.): *Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.

15 Vgl. Gebhardt: *Das Familiengedächtnis* (Anm. 13), S. 18: »Die Vorstellungen in der Gedächtnispsychologie pendeln zwischen einer partiell re-konstruktivistischen und einer radikal konstruktivistischen Auffassung.«

16 Daniel L. Schacter: *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999, S. 496; zit. nach Moller: *Erinnerung und Gedächtnis* (Anm. 14, kursiv: D.G.).

17 Pierre Nora: *Les Lieux de mémoire*. 7 Bde. Paris: Gallimard 1988–1992 (*Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Dt. von Wolfgang Kaiser. Berlin: Wagenbach 1990). Zu einer der bedeutendsten jüdisch-christlichen Gedächtnisstätten vgl. Maurice Halbwachs: *La Topographie légendaire des Évangiles en Terre sainte. Étude de mémoire collective*. Paris: Presses Univ. de France 1941 (*Stätten der Verkündigung im Heiligen Land. Eine Studie zum kollektiven Gedächtnis*. Übersetzt und hg. von Stephan Egger. Konstanz: Universitätsverlag 2003); zusammenfassend *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Hg. von Christian Gudehus, Ariane Eichenberg, Harald Welzer. Stuttgart, Weimar: Metzler 2010, S. 184–188.

Vom alten Friedhof blieben nur ungefähr zehn Meter im Quadrat übrig. Alles andere war mit vierstöckigen Häusern verbaut. Grabsteine lagen kunterbunt zerbrochen; die Gräber meiner Großeltern konnte ich nicht mehr finden. Nur *sein* Grab ist geblieben; ein herrlich grüner Hügel mit einem hohen Grabstein aus schwarzem Granit hat dem Sturm der Wetter standgehalten (GmF 169, kursiv: D.G.).

Häuser, Wohnungen und deren Interieurs gehören als erzählte Räume zum Grundbestand des Familiengedächtnisses und spiegeln im Wahrnehmungshorizont der bürgerlichen Eigentümer den erreichten hohen sozialen Status, das »symbolische Kapital«, der Familie wider.¹⁸ Dazu tragen großflächige Suiten mit stilvollen, opulenten Einrichtungsgegenständen bei, ebenso Landgüter und palaisähnliche Patrizierhäuser, wie Simon Michlup, der Adoptivvater der Erzählerin, sie in Prag und Umgebung besaß. Sein im nobelsten Viertel der Prager Innenstadt gelegenes und sogar mit »einem großen Tanzsaal« ausgestattetes Geschäfts- und Wohnhaus galt als stadtbekanntes »Sehenswürdigkeit« (Abb. 14, S. 87). »300 Gäste bei einem Ball waren nicht selten«, und »die ›Soireen« im Hause Michlup [waren] Stadtgespräch in Prag« (GmF 150). Doch auch die Wiener Wohnung der Weisls konnte sich sehen lassen und wurde nicht minder zu Repräsentationszwecken genutzt. Sohn Wolfgang hatte sie noch gegen Ende seines Lebens mit vielen Details im Gedächtnis bewahrt:

An einem lebensgroßen venezianischen Mohr vorbei – vor dem ich mich als Kind einigermaßen fürchtete – kam man ins »grüne« Musikzimmer mit einem zweiten Flügel, wo wir Kinder Klavierunterricht erhielten, danach in den »roten Damensalon«, in das »Herrenzimmer«, wo auf einem orientalischen Divan Papa sein Nachmittagsschlafchen hielt, und dann ins Speisezimmer [...]. Zwei anderthalb Meter hohe chinesische Vasen standen zwischen den Fenstern, in der Mitte des Zimmers – ein Ausziehtisch für 32 Gedecke! Meine Mutter war von ihrem Elternhaus an noch größere Verhältnisse gewöhnt, aber für Wien, selbst der damaligen imperialen Zeit, war unser Haus ungewöhnlich geräumig. Es gab oft Empfänge und Gesellschaften, jeden zweiten Sonntagvormittag war Mama »at home« oder hatte, wie man damals sagte, ihren »Jour« (LWV 165).¹⁹

18 Pierre Bourdieu: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Übersetzt von Bernd Schwibs und Achim Russler. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982; ders.: *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In: *Soziale Ungleichheiten*. Hg. von Reinhard Kreckel. Göttingen: Schwartz 1983, S. 183–198; daran anschließend Simone Lässig: *Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004.

19 »Jour« hier im Sinn von »Jour fixe« oder »Salon«.

Dieser feudale Lebensstil großbürgerlicher Familien bildet den als verdient empfundenen Schluss- und Höhepunkt einer langen Wanderschaft, die auch in dem hier edierten Erinnerungswerk über Jahrhunderte zurückgelegt worden war. Diese stete Wanderschaft der Vorfahren wurde durch die Soziologie vieler individueller, wechselvoller Lebenswege und Schicksale über Generationen hinweg bestimmt, durch Berufswahl und Heirat, ökonomische Dynamik oder Stillstand, Fort- oder Rückschritt, Auf- oder Abstieg, durch Ortswechsel sowie durch permanente, für das deutsch-böhmisch-jüdische Bürgertum typische Migrationsbewegungen. Im Laufe des 19. Jahrhunderts waren viele jüdische Familien in die wirtschaftlich aufstrebenden böhmischen Städte und Gemeinden übersiedelt: zunächst nach Karlsbad, Marienbad, Pilsen oder Reichenberg, dann weiter nach Prag und schließlich nach Wien als der zentralen Metropole und (jüdischen) Zuwanderungsstadt des Habsburgerreiches par excellence.

So waren einst – nach einigen Zwischenstationen in kleineren Landgemeinden – auch die Vorahnen Charlotte von Weisls aus der ›Judengasse‹ in Wotitz/Votice nach Prag gezogen, um dort ihren bürgerlichen Aufstieg voranzutreiben. Charlottes Sohn Wolfgang verwies noch in seinen Memoiren *Lang ist der Weg ins Vaterland* ausdrücklich auf den ehrgeizigen, zielgerichteten und familiengeschichtlich wohl folgenreichsten Schritt Charlotte Herschel-Singers, der sie bewogen hatte, mit ihrer kinderreichen Familie nach Prag zu ziehen – selbst gegen den Willen ihres genügsamen Ehemannes, der lieber auf dem Land verblieben wäre:

Charlotte sparte, sparte mit eiserner Energie. Denn sie wollte nicht, dass ihre Kinder in diesem Dorf *verbauern*. Sie wollte nach Prag. Nach mehr als zwanzig Jahren hatte sie tatsächlich ein kleines Vermögen zusammengespart: 30.000 Gulden!²⁰ Damit übersiedelte die Familie mit sieben Kindern (um 1850) nach Prag.²¹ In einer Zwei-Zimmerwohnung in Karolinenthal blieb sie 14 lange Jahre, bis zum Tode ihres Gatten (1864).²²

Urbane Verbürgerlichung statt ›Verbauerung‹ auf dem Land sind hier die für die bürgerliche Modernisierung und Aufstiegsmobilität des 19. Jahrhunderts vorrangigen Beweggründe, erkaufte um den Preis asketischer Lebenshaltung und einer bisweilen drako-

²⁰ Ein damaliger Gulden entspricht der heutigen Kaufkraft von ca. zehn Euro. Das in den Augen Wolfgang von Weisls »kleine Vermögen« betrug umgerechnet somit immerhin € 300.000, was die Erzählerin Charlotte von Weisl daher mit Recht zutreffender als ein »für damalige Verhältnisse enormes Vermögen« bezeichnet (GmF 121, kursiv: Ch. v. W.).

²¹ Charlotte Singer und ihr Mann Emanuel hatten ursprünglich sogar acht Kinder, sechs Töchter und zwei Söhne. Der ältere, Sigmund, war kurz vor der Übersiedlung der Familie nach Prag plötzlich spurlos verschwunden (siehe GmF 120).

²² Zit. nach dem digitalisierten Originalmanuskript LWV (Grazer Weisl-Archiv), S. 41.

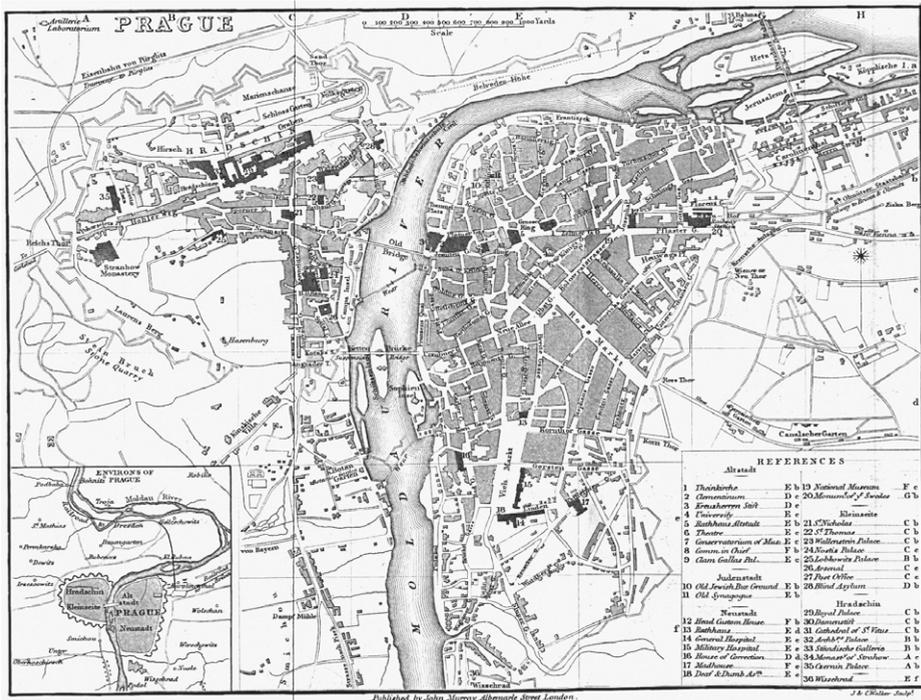


Abb. 4: Prag, 1858

nischen Erziehung – mittels massivster körperlicher Züchtigungen und Verletzungen –, die noch die heiratsfähigen Töchter Charlotte Herschel-Singers in Prag am eigenen Leib zu spüren bekamen, am krasssten jenes der Mädchen, das sich über sein vermeintlich armseliges Hochzeitskleid zu mokieren wagte:

»Mutter, das ist eine Ausstattung, die du mir gibst, das sind ja Fetzen; Paula bekommt von jeder Sorte 12 Dutzend und ein blaues, ein braunes, ein schwarzes und ein grünes Seidenkleid und ein weißes Brautkleid.« Da brach das Temperament bei meiner Großmutter wieder einmal durch. Mit dem Kochlöffel, den sie gerade hielt, stürzte sie sich auf die Minna und schlug sie auf den Rücken und sagte: »Da hast du ein braunes, da ein grünes, da ein schwarzes, da ein blaues Seidenkleid. Da hast du zwölf Dutzend von jeder Sorte Wäsche.« Und sie schlug und sie schlug. Minna brüllte vor Schmerzen. Meine Großmutter ließ mit Schlagen nicht nach. Die Schwestern stürzten aus dem Nebenzimmer in die Küche. Der Mutter in den Arm zu fallen, verbot der Respekt. Die Minna der Mutter wegzureißen, hatten sie nicht die Kraft, denn die Großmutter hatte in ihrem unbeschreiblichen Zorn Riesenkräfte und schlug mit dieser



Abb. 5: Marie Michlup-Singer, 1863 im Hochzeitskleid

Riesenkraft unaufhörlich und erbarmungslos solange auf die Minna ein, bis diese vor Schmerz halb ohnmächtig zu Boden fiel (GmF 125 f.).

1886 übersiedelte der 1857 in Zabiehlitz/Záběhlice bei Prag geborene Dr. juris Ernst Franz Weisl weiter nach Wien, zwei Jahre später, 1888, folgte ihm die Familie seiner späteren Frau Charlotte. Von Prag über Wien nach Paris hatten schon zwei Jahrzehnte zuvor, 1865, Charlottes Adoptiveltern, Simon Michlup und seine Frau Marie, geb. Singer, ihre Hochzeitsreise unternommen, und ihre bald immer weiter ausgreifenden internationalen Handelsbeziehungen hatten den Blick unwiderstehlich auf diese beiden als attraktive, mondän empfundene Weltstädte gelenkt: »Ich habe die ganze Zeit schon neue Pläne geschmiedet, das Geschäft zu vergrößern und es zu führen wie die großen Häuser in Wien und Paris« (GmF 185), so die ambitionierte Zielvorstellung Maries, die bereits als moderne, sich ständig auf Dienstreisen befindliche Managerin eines Import-Export-Unternehmens agierte und das ihr zur Verfügung stehende Zeitpensum minutiös, in einem geradezu atemberaubenden Tempo voll zu nutzen wusste. Marie Singer-Michlup ist nach ihrer Mutter, der sie – wie gesagt – »von allen acht Kindern am ähnlichsten« war (GmF 150), die zweite herausragende, über die Maßen energiegeladene Frauenfigur dieser Familiengeschichte.

3. Ahnenforschung zur ›Feudalisierung‹ des Bürgertums

GENEALOGIE, die Wissenschaft von Ursprung, Folge und Verwandtschaft der Familien und deren einzelnen Mitglieder, verdankt ihre Entstehung dem Bewußtsein des Menschen, daß er nur ein Glied in der langen Reihe der Generationen ist. [...] So ist die Bibel voll von genealogischen Verzeichnissen [...]. Aus dieser Erkenntnis erwuchs [...] in jüngster Zeit die moderne jüdische Familienforschung.²³

Familiengeschichten, Chroniken, ihre Dokumentation durch Stammbäume und Familienwappen dienen im Verlauf des 19. Jahrhunderts zusehends der gesellschaftlichen Statusbildung, die als »kulturelle Praktik der Selbsterforschung« mit der »Bürgerlichkeit« dieser Zeit »aufs Engste verbunden war.«²⁴ Familien, die das groß- und bildungsbürgerliche Avancement geschafft hatten, wollten auch auf eine möglichst lange Ahnenkette verweisen können: »Die Dokumentation der Familiengeschichte wird mit Stolz unternommen. Er klingt noch heute bei einigen deutschen Einwanderern in Israel an: eine Ahnentafel mit der Tatsache, den berühmten Rabbi Löw zu den Ahnen zählen zu dürfen, eine Familiengeschichte, die sich bis ins 12. Jahrhundert zurückverfolgen lässt.«²⁵

Die »Bilder der Menschen, die Ihr mit Stolz Eure Ahnen nennen könnet«, kurzum: den »Familiensinn« (GmF 91), benennt Charlotte von Weisl einleitend ihren Kindern gegenüber als eines der Leitmotive ihrer Erzählung. ›Ahnenstolz‹, so weiß auch ein Biograph des von keinem Geringeren als Heinrich Heine²⁶ hochverehrten Fürsten Hermann von Pückler-Muskau (1785–1871) zu berichten, sei ein nicht nur Adeligen, sondern auch Bürgerlichen innewohnendes »wohlthuendes Gefühl«, sofern die Kette der Vorfahren solch Ehrgefühl rechtfertigt und man sich nicht die spöttische Nachfrage nach einer allfälligen ›Degeneration‹ gefallen lassen müsse: »wenn man weit hinauf die Glieder seines Stammes verfolgen kann und stets nur Ursache hat, sich seiner Vorfahren und seiner Abstammung zu freuen«, und in dieser nur »ehrenwerte, tüchtige oder gar

23 *Jüdisches Lexikon. Enzyklopädisches Handbuch jüdischen Wissens in vier Bänden.* Bd. 2. Berlin: Jüdischer Verlag 1928.

24 Gebhardt: *Das Familiengedächtnis* (Anm. 13), S. 21.

25 Rossbacher: *Literatur und Bürgertum* (S. 9, Anm. 2), S. 63. – Rabbi Löw (auch Judah Löw oder Jehuda ben Bezafel Löw, 1520–1609): aus Worms stammender berühmter Philosoph, Gelehrter, und Talmudist, Repräsentant des mystisch-phantastischen Prag, legendärer Erschaffer des Golem (siehe S. 32), einer zum Leben erweckten Lehmfigur (vgl. den Roman *Der Golem*, 1913/14, des Wiener Schriftstellers Gustav Meyrink, den Wolfgang von Weisl in seiner Autobiographie als »genialen Theosophen« würdigt, LVW 128).

26 Heine stellte seiner *Lutezia* (1854) einen »Zueignungsbrief an Seine Durchlaucht den Fürsten Pückler Muskau« voran.

ausgezeichnete Männer und Frauen« findet.²⁷ Wie der bürgerliche nicht vom adeligen, so unterschied sich der jüdische Ahnenstolz »prinzipiell nicht vom nichtjüdischen«²⁸, was auch für beider ehrgeizige Anlehnung an den »adligen Geschlechterstolz« gelte. Ungebrochene Geschlechterabfolge, Konservierung materiellen und geistigen Eigentums bilden die familiengeschichtlichen Grundmotive, ebenso die Weitergabe moralischer Maximen und sozioökonomischer Erfolgsrezepte der Vor- an die Nachfahren. Verstöße gegen den tradierten Tugendkatalog, wie beispielsweise ein hypertrophes »Höher-Hinaus-Wollen«, werden in der Weisl'schen Familiengeschichte streng bestraft. Ungehorsame und untreue Söhne, die »das Leben im Dorfe« nicht mehr schätzten und eigenmächtig, ohne Zustimmung der Eltern fortzogen, »blieben verschollen« (GmF 93) oder wurden gar umgebracht, weil sie – wie der unglückliche Hugo Weisl – den Rat des Vaters zu politischer Vorsicht missachtet hatten (GmF 158 f.). Auch die vier Brüder Charlotte Herschels, die alle schon – dank akademischer, medizinischer und maschinenbautechnischer Ausbildung – »in den glänzendsten materiellen Verhältnissen lebten« (GmF 110), bleiben auf längere Sicht vom Unglück nicht verschont, weil ihnen der solidarische »Familiensinn« fehlte. Keiner von ihnen war nach dem frühen Tod der Mutter (1812) und des Vaters (1818) bereit gewesen, die jüngste der Geschwister, die noch unverheiratete, mittellose, ohne Aussteuer übrig gebliebene Schwester zu unterstützen. Dass alle vorzeitig aus dem Leben scheiden mussten und ihre Ehen – abgesehen von einem einzigen, frühverstorbenen »Kinderl« (GmF 119) – ohne Nachkommen blieben, galt in der Weisl'schen Familienerzählung wohl nicht als Zufall, sondern wurde als gerechte Strafe für das ganz und gar *unfamiliäre*, ja »brutale«, »unmenschliche« Verhalten der Brüder angesehen. »Gott hat unseren Söhnen viel gegeben«, hatte die Mutter Ruth Herschel, geb. Kohn, frühzeitig prophezeit, »Geist und Pflichttreue, Sparsinn und Fleiß. Aber eines hat er ihnen verwehrt. Er hat ihnen kein Herz gegeben. Dort wo andere Menschen es haben, scheint bei ihnen ein Loch zu sein« (GmF 99 f.). Erst angesichts des Todes wird Charlotte ihren egoistischen Brüdern verzeihen (GmF 119, 179).

Die »Aristokratisierung« des ehrgeizigen, aufstiegswilligen Bürgertums manifestiert sich auch in der Aneignung feudaler »Privilegien« wie des Duells zur *Satisfaktion*, der vermeintlichen Wiederherstellung verletzter mannesstolzer Ehre.²⁹ Wohl auch zu diesem Zweck traten prominente Juden in akademische Korporationen ein, wie etwa Theodor Herzl 1881 in die Wiener »schlagende« Studentenverbindung Albia (aus der

27 August Jäger: *Lebensgeschichte des Fürsten Hermann von Pückler-Muskau*. Nachdruck des Originals von 1843. Bremen: Salzwasser 2013, S. 51.

28 Rossbacher: *Literatur und Bürgertum* (S. 9, Anm. 2), S. 63.

29 Siehe Miriam Rürup: *Ehrensache. Jüdische Studentenverbindungen an deutschen Universitäten 1886 bis 1937*. Göttingen: Wallstein 2008.

er jedoch wegen deren antisemitischen Gedankenguts schon nach zwei Jahren wieder austrat). Sein drei Jahre älterer juristischer Fachkollege und späterer Wiener zionistischer Mitaktivist Ernst Franz Weisl war während seines Studiums in Prag ein besonders aktiver und ehrgeiziger ›Bundesbruder‹ der deutsch-jüdischen, ebenfalls »schlagenden« Korporation Carolina geworden und blieb mit ihr als »D. C. Senior« lebenslang stolz verbunden. Seine Frau Charlotte erwähnt diese Tatsache nicht ohne Bewunderung (GmF 223), die später auch Sohn Wolfgang bekundete. Der Vater, »einst ein gefürchteter Säbelfechter in Prag«, habe »aus jener Zeit die studentischen Ehrenprinzipien bewahrt und uns drei Kindern eingepflanzt. Feigheit war das schlimmste Laster.«³⁰

Als k.u.k. Militärjurist in Wien hat Ernst Franz von Weisl den Ehrbegriff als »die Achtung durch Berufs- und Classengleiche« und »im subjectiven Sinn« als »die Furcht vor dem Verlust dieser Achtung« definiert.³¹ Vom spartanischen und unerschrockenen Fechtunterricht, den ihm sein Vater erteilte, leitete Sohn Wolfgang noch im Jahre 1946 als Häftling im britischen, 15 km westlich von Jerusalem gelegenen Militärlager Latrun seine, den Betarim, der jüngeren Generation der Zionisten, als Vorbild dienende militärische Kampfbereitschaft zur Errichtung eines jüdischen Nationalstaats ab. Der Schüler des Wiener Piaristengymnasiums befand sich erst im 15. Lebensjahr, als sein Vater mit »zwei Säbeln und einer Fechtmaske nach Hause« gekommen war und ihm befohlen hatte, »das Hemd abzulegen«. Er brachte ihm »das Säbelfechten bei«, »indem er ihm Striemen auf die nackte Brust oder die nackten Arme schlug, wenn er unvorsichtig aus der Parade ging« (LWV 433).

Ihr begehrtestes, höchstes Ziel erklomm die bürgerliche Sehnsucht nach feudalen Lebensformen mit der allseits öffentlich sichtbar gemachten Nobilitierung, die für Juden im Laufe ihrer ambitionierten Emanzipations- und Assimilationsgeschichte von noch größerer Bedeutung war als für Nicht-Juden. Als erster ungetaufter Jude in der Habsburgermonarchie war Israel Hönig (Edler von Hönigsberg), Besitzer eines Tabakmonopols in Böhmen und Großkaufmann in Wien, 1789 von Kaiser Joseph II. geadelt worden. Der zweite folgte schon ein Jahr später: Joachim Edler von Popper (1722–1795), über eine Seitenlinie väterlicherseits mit der Chronistin Charlotte von Weisl (geb. Popper) verwandt.³² Insgesamt wurden im Habsburgerreich etwa 220 (getaufte

30 *Skizze zu einer Autobiographie*. In: Wolfgang von Weisl: *Die Juden in der Armee Österreich-Ungarns*. [...] Tel Aviv: Olamenu 1971, S. 35.

31 Ernst Franz von Weisl: *Ehre und Ehrennotwehr*. In: Monatsblätter des wissenschaftlichen Club (Wien) 21 (1899), S. 55; dazu die Kritik von Maximilian Paul Schiff: *Ehrennotwehr*. In: Das Recht. Volkstümliche Zeitschrift für österreichisches Rechtsleben (Wien), 1. Juli 1911, S. 9: »Ein zivilistischer Übermilitär, Dr. Ernst Franz Weisl, reklamiert allerdings die Ehrennotwehr auch für den Offizier in Zivil unter Hinweis auf dessen ›höhere Ehrbegriffe‹« (kursiv: D.G.).

32 Im Nachlass der Familie Weisl befindet sich ein eigenes Stemma der Familie Popper, aus dem her-

und ungetaufte) Juden bis Kriegsende 1918 geadelt, darunter schließlich auch Ernst Franz von Weisl. Er verdankte seine – buchstäblich im letztmöglichen historischen Moment, im September 1918, zwei Monate vor dem Ende des Ersten Weltkriegs und der Abdankung des letzten habsburgischen Kaisers Kaiser Karl I. erfolgte – Nobilitierung seinen außerordentlichen militärjuristischen Leistungen und seiner allseits anerkannten, engagierten Präsidentschaft in der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft (1898–1914), der auch einflussreiche adelige Mitglieder angehörten. Seine Frau Charlotte verwies ihrerseits mit Genugtuung auf das Privileg, als Mädchen in Prag mit vielen adligen Kindern befreundet gewesen zu sein: »Der ganze böhmische Hochadel, die Schwarzenbergs, Lažanskýs, Kinskys, Harrachs u. a. gaben keine größere Kindergesellschaft, ohne dass ein Brieflerl mit einer Einladung für mich ins Haus geflogen wäre« (GmF 210).

Obwohl sich »Judentum und Adelstitel« in der Habsburgermonarchie prinzipiell vereinbaren ließen³³, gab es weiterhin zähleibige Vorbehalte von Seiten des alteingesessenen, erbberechtigten Hoch- und Hofadels gegenüber dem modernen jüdischen Finanzadel:

Im Allgemeinen jedoch äußern die Wiener Aristokraten eine entschiedenste Mißachtung vor den Söhnen Israels, die ihre Freiherrnkrone nur kraft ihres Geldes erlangt haben. Sie empfangen dieselben nicht in ihrem Hause. Wenn sie zu ihnen gehen, so geschieht es einzig und allein in Geschäften. [...] Die christliche und die jüdische Gesellschaft zu Wien bleiben einander fremd und man sieht nicht ein, wie sie einander näher kommen sollen.³⁴

Der »echte« Uradel war deshalb im Gegenzug bestrebt, sich durch weit zurückreichende, erblich gesicherte Stammbäume zu legitimieren und sich derart vom neuereichen bürgerlichen, vorzugsweise jüdischen Aufstiegsadel abzugrenzen.³⁵

Im Zuge des wachsenden Interesses standesbewusster Besitz- und Bildungsbürger für genealogische Nachforschungen und »Ahnenpflege« in ihren eigenen Familien war

vorgeht, dass Charlottes Urgroßvater einer Seitenlinie des geadelten Familienzweigs der Familie Popper entstammte. Es bestand allerdings kein direktes Verwandtschaftsverhältnis zu Joachim Edler von Popper, wie Wolfgang von Weisl in seiner *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 30) ausführt: »Meine Mutter stammte nicht von diesem kinderlos gebliebenen Millionär ab, sondern von der jüngeren Linie, die während der napoleonischen Kriege ganz verarmte.«

33 Kai Drewes: *Jüdischer Adel. Nobilitierungen von Juden im Europa des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/M., New York: Campus 2013, S. 226 f.

34 Graf Paul Vasili [Pseud. für Prinzessin Katharina Radziwill]: *Die Wiener Gesellschaft*. Leipzig: Le Soudier 1885, S. 227.

35 Roman Sandgruber: *Traumzeit für Millionäre. Die 929 reichsten Wienerinnen und Wiener im Jahr 1910*. Wien, Graz, Klagenfurt: Styria 2013, S. 135 ff.

bereits 1870 in Wien der sogenannte »Adler« gegründet worden, nach dem »Herold« in Berlin die zweitgrößte »Heraldisch-Genealogische Gesellschaft« Europas. Diese zunächst oft nur von Laien betriebenen Institutionen mussten sich allerdings noch gegen den Ruf mangelnder Wissenschaftlichkeit wehren, bis im Jahre 1898 der führende, aus Iglau in Mähren stammende Historiker und seit 1860 als Professor an der Wiener Universität lehrende Ottokar Lorenz (1832–1904) ein maßgebliches genealogisches Standardwerk auf historisch-deskriptiver und erbbiologischer Basis publizierte. Abträgliche Relativierungen jeglicher Art würden sich fortan, konstatiert der Verfasser kategorisch, von selbst verbieten, denn nun liege die Beweiskraft der Ahnenforschung »im Blute begründet«. ³⁶ Der Interessentenkreis für familiengeschichtliche und genealogische Fragestellungen dehnte sich rasch auf breitere Schichten des Bürgertums aus, so dass 1904 in Leipzig eine »Zentralstelle für deutsche Personen- und Familiengeschichte« geschaffen werden konnte, die nach zehn Jahren bereits rund 200.000 Personen erfasst hatte. Auch diese Institution stellte reichhaltige Datensammlungen für »die Erforschung medizinisch-biologischer und soziologischer Probleme« zur Verfügung und gewährleistete so »eine wachsende Erkenntnis von der Wichtigkeit des Vererbungsproblems«. ³⁷

Gleichzeitig etablierte sich auch eine speziell jüdische Familienforschung. 1898 gründete Max Grunwald (1871–1953), ein aus Oberschlesien stammender Historiker, Ethnologe und Rabbiner, eine »Gesellschaft für jüdische Volkskunde zu Hamburg«. 1903 übersiedelte Grunwald nach Wien ³⁸, wo unter seiner Ägide vom Jüdischen Museum eine »Zentralstelle für Familienforschung« eingerichtet wurde, in Verbindung mit einer Zeitschrift, dem »Archiv für jüdische Familienforschung, Kunstgeschichte und Museumswesen«, 1912 bis 1914 herausgegeben von dem Historiker, Juristen und zionistischen Aktivist Paul Diamant (1887–1966). Dessen Aktenbestand enthält auch Stemmata der mit ihm befreundeten Familie Weisl. ³⁹

Schließlich hat auch Ernst Franz von Weisl eigene familiengeschichtliche Erkundungen angestellt. Wie aus einem an ihn adressierten Antwortschreiben des israelitischen Matrikelführers der südböhmischen Gemeinde Bresnitz/Břežnice vom 6. Okto-

36 Ottokar Lorenz: *Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Ahnentafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen, und naturwissenschaftlichen Bedeutung*. Wien: Hertz 1898, S. 251.

37 Dorothee Früh: *Die Genealogie als Hilfswissenschaft der Humangenetik*. In: *Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Biologie* (Göttingen) 4 (1999), S. 141–162.

38 In Wien heiratete Grunwald übrigens Margarethe Bloch, die Tochter des Floridsdorfer Rabbiners und Abgeordneten des österreichischen Reichsrats Joseph Samuel Bloch (siehe S. 42, 63).

39 Seit 1925 engagierte sich Paul Diamant gemeinsam mit Wolfgang von Weisl für die von Wladimir Zeev Jabotinsky gegründete revisionistisch-zionistische Bewegung, später beteiligte er sich in Wien mit Weisl auch an der Alija Beth, der Organisation »illegaler Transporte« von Juden vorwiegend aus Mittel-, Südost- und Osteuropa nach Palästina.

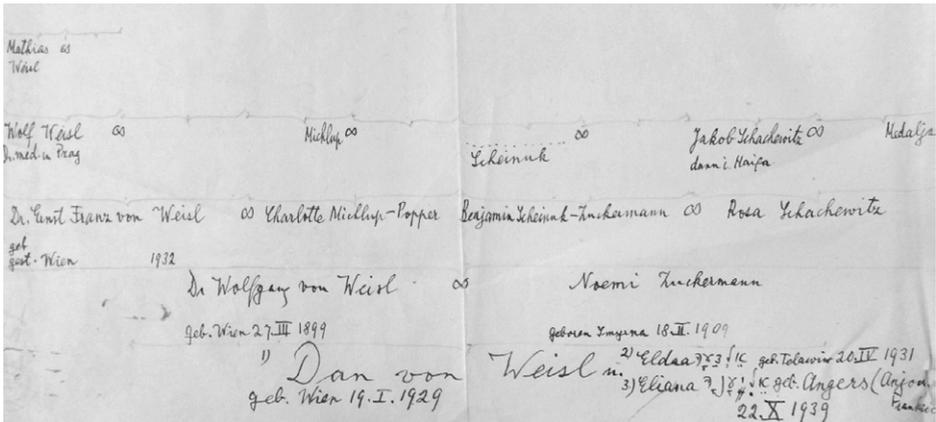


Abb. 6: Genealogische Aufzeichnungen über die Familie Weisl aus dem Nachlass Paul Diamants

ber 1912 ersichtlich ist⁴⁰, galt sein Interesse hauptsächlich der schon erwähnten (S. 8 f.), wohl bedeutendsten Persönlichkeit der Familiengeschichte: Joachim Edler von Popper, der seinem Vater Benjamin Wolf Popper (1685–1769) als Primas der böhmischen Juden nachgefolgt war (vgl. GmF 172).

Unter Berufung auf Ottokar Lorenz als den Pionier der Genealogie und deren Bedeutung für die jüdische Geschichtswissenschaft erweiterte Paul Diamant das erbbiologische Blickfeld durch Einbeziehung genetisch-anthropologischer Aspekte. Dass die Abstammung unentrinnbar sei, würde »die Evidenzhaltung der Täufflinge« allen beweisen, die schon am Absprung vom Judentum wären. Die demographische Bestandsfähigkeit der Judenheit könne durch eine präzise und detaillierte genealogische Aufklärung der Nachkommenschaft zur Vermeidung von »Mischehen« gewährleistet werden. Erst dank Medizin und Anthropologie seien nunmehr diese Faktoren, die die »Lebensfähigkeit des Judentums« garantieren sollen, ins allgemeine Bewusstsein gehoben worden.⁴¹

Das Interesse jüdischer Familien an einer möglichst weit zurückreichenden und dokumentierten Ahnentafel ist nicht nur gesellschaftlichen Aufstiegsbestrebungen und spezifischen, selbstbewussten internen Identitätsbildungen geschuldet, sondern beruht

⁴⁰ Der von Julius Leverey unterzeichnete Brief befindet sich im Anhang des Originalmanuskripts der Familiengeschichte Charlotte von Weisls.

⁴¹ Paul Joseph Diamant: *Sinn und Zweck der jüdischen Familienforschung*. In: *Archiv für jüdische Familienforschung* (Wien) 1 (1912), Heft 1, S. 2–5.



Abb. 7: Bresnitz/Březnice, Synagoge, dahinter das Palais Popper



Abb. 8: Bresnitz/Březnice: Jüdischer Friedhof

auch auf einer generellen modernen »Biologisierung der jüdischen Geschichte«. ⁴² In seiner programmatischen Einleitung zum »Archiv für jüdische Familienforschung« hielt Paul Diamant fest, dass von der »Bekanntheit mit der Bedeutung der Vorfahren« auch neue eugenische Erkenntnisse zu erwarten seien, und verweist namentlich auf den Wiener Anthropologen Ignaz Zollschan, der in seinem »trefflichen Buch« *Das Rassenproblem unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage* (1910) vor dem schädlichen Einfluss von Mischehe, aber auch Inzucht auf die »Lebensfähigkeit des Judentums« gewarnt habe. ⁴³ In diesem Zusammenhang verdient der Wiener Zionist und Zahnarzt Leopold Sofer Erwähnung, der in mehreren Periodika (wie z. B. Arthur Ruppins »Zeitschrift für Demographie und Statistik der Juden« oder Ludwig Woltmanns »Politisch-anthropologischer Revue«) einschlägige rassenkundliche Beiträge mit anti-assimilatorischer Tendenz veröffentlichte. Sowohl Zollschan als auch Sofer waren Bekannte der Familie Weisl. ⁴⁴ Selbst Ernst Franz von Weisl hatte sich mit der jüdischen Rassenfrage und Demographie befasst, vor allem in einem Beitrag unter dem provokativen Titel *Rassenmord. Die Entsittlichung des Ehelebens der Juden der »besseren« Stände* im Wiener »Jüdischen Volksblatt« vom 1. Mai 1903, auf den unten noch zurückzukommen sein wird (S. 57, 82).

Von zentraler Bedeutung für die Weisl'sche Familiengeschichte ist ein von dem im böhmischen Olmütz geborenen Zionisten Egon Michael Zweig (1877–1949) verfasster, als programmatisches Motto oben (S. 17) schon zitierter Aufsatz über die *Familienüberlieferung im Dienste der völkischen Idee*, der in der »Jüdischen Volksstimme« (Brünn, Wien) vom 10. März 1905 erschienen war. Bei »der mündlichen Überlieferung« von Familiengeschichten, so der Autor, könne man es nicht bewenden lassen, vielmehr sollten »Chroniken« verfasst werden, in denen von »jedem Familienmitglied [...] die wichtigsten Daten, seine außerordentlichen Lebensschicksale, etwaige Witzworte und Anekdoten aufbewahrt« werden müssten. »Photographien, alte Briefe und Aufzeichnungen, in einem korrespondierenden Archive geordnet, würden sich trefflich in den Rahmen

⁴² Vgl. Veronika Lipphardt: *Biologie der Juden. Jüdische Wissenschaftler über »Rasse« und Vererbung 1900 bis 1935*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2011.

⁴³ Diamant: *Sinn und Zweck der jüdischen Familienforschung* (Anm. 41), S. 4 f. – Ignaz Zollschans 1910 im Wiener Verlag Braumüller erschienene Schrift erzielte bis 1925 fünf weitere Auflagen (vgl. dazu Paul Weindling: *The Evolution of Jewish Identity. Ignaz Zollschan between Jewish and Aryan Race Theories*. In: *Jewish Tradition and the Challenge of Darwinism*. Hg. von Geoffrey Cantor, Marc Swetlitz. Chicago, London: UChP 2006, S. 116–136).

⁴⁴ Zollschan schloss sich später dem Revisionismus an, wodurch sich auch politische Berührungspunkte mit Wolfgang von Weisl ergaben (vgl. LWV 37, 87, 249); Leo Sofer war Ernst Franz von Weisls Stellvertreter als Vorsitzender der zionistischen Wiener Ortsgruppe Mariahilf-Neubau (vgl. GmF 252).

fügen.« Die jüdische Familie sei von mehreren Seiten in Bedrängnis geraten, durch Verlust genuiner Traditionen oder durch interkonfessionelle »Mischehen«, aber auch durch innerjüdische Ehescheidungen. Daher »müssen wir Zionisten auch hier retten, was noch zu retten ist, indem wir jene Übel direkt bekämpfen und planmäßig *Familiensinn* und Familienüberlieferung pflegen und beleben« (kursiv: D.G.). Vieles, was Zweig hier einfordert, könnte unmittelbar auf Charlotte von Weisls Familiengeschichte gemünzt sein – vor allem wieder der Leitbegriff des »Familiensinns«.

Im Zusammenhang mit solchen eugenischen, erbbiologischen und demographischen Studien richtete sich ein spezielles Augenmerk auch auf die Physiognomie des jüdischen (Volks-)Körpers, und zwar sowohl aus jüdischer wie auch aus nicht-jüdischer, vorzugsweise antisemitischer Perspektive.⁴⁵ Die stigmatisierende Darstellung jüdischer Körperlichkeit hat eine lange, bis in die frühe Neuzeit zurückreichende Tradition. Eine ihrer markantesten Festschreibungen war der Topos der langen, gekrümmten, orientalischen Nase⁴⁶, den abzuwehren die Familie Weisl auf kuriose Weise bestrebt war (siehe S. 35).

Im 19. Jahrhundert wird die stigmatisierende Darstellung jüdischer Körper zusätzlich mit der Annahme verknüpft, es gebe einen Konnex zwischen Physiognomie, Charakter und orientalischer Herkunft, worauf schon Johann Caspar Lavater (1741–1801), der Begründer der modernen Physiognomik, mit einem Zitat des mit ihm befreundeten, unglücklichen Sturm-und-Drang-Dichters Jakob Michael Reinhold Lenz hingewiesen hat:

Mir scheint es offenkundig, daß die Juden überall auf der Welt das Zeichen ihres Vaterlandes, des Orients, auf sich tragen. Ich meine ihr kurzes, schwarzes, lockiges Haar, ihre braune Haut. Ihre schnelle Sprache, ihre brüskten und jähnen Bewegungen entstammen derselben Quelle.⁴⁷

In der Familiengeschichte Charlotte von Weisls lohnt es sich, einen genaueren Blick auf die häufige Beschreibung jüdischer Körper zu werfen, die von der unterstellten Häss-

⁴⁵ Zum jüdischen Körper siehe allgemein die Standardarbeiten von Sander L. Gilman: *The Jew's Body*. New York, London: Routledge 1991; ders. mit Robert Jütte und Gabriele Kohlbauer-Fritz (Hg.): »Der Schejne Jid«. *Das Bild des »jüdischen Körpers« in Mythos und Ritual*. Wien: Picus 1998; zuletzt Monika Kucharz: *Das antisemitische Stereotyp der jüdischen Physiognomie. Seine Entwicklung in Kunst und Karikatur*. Münster: Lit 2017.

⁴⁶ Vgl. Rainer Erb (*Die Wahrnehmung der Physiognomie der Juden. Die Nase*. In: *Das Bild der Juden in der Volks- und Jugendliteratur vom 18. Jahrhundert bis 1945*. Hg. von Heinrich Pleticha. Würzburg: Königshausen & Neumann 1985, S. 107–126), der – anhand von Karikaturen – die Nase als dominantes physiognomisches Stereotyp der Juden indiziert hat.

⁴⁷ Johann Caspar Lavater: *Physiognomische Fragmente, zur Beförderung der Menschenkenntniß und Menschenliebe*. Bd. 3. Leipzig, Winterthur: Weidmann und Reich 1777, S. 112.

lichkeit als äußerem Indikator innerer Qualitäten bis zum vielfach wiederholten, stereotypen Lob der schönen Frauen- und stattlichen, großgewachsenen Männergestalten alle Abstufungen und Facetten aufweisen. Schönheit – so lässt sich generell den Gestalten ablesen – sei eugenisch wertvoll, und Hässlichkeit könne von Degenereszenz zeugen, die von den Nachkommen fernzuhalten sei. So wird zum Beispiel die geplante Verheiratung einer Kusine der Erzählerin als ein Unterfangen denunziert, das – wegen des abstoßenden Aussehens der Braut – von vornherein zum Scheitern verurteilt war, und dies trotz der überaus großzügigen finanziellen Hilfe der Michlups. Die Beschreibung der Episode gibt auch ein anschauliches Beispiel für den köstlichen, humorvollen Stil der Verfasserin:

Acht Tage vor der Hochzeit ging das Geld ab, und einen Tag vor der Hochzeit kam Mama in Iglau an. Wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie hörte, dass der Bräutigam auf und davon gegangen war. Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen: Karoline war wohl das hässlichste Menschenkind, das sich Phantasie erträumen kann. Als Mama das 18jährige Mädchen sah, war der erste Eindruck: »Wie kommt so etwas in unsere Familie? Nicht nur, dass sie keinem von uns ähnlich sieht, sieht sie überhaupt keinem Menschen ähnlich.« Als sie dann mit ihr noch geredet hatte, merkte sie, dass sie außerdem schwer verblödet war (GmF 196).

Dieses krasse Beispiel ist in Charlottes Familiengeschichte allerdings eine nicht weiter kommentierte Ausnahme, die möglicherweise von einem einmaligen ›Fehltritt‹ oder einer Mesalliance eines der Vorfahren mit Nicht-Juden herrührte. Ansonsten gilt in der Familie die zuverlässige genetische Vererbung charakterlicher und äußerlicher Vorzüge gleichsam als jüdisches ›Naturgesetz‹.

In den eher seltenen Fällen, in denen sich Schönheit und Intelligenz nicht ganz die Waage halten, ist es jeweils der Ehepartner, der das Defizit wettmacht, so dass der körperlich-geistige Ausgleich gewissermaßen komplementär hergestellt und so auch für die Nachkommen gesichert ist. Am Beginn solch geglückter Ehebindnisse stehen Ruth Kohn und Sigmund Herschel, die Urgroßeltern der Chronistin. Als der Brautwerber im Hause seiner künftigen, »schwerreichen« Schwiegereltern um die Hand der Tochter anhält, tritt diese ihm erwartungsvoll entgegen:

Sie war klein, sehr zart (der damalige Geschmack war der Rubens-Typus, groß, vollbusig, weiß und rosig), hatte eine lange Nase, einen zu großen Mund und gefiel ihm im ersten Augenblick gar nicht. Sie hatte aber Augen von so ungewöhnlicher Schönheit, blauschwarzes Haar, das in dichten Flechten den kleinen Kopf schmückte, dass, als er erst einmal in diese Augen geblickt hatte, er die übrigen wenig vorteilhaften Züge übersah. Sie war hochgebildet, weit über das Maß dessen, was damals Mädchen gelehrt wurde, [...] so dass ihre Bildung, die die seinige weit überragte, ihn in Erstaunen setzte (GmF 95).

Und nun darf der Bräutigam – aus der Sicht der Braut, die ihren Nachkommen die Episode weitererzählte – seine körperlichen Vorzüge ausspielen, die auch geeignet sind, einige seiner vorteilhaften Charaktereigenschaften hervorzukehren:

Als er ins Zimmer trat, habe sie geglaubt, eine griechische Statue sei lebend geworden und vom Sockel gestiegen. Er war sehr groß, sehr schlank, *goldblond* mit *blauen* Augen, dem rosigen Teint der *Blonden*, einem schönen Bart und von *unbeschreiblicher Sanftmut und Bescheidenheit* (GmF 95, kursiv: D.G.).

Drei Generationen später ist Charlotte von Weisls eigener Gemahl, wie sie ihrer »Mama« stolz zu berichten weiß, geradezu »unnatürlich schön« (GmF 224). Er verdankt sein blendendes Aussehen nicht erst seiner Mutter Amalie, geb. Schalek, »einer vollendeten Schönheit [...] mit blauschwarzem Haar und elfenbeinweißer Haut« (GmF 143), sondern bereits seinem Großvater väterlicherseits, Mathias Weisl, einem Wachtmeister aus dem Rheinland und »bildschönem Kerl« (GmF 138). Ihr eigener Liebreiz wird von der Erzählerin gleich zweimal in wörtlicher Wendung hervorgehoben, einmal indirekt in den Augen anderer: »Ich soll ein ungewöhnlich schönes Kind gewesen sein« (GmF 209), ein andermal direkt, aus eigener, selbstbewusster Überzeugung: »Da ich ein ungewöhnlich schönes Mädel war, machte es [meiner »Mama«] Spaß, mich sehr elegant zu kleiden« (GmF 213). Keine andere der als blendend aussehend geschilderten Frauen in der ganzen Familiengeschichte ist indes mit Schönheit so über die Maßen gesegnet wie die Zentralfigur Charlotte Herschel-Singer:

Man sagte [...], sie sehe aus wie unwirklich, wie ein Bild, das aus einem Rahmen getreten wäre. Eine hohe königliche Gestalt, *goldenes* Haar, das in reichen Flechten um ihren Kopf geschlungen war, große *dunkelblaue* Augen, schwarze, schön geschwungene Augenbrauen, ein kirschröter Mund und ein blendender Teint. Was aber den besonderen Zauber ihres Wesens ausmachte, war ein unbeschreiblicher Liebreiz des Ausdrucks in ihrem Gesicht (GmF 106, kursiv: D.G.).

»Großen Wert«, so betonte Charlotte Weisls Sohn Wolfgang noch viele Jahrzehnte später in seinen in Israel niedergeschriebenen Memoiren *Lang ist der Weg ins Vaterland*, »legten Eltern und Großeltern auf körperliche Schönheit«. Das konnte so weit gehen, dass sein Vater eine finanziell lukrative »Partie« des Sohnes mit einem »äußerst netten Mädchen« wegen dessen zu »großer Nase« – in fürsorglicher Voraussicht auf das Aussehen der Nachkommenschaft – schlichtweg ausgeschlagen hatte: »Ich will keine *langnasigen* Enkel«, war des Vaters »*letztes* Wort, dem ich mich fügte«, erinnerte sich der Sohn (LWV 149, kursiv: D.G.), dann freilich nicht mehr ohne Ironie.

4. Böhmisches Juden zwischen Deutschen und Tschechen

In Prag warf man ihnen vor, daß sie keine Tschechen, in Saaz und Eger, daß sie keine Deutschen seien. Arme Juden, woran sollten sie sich denn halten? Es gab welche, die sich tschechisch zu sein bemühten; da bekamen sie es von den Deutschen. Es gab welche, die deutsch sein wollten, da fielen die Tschechen über sie her – und Deutsche auch. Es ist um den Verstand zu verlieren – oder um ihn endlich zu finden.

(Theodor Herzl: *Die Juden Prags zwischen den Nationen*, 1897).

Prag, nach Wien und Budapest die drittgrößte Stadt der Habsburgermonarchie, zählte gegen Ende des 19. Jahrhunderts rund 400.000 Einwohner.⁴⁸ Der deutschsprachige Bevölkerungsanteil war seit Mitte des Jahrhunderts von 15,5 auf 7,5 Prozent gesunken, bis er nur noch etwa 30.000 Bürger zählte. Gleichwohl spielte die deutsche Minderheit im politischen und gesellschaftlichen wie im wirtschaftlichen und kulturellen Leben weiterhin eine führende Rolle, schottete sich aber immer stärker von der tschechischen Bevölkerungsmajorität ab. Das sich vorwiegend aus höheren Beamten, Ärzten, Juristen, Kaufleuten, Fabrikanten, Industriellen und Bankiers rekrutierende deutsche Bürgertum bildete eine Enklave mit eigenen Theatern, Zeitungen, Schulen und seit 1882 auch einer eigenen Universität, als die im Jahre 1348 unter Kaiser Karl IV. gegründete, älteste Universität Mitteleuropas in eine deutsche und eine tschechische geteilt wurde. Der jüdische Bevölkerungsanteil betrug in Prag zur Jahrhundertwende ungefähr fünf Prozent. Der Versuch der meisten Juden, zwischen Tschechen und Deutschen eine ›neutrale‹ Haltung einzunehmen, wurde im Zeitalter verschärfter nationalistischer Auseinandersetzungen immer schwieriger.

Der mit Wolfgang von Weisl fast auf den Tag gleichaltrige Schriftsteller Johannes Urzidil, Sohn eines böhmisch-katholischen, deutschnationalen Landlehrers und einer konvertierten Prager Jüdin, hat rückblickend im amerikanischen Exil die sprachliche und kulturelle Vielfalt seiner schreibenden Landsleute anschaulich beschrieben:

Die Prager deutschen Dichter und Schriftsteller hatten gleichzeitigen Zugang zu mindestens vier ethnischen Quellen: dem Deutschtum selbstverständlich, dem sie kulturell und sprachlich angehörten; dem Tschechentum, das sie überall als Lebenselement umgab; dem Judentum, auch wenn sie selbst nicht Juden waren, da es einen geschichtlichen, allenthalben fühlbaren Hauptfaktor der Stadt bildete; und dem Österreichtum, darin sie alle geboren und erzogen

⁴⁸ Siehe zum Folgenden *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. Bd. 2. Hg. von Viktor Žmegač unter Mitwirkung von Uwe Baur, Dieter Borchmeyer, Dietmar Goltschnigg, Jan Knopf, Martin Rector, Kurt Sollmann, Florian Vaßen. Königstein: Athenäum 1980, S. 325 f.

waren und das sie schicksalhaft mitbestimmte, sie mochten es nun bejahen oder auch dieses oder jenes daran auszusetzen haben.⁴⁹

An anderer Stelle beschreibt Urzidil das mystische Faszinosum der mittelalterlichen und frühneuzeitlichen Prager Altstadt, das alle Bewohner der Stadt, Tschechen, Deutsche, Österreicher, Juden, gleichermaßen prägte und verunsicherte:

Wie also hätte diese Stadt bei so viel Widerstreit nicht auch in ihrer Bauart und ihrem Antlitz zackig, schroff und unheimlich wirken sollen? [...] überall nebelte noch das Gewölk der Mythen, der Golem hetzte nächtlich um die Altneu-Synagoge, mitten auf dem alten Judenfriedhof hielt der Hohe Rabbi Löw Hof im Kreise seiner dreiunddreißig rund um ihn begrabenen Lieblingsschüler. [...] Mythos, Geschichte und Gegenwart wogten geschäftig durcheinander in dieser Stadt, man konnte sie nie völlig auseinanderhalten, man wußte nie genau, womit man es gerade zu tun hatte, und in dieser gereizten Atmosphäre konnten sich in jedem Augenblick die gleichgültigsten Gegenstände, Angelegenheiten, ja bloße Wörter in heiligste Güter verwandeln, um derentwillen Tschechen und Deutsche einander die Köpfe einschlugen oder irgendeinem unseligen Juden übel mitgespielt wurde.⁵⁰

Die komplizierte multinationale, multikulturelle und multilinguale Lage der böhmischen Juden verschärfte sich durch den aufkommenden tschechischen Nationalismus, der sich vor allem auch an den habsburgischen Sprachverordnungen entzündete. Das restriktive Postulat deutscher Sprachverwendung wurde gegen den als Bedrohung des Gesamtstaats empfundenen slawischen, insbesondere tschechischen Nationalismus instrumentalisiert und machte es den meisten Juden immer schwerer, ja schier unmöglich, ihre »neutrale« Zwischenposition gegenüber den Deutschen und den Tschechen zu behaupten. Der aus Mähren stammende Literarhistoriker Oskar Donath (1882–1940), der zu den produktivsten und engagiertesten Vermittlern der deutschen, tschechischen und jüdischen Kultur zählt⁵¹, berichtet rückblickend, dass die böhmischen Juden im 18./19. Jahrhundert »traditionsgemäß dem Deutschtum« eng verbunden waren und »ihre Kinder in deutsche Schulen schickten«:

49 Johannes Urzidil: *Da geht Kafka. Essays*. Zürich, Stuttgart: Artemis 1965, S. 6.

50 Ders.: *Prager Triptychon. Erzählungen*. Hg. und mit einem Nachwort von Peter Demetz. Salzburg, Wien: Residenz 1997, S. 11 f.

51 Vgl. Mirek Němec: *Von der Einsprachigkeit zum Bilingualismus? Das Mittelschulwesen und die Sprachenfrage in den böhmischen Ländern der Zwischenkriegszeit*. In: *Franz Kafka im sprachnationalen Kontext seiner Zeit. Sprache und Nationalität in öffentlichen Institutionen der böhmischen Länder*. Hg. von Marek Nekula, Ingrid Fleischmann, Albrecht Greule. Köln, Weimar Wien: Böhlau, S. 245–263, 253.

Sie lasen deutsche Zeitungen und Bücher und sprachen in der Familie vielfach deutsch; nicht aus national-politischer Überzeugung, sondern aus alter Gewohnheit. Kam doch ein großer Teil der Juden aus Süddeutschland über die Westgrenze nach Böhmen und die germanisierende Politik Kaiser Josefs wirkte bis tief ins 19. Jahrhundert besonders bei den Juden nach. Der Josefismus verlieh den Juden Menschenwürde und sie sahen im Liberalismus des Deutschtums den Inbegriff der Toleranz. Einen großen Einfluß auf die Juden, die zum großen Teil Kaufleute waren, hatte der deutsche Industrialismus. Es war also eine festgewurzelte Tradition, die sich nicht leicht beseitigen ließ. Auch waren die Juden von den Gutsherren und ihren Beamten viel zu abhängig, als daß sie sich ihren Germanisationsbestrebungen hätten widersetzen können.⁵²

Dennoch war eine Minderheit jüdischer Intellektueller bereit, die tschechische Nationalbewegung mitzutragen. Zu deren Anhängern zählte auch Ernst Franz Weisls älterer Bruder Hugo, der »ein ganz ungewöhnlicher Mensch« war:

Schön wie sein Vater, energisch und zielbewusst wie dieser, aber weit, weit begabter. Nicht nur, dass er durch alle acht Gymnasialjahre Primus war, schrieb er mit dreizehn Jahren Gedichte, die in Zeitungen veröffentlicht wurden, mit vierzehn Jahren einen Roman, der in den »Narodni listy«, der angesehensten tschechischen Zeitung erschien. Um diese Zeit gab er eine tschechisch-deutsche Grammatik heraus und übersetzte die Psalmen ins Tschechische (GmF 157).⁵³

Eine ähnliche Haltung hatten schon einige ältere, aus jüdischem Elternhaus stammende Schriftsteller eingenommen, so der Arzt Siegfried Kapper (1820–1879), der tschechische Werke ins Deutsche übersetzte und selbst tschechische Dichtungen verfasste, oder der Journalist und Politiker David Kuh (1819–1879), der in der deutsch-jüdischen Presse die Juden sogar ermutigt hatte, »die politischen und kulturellen Ziele der slawischen Völker zu unterstützen«.⁵⁴ Von tschechischer Seite wurden diese tschechisch-jüdischen Solidaritätsbekundungen allerdings nicht immer beifällig aufgenommen. Nachdem Kapper im Jahre 1843 erstmals eine Reihe eigener tschechischer Gedichte *České listy* (*Böhmische Blätter*) veröffentlicht hatte, wurde er von dem russophilen Schriftsteller Karel Havlíček (1821–1856), der als Begründer des tschechisch-nationalen Journalis-

52 Oskar Donath: *Böhmische Dorfjuden*. Brünn: Kral 1926, S. 37.

53 Hugo Weisls Publikationen konnten nicht ermittelt werden.

54 Hillel J. Kieval: *Die Länder dazwischen. Die Juden in Böhmen, Mähren und der Slowakei bis 1918*. In: *Wo sich Kulturen begegnen. Die Geschichte der tschechoslowakischen Juden*. Hg. von Natalia Berger. Prag: Mladá Fronta 1992, S. 44 f.

Abb. 9: Buchumschlag von Gustav Böhm, 1926



mus gilt, aufs Schärfste mit der Begründung angegriffen, dass es unmöglich sei, gleichzeitig zwei Vaterländern und zwei Nationen anzugehören. Deshalb empfahl er den Juden die Kultivierung ihrer eigenen Sprache, des Hebräischen, und diejenigen, die des Hebräischen nicht mehr kundig waren, sollten sich gefälligst an die deutsche Sprache halten, die ja offensichtlich die ›zweite jüdische Muttersprache‹ in Mitteleuropa sei.⁵⁵ Wenngleich mit einer anderen Intention, spiegeln diese Äußerungen die eindringliche Warnung wider, die Wolf Weisl seinem Sohn Hugo mitgegeben hatte:

»Lass' ab von den Tschechen! du bist kein Tscheche. Du bleibst für sie nur der Jude. Und du bist ein Jude, und ein Jude hat kein Vaterland.« Als der Vater erriet, dass sich Hugo nicht nur auf literarische Arbeiten einließ, sondern in Konventikeln geheimer Art verkehrte, wurde er noch dringender: »Lass diese Leute allein! Trau' ihnen nicht! Du wirst der Erste sein, den sie umbringen – der Jud!« (GmF 158).

Tatsächlich fiel der Jude Hugo Weisl, zwischen die Fronten geraten, unter ungeklärten Umständen dem deutsch-tschechischen Nationalitätenstreit zum Opfer. Im Notizbuch,

55 Ders.: *Languages of Community. The Jewish Experience in the Czech Lands*. Berkeley: UCP 2000, S. 31.

das man bei dem Toten fand, fanden sich seine letzten Worte: »*Der Vater hat Recht – der Jude hat kein Vaterland!*« (GmF 159, vgl. auch LWV 142). Über den Tod Hugo Weisls fand sich am 31. Oktober 1868 im »Prager Abendblatt«, der Beilage zur »Prager Zeitung«, die folgende lapidare Notiz: »Die am 29. d. M. von Fischern in der Nähe des Tummelplatzes in der Moldau aufgefundene Leiche wurde von dem in Nro. C. 525-2 wohnhaften Herrn Med. Dr. W. Weisl als jene seines seit dem 12. d. M. vermissten Sohnes Hugo, Hörer der Rechte [!]⁵⁶, agnosziert und ist dieselbe gestern beerdigt worden.« Dr. Wolf Weisl wollte von dem Tag an, »da sein Lieblingskind auf so entsetzliche Weise sterben musste«, »von Gott nichts mehr wissen«: »Er haderte mit ihm, er besuchte keinen Tempel mehr, nahm kein Gebetbuch mehr in die Hand. In seinem Hause gab es keine Fest- und Feiertage mehr. Er war ein gebrochener Mensch, der das Lachen nicht mehr kannte« (GmF 159). Nur noch ein einziges Mal, zur Promotion seines zweiten Sohnes Ernst Franz am 29. März 1879, war der Vater, obschon schwer erkrankt, »ausgefahren«: Seinen zweiten Sohn »so gefeiert zu sehen, war die letzte Freude seines Lebens« (GmF 223).

Zu Ernst Franz Weisls späterer Freude hatte sich innerhalb weniger Jahrzehnte das tschechisch-deutsche Kräfteverhältnis in Prag zugunsten der Tschechen verschoben. Der 1886 nach Wien übersiedelte »Advokat und beedete Dolmetscher für die böhmische Sprache« würdigte – aus zionistischer Perspektive! – mit unverhohlener Sympathie den tiefgreifenden nationalen, sozialen, kulturellen und wissenschaftlichen »Umschwung«, dessen Beschreibung sich wie eine postume Anerkennung des politischen Engagements seines toten Bruders und »vaterlandslosen« Juden Hugo Weisl liest:

Noch vor weniger als 50 Jahren hatten die Tschechen selbst in ihrer Landeshauptstadt kein Landestheater. Einmal in der Woche nachmittags wurde im deutschen Landestheater eine tschechische Vorstellung gegeben. Der Bauer und Gewerbetreibende konnte zumeist nur mit deutschen Lettern Gedrucktes und Geschriebenes lesen. An der Universität in Prag dozierte auf der juridisch-politischen Fakultät ein einziger Dozent in tschechischer Sprache. Von tschechischen Salons, Ausstellungen, von einer tschechischen »Gesellschaft« war keine Rede. Und heute? Die tschechische Oper in Prag genießt Weltruf. Alle bildenden Künste werden in hervorragender Weise auch durch Tschechen betrieben und eine dem *Vrchlický* gleichkommende Dichtergroße läßt die moderne Dichtung so manchen alten Kulturvolkes vermissen. Die soziale und literarische »Gesellschaft« ist in Prag überwiegend tschechisch.⁵⁷

⁵⁶ Hugo Weisl hatte wenige Tage zuvor das Medizinstudium begonnen.

⁵⁷ Ernst Franz Weisl (gez. Dr. W.): *Erweckung eines Volkes*. In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 19. Februar 1904, S. 1 f.; Jaroslav Vrchlický (eigtl. Emilius Jakob Frida, 1853–1912): tschechisch-nationaler

Abb. 10: Ernst Franz Weisl, 1889



Wie sein Vater fühlte sich auch Ernst Franz Weisl dem sprachlichen und kulturellen Deutschtum verpflichtet und war daher – wie erwähnt – als Student der jüdischen, deutschnational orientierten, »schlagenden« Burschenschaft Carolina beigetreten. Gleichzeitig sprach er aber auch fließend Tschechisch, so dass er in Wien, auch nach dem Ersten Weltkrieg, als Jurist und Gerichtsdolmetsch gegen einträgliche Honorare für tschechische Klienten arbeiten konnte. In der tschechischen Nationalbewegung sah er ein Vorbild für den Zionismus, der mit ambitioniertem Engagement aus einer politisch benachteiligten Position heraus ähnliche Erfolge erzielen könne. Diesen Vergleich hatte übrigens schon im Revolutionsjahr 1848 der böhmisch-jüdische Schriftsteller Leopold Kompert in seiner Erzählung *Die Kinder des Randars* mit derselben Intention und Sympathievergabe thematisiert:

»Soll ich dir's sagen, Honza«, sprach Moritz einige Tage darauf, »mit wem die Geschichte Böhmens große Ähnlichkeit hat?« »Mit keiner andern«, entgegnete Honza stolz. »Und ich

Schriftsteller, Übersetzer und Literaturwissenschaftler (Professor für Europäische Literatur an der tschechischen Karls-Universität Prag).

sage dir, sie hat viel Ähnlichkeit mit der jüdischen.« – Honža lachte unbändig. »Habt ihr Žižka«, rief er, »habt ihr Hussiten?« »O ja«, sagte Moritz, »wir haben die Makkabäer.«⁵⁸

5. Übernationales österreichisches Gesamtstaatsbewusstsein der Juden im Habsburgerreich

Jews in Habsburg Austria developed a tripartite identity in which they were Austrian by political loyalty, German (or Czech or Polish) by cultural affiliation, and Jewish in an ethnic sense.

(Marsha L. Rozenblit: *Reconstructing a National Identity*, 2001).

Joseph Samuel Bloch, geboren 1850 in Galizien, dann Rabbiner in Wien-Floridsdorf, Publizist und Abgeordneter im österreichischen Reichsrat, hatte schon 1886– ähnlich wie Dr. Wolf Weisl seinen Sohn Hugo – seine jüdischen Landsleute eindringlich vor einer Parteinahme in den Nationalitätenkonflikten des Habsburgerreichs gewarnt. Allein die Juden, so Bloch, wären »Österreicher sans phrase«: »Wenn eine spezifisch österreichische Nationalität konstruiert werden könnte, so würden die Juden ihren Grundstock bilden.«⁵⁹ Wolf Weisls Enkelsohn Wolfgang hat diese Auffassung eines übernationalen gesamtstaatlichen Österreichbewusstseins jüdischer Prägung in seinen Memoiren bekräftigt:

Eigentlich waren nur die Juden, und vielleicht noch etliche Tausend höherer Beamten, Österreicher; alle anderen Bürger der Monarchie gehörten irgendeiner Nationalität mit oft separatistischen Interessen an. Zweitens schloss sich der »gebildete«, »fortschrittliche«, »liberale« Jude überall der herrschenden unter diesen Nationalitäten an; in Ungarn magyarisches, in Ga-

58 Leopold Kompert: *Aus dem Ghetto. Geschichten*. Leipzig: Herbig 1850, S. 190 f. – Jan Žižka (ca. 1360–1424): bedeutendster Heerführer der Hussiten (Anhänger des böhmischen Reformators Jan Hus, 1369–1415, Rektor der Karls-Universität Prag, der beim Konzil von Konstanz, 1414–1418, auf dem Scheiterhaufen als »Ketzer« verbrannt wurde, weil er sich weigerte, seine emanzipatorische, antiklerikale Lehre zu widerrufen). – Makkabäer: Anhänger von Judas Makkabäus (der »Hammer«, getötet 160 v. Chr.), dem jüdischen Freiheitskämpfer gegen das hellenistische Reich der Seleukiden und deren jüdische Anhänger.

59 Joseph S. Bloch: *Der nationale Zwist und die Juden in Österreich*. Wien: Gottlieb 1886, S. 41; vgl. Dietmar Goltschnigg: *Darstellung und Kritik der Moderne in der österreichischen Literatur (1880–1930)*. In: *nach Kakanien. Annäherungen an die Moderne*. Hg. von Rudolf Haller. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1996, S. 164; daran anschließend Peter Stachel: *Übernationales Gesamtstaatsbewusstsein in der Habsburgermonarchie. Zwei Fallbeispiele*. In: *Kakanien revisited 2002* (<http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/PSstachel1.pdf>; zuletzt eingesehen: März 2018).

lizen polnisch, in Böhmen manchmal tschechisch, wie Amalie Schalek und der arme Hugo gezeigt haben, meistens aber dort, sowie in Wien und den Alpenländern deutsch, und zwar »deutsch-liberal« (LWV 153).

Mit dieser Auffassung richtet der Autobiograph Wolfgang von Weisl zweifellos auch einen Seitenblick auf den neugegründeten multinationalen israelischen Staat, dessen Bürger ja ebenfalls unterschiedlichster nationaler Herkunft sind, zu einem beträchtlichen Teil auch aus den Nachfolgestaaten der untergegangenen Donaumonarchie sowie den angrenzenden Ländern.

Dem Verständnis der spezifisch multiplen, politischen, kulturellen und ethnischen, Identität der habsburgischen Judenheit kann jenes Modell dienen, das die amerikanische Historikerin Marsha L. Rozenblit prägnant beschrieben hat:

Unlike Jews in nation-states like Germany and France, who had to embrace a German or French national identity and felt constraints against revealing Jewish ethnicity, Jews in Habsburg Austria were comfortable with the tripartite identity they had developed in the second half of the nineteenth century. They enjoyed living in a state that defined itself wholly in political, not ethnonational, terms and understood that only such a state allowed Jews the freedom to be as Jewish as they chose.⁶⁰

Dieses mehrdimensionale Identitätsmodell lässt sich in der vorliegenden Familiengeschichte am sinnfälligsten an der Person Ernst Franz von Weisls veranschaulichen, bei dem die Trias der Faktoren noch weiter ausdifferenziert werden kann. Seine Identitätsbildung nimmt ihren Ausgang von der Mitgliedschaft bei der jüdisch und zugleich deutschnational gesinnten Burschenschaft Carolina in Prag. 1886 nach Wien übersiedelt, nahm er – wie erwähnt – seine Tätigkeit als »Advokat und beeideter Dolmetscher für die *böhmische Sprache*« (kursiv: D.G.) auf, verlobte und verehelichte sich standesgemäß drei Jahre später, am 21. März bzw. am 30. Mai 1889, mit der in Prag gebürtigen, ebenfalls aus einem deutschböhmischen Elternhaus stammenden Jüdin Charlotte Popper, geb. Michlup, der Erzählerin der vorliegenden Familienchronik.

Das imperiale Wien war der zentrale, urbane und multinationale Schmelztiegel des Habsburgerreichs. Ein Großteil der Zuwanderer, darunter vergleichsweise viele Juden, kam aus Böhmen und Mähren. Der jüdische Anteil an der Gesamtbevölkerung Wiens betrug im ausgehenden 19. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg durchschnittlich ca. 10 %, also zwischen 150.000 und 200.000 Bürgern, so dass man »zu Recht von einer

60 Marsha L. Rozenblit: *Reconstructing a National Identity. The Jews of Habsburg Austria during World War I*. New York: Oxford UP 2001, S. 4.



Abb. 11: Charlotte und Ernst Franz Weisl
(Verlobung, März 1889)

›Metropolisierung‹ des (ost-)mitteleuropäischen Judentums sprechen« konnte⁶¹, einer freilich nicht unproblematischen Entwicklung, zumal sie doch den wachsenden Antisemitismus gerade auch in Wien befeuerte. Deshalb schloss sich Ernst Franz von Weisl zunächst der sozialliberalen, demokratischen Bewegung des promovierten Juristen und Reichsratsabgeordneten Ferdinand Kronawetter (1838–1913) an, der couragiert dem populistischen, vor allem vom christlich-sozialen Wiener Gemeindepolitiker und späteren (seit 1897) Karl Lueger praktizierten Antisemitismus entgegentrat. Wolfgang von Weisl würdigte die Parteinahme seines Vaters für Kronawetter und kritisierte in diesem Zusammenhang den Lueger'schen Antisemitismus zutreffend als »das Herz des Parteiprogramms der Stadtverwaltung« (LWV 161).

Als Experte für nationales und internationales Militärstrafrecht veröffentlichte Ernst Franz von Weisl bahnbrechende vergleichende Studien, die auf eine Liberalisierung der als »rückschrittlich«⁶² verurteilten österreichischen Heeresgesetzgebung abzielten, und

61 Michael John: *Vielfalt und Heterogenität. Zur Migration nach Wien um 1900*. In: *Migration und Innovation um 1900. Perspektiven auf das Wien der Jahrhundertwende*. Hg. von Elisabeth Röhrlich. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2016, S. 38.

62 Vgl. den Artikel, den Ernst Franz Weisl unter dem bezeichnenden Titel *Das militärische Standrechts-*

zwar nach französischem sowie – erstaunlicherweise – auch nach russischem Vorbild.⁶³ Für die damit erworbenen Verdienste wurde er mit der »Eisernen Krone III. Klasse« ausgezeichnet, musste jedoch von Seiten der sich provoziert fühlenden österreichischen Militärbehörde empörte Anfeindungen in Kauf nehmen, wie seine Frau Charlotte zu berichten wusste:

Unser Auditoriat spuckte Rauch und Feuer, dass ihm das französische Militärgesetz als mustergültig hingestellt wurde. Jetzt griffen aber auch die deutschen militärischen Zeitschriften den Fehdehandschuh auf, der ihnen hingeworfen wurde, und es brach ein heftiger Zeitungskrieg aus. Das Buch über das französische Gesetz machte solches Aufsehen, dass Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custoza, meinen Mann in Audienz empfing, um sich von ihm Bericht erstatten zu lassen (GmF 240, dazu Anm. 177).

Die meisten Artikel, die Ernst Franz von Weisl regelmäßig in verschiedensten Zeitungen und Zeitschriften veröffentlichte, betrafen die sogenannte »Jüdische Frage« unter politischen, sozialen, religiösen, kulturellen und auch rassistisch-biologischen Aspekten. Darüber hinaus agierte er sich als Multifunktionär in einer Reihe, zum Teil von ihm mitbegründeter und präsidierter Vereine und Gesellschaften, wie dem »Ersten Wiener Jüdischen Turnverein«⁶⁴, dem »Jüdischen Kolonisationsverein«⁶⁵, dem »Orientverein«, der »k. u. k. Geographischen Gesellschaft«, der »Österreichisch-Ungarischen Ko-

verfahren. Ein Stück Mittelalter am 2. Dezember 1909 in der Wiener »Arbeiter-Zeitung« veröffentlichte.

- 63 Siehe vor allem folgende Buchpublikationen Ernst Franz Weisls: *Frankreichs Militär-Strafprozessordnung. Studie zur Reform der Militär-Strafprozessordnungen des deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Wien: Seidel 1887; *Das Heeres-Strafrecht*. Bd. 1–2. Wien: Pollak 1892; *Vorschläge zur Regelung des Militär-Strafverfahrens*. Wien: Bondi 1893; *Das Militär-Strafverfahren in Russland, Frankreich und Deutschland*. Wien: Reichswehr 1894.
- 64 Weitere namhafte zionistische Gründungsmitglieder waren der Industrielle Johann Kremenezky (1848–1934) sowie die Architekten Oskar Marmorek (1863–1909) und Wilhelm Stiassny (1842–1910). Die Gründung des Vereins erfolgte, weil es noch immer Juden gab, die sich dem »Turnkreis« Deutsch-Österreichs trotz dessen deklariert »judenreiner« Politik »anzubiedern« versuchten, was die genannten Gründungsmitglieder mit ihren »Begriffen von persönlicher Ehre nicht für vereinbar« hielten. Gleichwohl habe der neue jüdische Turnverein »keinerlei politische Aufgabe«, sondern »lediglich eine hygienische, soziale und kulturelle, und zwar eine solche edelster Art«: »jüdische Männer voll Mut und Kraft, voll Strammheit und männlichem Selbstbewusstsein heranzubilden« (Die Welt. Zentralorgan der zionistischen Bewegung, Wien, 30. Oktober 1903, S. 9).
- 65 Neben Wilhelm Stiassny und Oskar Marmorek zählten zu den Gründungsmitgliedern der Rechtsanwalt Alfred Stern (1831–1918), 1903 bis 1918 Präsident der Wiener Kultusgemeinde, die Industriellen Rudolf Auspitz (1837–1906) und David Ritter von Guttmann (1834–1912).

lonialgesellschaft«⁶⁶ und der »Internationalen Advokatenkammer«.⁶⁷ Anlässlich seines 70. Geburtstags hatten seine Kollegen ein Schriftenverzeichnis des Jubilars geplant, doch die Anzahl seiner Publikationen erwies sich als »so groß«, dass schließlich »von einer Zusammenstellung abgesehen werden mußte«.⁶⁸ Mit Respekt und Anerkennung wurde in einem öffentlichen Nachruf (unter beifälligem Hinweis auch auf Sohn Wolfgang) sein Lebenswerk gewürdigt:

Im Alter von 74 Jahren verstarb plötzlich der österreichische Strafrechtsreformer Dr. Franz von Weisl, der Vater des Schriftstellers und Revisionistenführers Dr. Wolfgang von Weisl. [...]. Er war wegen seiner Verdienste um die Wissenschaft und die Organisation des österreichischen Auswanderungswesens in den Adelsstand erhoben worden. In der letzten Zeit war seine Gesundheit infolge der Aufregungen nach der schweren Verwundung seines Sohnes im Verlauf der Palästina-Unruhen im August 1929 erschüttert.⁶⁹

Alle diese, zum Teil widersprüchlich scheinenden Aktivitäten Ernst Franz von Weisls, die seine komplexe, multiple Identität prägten, waren jedoch stets loyal der übernationalen österreichischen Gesamtstaatsidee verpflichtet. Die schönste, »unvergleichliche Erinnerung« an ihre Hochzeitsreise im Jahre 1889 assoziiert seine Frau in romantischer Verklärung mit einem abendlichen Spaziergang – bezeichnenderweise nicht in Wien, sondern in der südlichen Provinz, im kärntnerischen Warmbad Villach –, wo sie »im Mondenschein«, »bei sternensüßem Himmel« ins Hotel zurückkehrten, während »in der Kaserne Retraite geblasen« wurde:

66 Zu den Aktivitäten der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft siehe Simon Loidl: »Europa ist zu enge geworden«. *Kolonialpropaganda in Österreich-Ungarn 1885 bis 1918*. Wien: Promedia 2017.

67 Schon 1890, vier Jahre nach Ernst Franz Weisls Übersiedlung nach Wien, findet sich in Adolph Lehmanns allgemeinem Wohnungs-Anzeiger die weitläufige Eintragung: »JDr., Advocat, beeid. Dolmetsch für d. böhmische Sprache. Milit.-Fachschriftsteller, Eig. U. Her. D. »Oesterr. Ung. Heeres-Zeitung«. GenConsul v. Peru.« (<https://www.wien.gv.at/kultur/wienbibliothek/lehmann-online.html>).

68 *Ernst Franz Weisl. Nachruf*. In: Nachrichtenblatt der österreichischen Rechtsanwaltschaft (Wien), 17. Juli 1931, S. 76 f.

69 Die Stimme. Jüdische Zeitung (Wien), 3. Juli 1931, S. 11. Bei den schweren Zusammenstößen zwischen Juden und Arabern vor der Klagemauer in Jerusalem am 23. August 1929 war Wolfgang von Weisl durch einen arabischen Dolchstoß schwer verletzt worden und musste wochenlang im Jerusalemer Hadassah-Spital behandelt werden. Die Kämpfe hatten sich über weite Teile Palästinas ausgebreitet, zahlreiche Juden wurden getötet, die heftigsten Pogrome gab es in Hebron und Safed (vgl. auch LWV 469, 540).

Wir hatten in diesem Augenblick beide ein solch tiefes Vaterlandsempfinden, dass mein Mann sagte: »Ich bin so stolz darauf, ein Österreicher zu sein. Es gibt doch nichts Schöneres als unser Österreich.« Heute noch sehe ich den Weg vor mir, höre den Klang seiner Stimme, wie wir plötzlich, ohne Verabredung, gleichzeitig anfangen, die Volkshymne zu singen (GmF 235, dazu Anm. 65).

So begeistert Ernst Franz von Weisl auf der Hochzeitsreise seinen österreichischen Patriotismus besungen hatte, so entsetzt reagierte er auf die Kriegserklärung des greisen Monarchen Franz Joseph an Serbien:

»Das ist das Ende von Österreich«, rief er. Voll Zorn und Schmerz nahm er das Kaiserbild, das stets auf seinem Schreibtisch gestanden hatte, und verschloss es in einer Schublade. »Das ist das Ende. [...]. Wenn man mich einmal seziert, wird man sehen, dass ich links gelb und rechts schwarz bin« sagte er (GmF 271).⁷⁰

6. Judentum und Antisemitismus

Überhaupt, daß sie noch immer so viel Juden zu Offizieren machen –
da pfeif' ich auf'n ganzen Antisemitismus!
(Arthur Schnitzler: *Leutnant Gustl*, 1900)

Angesichts des sich gegen Ende des 19. Jahrhunderts in Mittel- und Osteuropa epidemisch ausbreitenden Antisemitismus ist es verwunderlich, dass diese massive Existenzbedrohung des Judentums in Charlotte Weisls Erinnerungswerk expressis verbis kaum thematisiert wird. Es lassen sich nur einige wenige periphere Anspielungen nachweisen, wie z. B. die wehmütige Erinnerung an den toleranten Liberalismus, der dank freisinniger Reformen nach dem Österreichisch-Ungarischen Ausgleich gerade auch im Prager Elternhaus das einträchtige bürgerlich-adelige und jüdisch-christliche Zusammenleben ermöglicht und gefördert hatte. Zu ihren in der ganzen Stadt bekannten Geburtstagsfesten waren ausnahmslos alle eingeladenen Kinder mit großer Begeisterung gekommen, besonders auch aus der christlichen Hocharistokratie, deren Familien alle mehrfach penibel aufgelistet werden (»die Schwarzenbergs, die Lažanskýs, die Lobko-

⁷⁰ Schwarz-Gelb: aus dem Wappen des Heiligen Römischen Reiches entlehnte, 1804 vom österreichischen Kaisertum übernommene Symbolfarben der habsburgtreuen Monarchisten, zu denen viele Juden zählten; Anspielung auch auf den schwarz umrandeten gelben Davidstern zur Stigmatisierung der Juden.

witz', die Czernins und die Harrachs, alle mit Blumen oder Bonbons« (GmF 218)⁷¹ – unvergessliche Ereignisse, die Charlotte nun in der Rückschau, im Jahr 1931/32, also noch vor der ultimativen nationalsozialistischen Machtübernahme in Deutschland, die erzählte Zeit unterbrechend, ihren Nachkommen nostalgisch wie ein Wunder schildert:

Wenn Ihr heute die Märchen aus tausend und einer Nacht leset, werden sie Euch im Zeitalter Hitlers glaubwürdiger erscheinen, als die Tatsache, dass der Liberalismus damals auf einer solchen Höhe stand, dass man in dem Kind die Künstlerin ehrte und dass nicht eine einzige Absage kam. Zwanzig Kinder und fünf Erzieherinnen erschienen pünktlich 3 Uhr (GmF 218, kursiv: D.G.).

In den länger und kürzer zurückliegenden Berichtszeiträumen ist – abgesehen vom tragischen Tod Hugo Weisls und der Warnung seines Vaters, dass »der Jude kein Vaterland habe« (GmF 158 f.) – von judenfeindlichen Erfahrungen nicht die Rede: Ein auffallender Befund, der auch auf andere deutsch-jüdische Familiengeschichten dieser Zeit zutrifft. Solch mehr oder minder bewusstes Verschweigen könne, so wurde vermutet, in der bis zuletzt noch vorhandenen Hoffnung auf eine spannungs- und konfliktfreie Integration der Juden in die christliche Mehrheitsgesellschaft begründet sein.⁷² Nur ein einziges Mal wird wörtlich der Antisemitismus erwähnt, freilich verklärend und harmonisierend die diesbezügliche Toleranz des alten habsburgischen Monarchen hervorkehrend:

Unter der Regierung Franz Josephs, der, obwohl ein treuer Diener seiner Kirche, den Antisemitismus verabscheute, lebten die Juden *ohne Anfeindung, in behaglichem Wohlstand* und konnten daher die Notwendigkeit auszuwandern, nicht begreifen (GmF 256, kursiv: D.G.).

Der Antisemitismus spielt in Charlotte von Weisls assimiliertem Bewusstsein keine nennenswerte Rolle, was umso mehr verwundert, als viele Reden und Zeitungsartikel ihres Mannes diesem zentralen Thema in Verbindung mit antisemitischen »Pogromen« und »Krawallen«, vor allem im zaristischen Russland, aber auch in Böhmen und Mähren, gewidmet sind, worauf unten noch zurückzukommen sein wird (S. 59 f., 64, GmF 257 f.).

⁷¹ Vgl. auch die Aufzählung derselben Prager Adelsfamilien in GmF 210, 217 f.

⁷² Miriam Gebhardt: »*Vom Ghetto zur Villa*« – *Familiale Erinnerungsstrategien im emanzipierten Judentum*. In: *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*. Hg. von Clemens Wischer. Stuttgart: Steiner 1996, S. 186; vgl. zu diesem »symptomalen« Verschweigen auch die Ausführungen über das verdeckte anti-assimilatorische Sinnpotential in Heinrich York-Steiners Erzählung *Die tote Frau* in GmF 258 (dazu S. 50–53).

Die Sympathie für die katholischen, österreichischen Habsburger gegen die protestantischen Preußen durchzieht die ganze Familiengeschichte Charlotte von Weisls vom Dreißigjährigen Krieg über den sogenannten »Deutschen Krieg« mit der Niederlage der Österreicher am 4. Juli 1866 bei Königgrätz/Hradec Králové in Nordostböhmen bis ins »Zeitalter Hitlers«. Bezeichnend ist allein schon die Beschreibung des forschenden, herablassenden Tones, den die in Březnice bei der Familie Popper einquartierten preußischen Offiziere anschlugen – im Gegensatz zur »ausgesuchten Höflichkeit und Liebenswürdigkeit« der Österreicher (GmF 180).

Charlotte von Weisls Sohn Wolfgang gab rückblickend in seinen Memoiren eine ausführliche, zum Teil jedoch widersprüchliche Beurteilung der politischen Situation der Juden zwischen den Nationalitäten und Konfessionen im Habsburgerreich ab. Die »Judenfrage« habe in Prag und Wien jahrzehntelang »weder bei den Michlups noch den Weisls eine Rolle gespielt«, obschon – wie Wolfgang einräumen muss – in den 1870-er Jahren der Antisemitismus, »von Berlins Hofprediger Adolf Stöcker entzündet, Österreichs verschiedene Nationalitäten angesteckt hatte«: »Das jüdische Bürgertum nahm davon aber keine Notiz«. »Der Jude« sei – Wolfgang von Weisl spricht öfter wie die antisemitische Gegenseite im pauschalen, verallgemeinernden Kollektivsingular! – »vor allem ein kaisertreuer *Österreicher*« gewesen (LWV 152 f.). Den deutsch-jüdischen, legitimistischen, auf staatlichen Zusammenhalt bedachten Liberalismus trennte Wolfgang scharf vom aufkommenden separatistischen Deutschnationalismus der »All-« oder »Großdeutschen« ab, die unter Führung des populären Georg Ritter von Schönerer mit Parolen wie »Los von Rom!« und »Zurück zum Deutschen Reich!«, d. h. zum protestantischen Preußen, den Hass gegen die multinationale, katholische Dynastie der Habsburger schürten und die patriotischen, gerade auch dem greisen Monarchen Franz Joseph ergebenen Juden als »schmutzige Rasse« diffamierten. Als drastische Beispiele zitierte Wolfgang die alldeutschen, gegen die Habsburgermonarchie gerichteten Spottverse (LWV 153):

Zwei Köpfe hat der schwarze Aar
Im Schild von Österreiche.
Der eine denkt sich: leck' du mich ...
Der andre denkt das Gleiche.

Noch vulgärer waren die – bereits rassistisch motivierten – gegen die Juden gerichteten Verse, die Wolfgang ebenfalls zitierte (LWV 154):

Der Jude, ob getauft, ob ungetauft, ist einerlei,
In der Rasse liegt die Schweinerei.

Da die »freiheitlichen« Deutschen jedoch diesen Rassenantisemitismus abgelehnt hätten, schlossen sich ihnen die jüdischen Mitbürger mit überwiegender Mehrheit an. Dies galt ebenso für Wolfgangs Eltern so lange, »bis Herzls Losung – ›Die Juden sind ein Volk!‹ – auch in unser Haus drang« (ebda, kursiv: D.G.). Ansonsten habe Wolfgang – trotz des populistischen Antisemitismus des christlich-sozialen Wiener Bürgermeisters Karl Lueger – weder in der »recht proletarischen«, staatlichen Volksschule noch später im Gymnasium auch nur eine einzige antisemitische Äußerung zu hören bekommen: »Es gab zwar«, räumte er ein, »mit den anderen Schulkameraden gegenseitige Beschimpfungen und Prügeleien – aber nie fiel dabei das Wort ›Jude« (LWV 161). In Anbetracht der Erlebnisberichte anderer jüdischer Zeitgenossen erscheint diese Darstellung jedoch wenig glaubwürdig.

Nach dem Weltkrieg war der Liberalismus in Österreich parteipolitisch entmachtet und weltanschaulich nur mehr rudimentär in kleineren intellektuellen und kulturellen Zirkeln präsent. Nun erst wurde der junge Medizinstudent Wolfgang von Weisl unmittelbar mit dem aggressiven Antisemitismus konfrontiert, als er in den Pissoirs der Wiener Universität zu Dutzenden die von deutschnationalen Couleurstudenten an die Wand geschmierten »Inschriften« lesen musste: »Juden raus! Juden haben im deutschen Österreich nichts zu suchen! Ihr Saujuden verstinkt die Universität!« Damit war Wolfgangs Beschluss zur frühestmöglichen Auswanderung nach Palästina endgültig besiegelt (LWV 203).

7. Dissimilation versus Assimilation⁷³

Schau'n's, sie war ein brav's Weib, mein Frau, sie hat gar nimmer recht g'wußt, dass sie a Jüdin is! Bei ein jeden Fronleichnam hat's die Fenster auf'putzt und Kerzen hat's 'nausg'steckt und Blumen und beim Umgang am Charsamstag, da hat's immer g'sagt: Ich muss was Neuch's erfinden zur Beleuchtung, damit der hochwür'd'ge Herr a Freud' hat. Mir san die anzigen Juden im Ort und hab'n immer zeig'n woll'n, dass wir ja keine Störung mach'n möcht'n! [...]. Ha, ha! Du hast Dein Judenthum vergessen – die anderen aber nicht – sie vergessen das nie – nie. (Heinrich York-Steiner: *Die todte Frau*, 1898).

Jeder literarische Text konstituiert sich mehr oder minder durch Leer- und Unbestimmtheitsstellen, die zu seinem möglichst adäquaten Verständnis durch eine rezept-

⁷³ Zur Begrifflichkeit vgl. Hildegard Kernmayer, Klaus Hödl, Petra Ernst: *Assimilation – Dissimilation – Transkulturation. Jüdische Identitäten in der (Wiener und zentraleuropäischen) Moderne*. In: *Kultur – Identität – Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne*. Hg. von Moritz Csáky, Astrid Kury, Ulrich Tragatschnig. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2004, S. 291–322.

tionsästhetisch kompetente Lektüre beseitigt oder konkretisiert werden müssen. Ein signifikantes Beispiel für solche Produktions- und Rezeptionsverfahren ist in der vorliegenden Familiengeschichte die Erwähnung von Heinrich York-Steiners (1859–1934) Novelle *Die todte Frau* (1898). Diese zählte zur Lieblingslektüre der Familie Weisl, die mit dem Verfasser eng befreundet war.⁷⁴ Die Erzählung, eine der eindrucksvollsten deutschsprachig-jüdischen in der Wiener Moderne, ist gleichsam in die Tiefenstruktur der Weisl'schen Familiengeschichte eingelegt, über ihre Bewandnis und ihre Funktion innerhalb dieses Kontexts gibt die Chronistin jedoch keine nähere Auskunft. Bezeichnend ist, dass sie nicht einmal den Titel korrekt zitiert. Er lautet bei ihr: *Das tote Weib* (GmF 258), und ließe sich so »symptomal« als eine Freud'sche Fehlleistung diagnostizieren, die »in einem einzigen Prozess das Verborgene in dem gelesenen Text enthüllt und es auf einen anderen Text bezieht, der – *in notwendiger Abwesenheit* – in dem ersten Text präsent ist.«⁷⁵ Die Erzählerin begnügt sich lediglich mit dem lapidaren Hinweis, dass ihr Mann immer ein großer Bewunderer York-Steiners war und dass er – wie andere Zionisten⁷⁶ – dessen ihn zutiefst berührende Erzählung wiederholt in zionistischen Versammlungen vorgelesen hatte. Die Erzählung war 1898, ein Jahr nach dem ersten Baseler Zionistenkongress, in Theodor Herzls »Welt«, dem Zentralorgan der zionistischen Weltbewegung, publiziert worden.⁷⁷ Sechs Jahre später, 1904, wurde sie mit anderen Erzählungen auch in York-Steiners Band *Der Talmudbauer unterwegs* (Berlin: Jüdischer Verlag) aufgenommen.

74 Ein anderes, 1899 in Theodor Herzls »Welt« vorabgedrucktes Werk York-Steiners hatte Sohn Wolfgang von Weisl aus ganz persönlichen, familiären Gründen hochgeschätzt, nämlich die Erzählung *Der Talmudbauer*, die das Leben des verehrten Großvaters von Wolfgangs Ehefrau Noemi Zuckermann darstellt, eines theologisch außergewöhnlich gebildeten und fleißigen Landwirts namens Jakob Schachewitsch (vgl. LWV 159 f.).

75 Louis Althusser [u. a.]: *Das Kapital lesen*. Bd. 1. Dt. von Klaus-Dieter Thieme. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1972, S. 32 (kursiv: D.G.).

76 York-Steiners Erzählung *Die todte Frau* wurde häufig bei zionistischen Makkabäerfeiern vorgetragen (vgl. Carl Bethke: *(K)eine gemeinsame Sprache? Aspekte deutsch-jüdischer Beziehungsgeschichte in Slawonien 1900 bis 1945*. Münster: Lit 2013, S. 99), so auch, wie der Wiener Rechtsanwalt und Lyriker Marek Scherlag (1878–1962) berichtet, von Theodor Herzl selbst, der – vom ersten Baseler Zionistenkongress 1897 nach Wien zurückgekehrt – im Verein »Zion« »unter Spannung der Versammelten auch eine traurige jüdische Erzählung von Heinrich York-Steiner »Die tote Frau« ergreifend vorlas«: »Herzls faszinierende Erscheinung, sein bezauberndes Gesicht, seine warme Stimme wirkten magisch. Mir war wie im Traum« (Akten Marek Scherlag H 1/3343, Central Zionist Archives, Jerusalem).

77 Heinrich York-Steiner: *Die todte Frau. Novelette*. In: Die Welt. Zentralorgan der Zionistischen Bewegung (Wien) 2 (1898), Heft 1 (7. Jänner), S. 12–15.

Was Charlotte von Weisl in ihrer Familiengeschichte »notwendig« verschweigt, hat Heinrich York-Steiner in seiner zionistisch motivierten Erzählung eindringlich dargestellt: das tragische Scheitern aller – noch so ehrlichen und weitgehenden – Assimilationsbestrebungen der österreichischen Juden: »Es ist nicht wahr, dass es genügt zu sein wie unsere Umgebung, um Duldung zu erlangen – von Liebe will ich ja gar nicht sprechen!«⁷⁸ Die Hauptfigur der Erzählung, Moses Schönwalder, hat mit seiner Frau Esther nichts unversucht gelassen, um alle Unterschiede zu den Christen zu verwischen. Selbst die Tilgung der jüdischen Vornamen und ihre Umbenennung in geläufige österreichische (Moritz bzw. Irma) waren vergebens, ebenso ihre »Stück um Stück unterlassene Ausübung der sondernden Ceremonien und Gebräuche«:

Die Tefillin hatte er schon lange nicht mehr angelegt, am Samstag wurde das Geschäft vorerst geschlossen, dann verkaufte man durch die Hinterthür, endlich öffnete man vorne eine Ladenthür, schließlich beide; das Fleisch wurde ursprünglich vom Koscherfleischhauer aus der nächsten Stadt per Post gesandt, als es einigemal übelriechend ankam, unterließ man es – und so – so – waren sie nach und nach – ganz assimiliert.⁷⁹

Als Schönwalders Ehefrau stirbt, eröffnet ihm die Dorfgemeinschaft, der er sich noch immer in Zuneigung und Respekt zugehörig fühlen wollte, dass es keinen Platz für die Verstorbene auf dem christlichen Friedhof geben könne, nur am Rand desselben, »hinter der Heck'n«, wo andere Außenseiter der christlichen Gesellschaft verscharrt werden, »die Falotten, die Zigeuner, die Selbstmörder«. Schönwalder bricht in Schmerz und Entsetzen zusammen, in der Nacht aber verlässt er unverzüglich mit dem Sarg auf dem Wagen das Dorf. Nach der unrettbar missglückten Assimilation fliegen ihm wie eine »Geisterstimme durch's schlafende Dorf« hebräische Worte aus dem 91. Psalm »in der unsterblichen Sprache des Orients« zu:

»Nicht fürchtest du den Schrecken der Nacht, nicht den Pfeil, der am Tage dir droht – nicht die Pest, die im Dunkel schleicht, nicht die Seuche, die Tages wüthet.«

Das Rollen der Räder verlor sich in der Stille der Nacht – aber noch lange war der Gesang des Juden hörbar, der einsam dahinzog mit dem Leichnam seines Weibes, ihm eine Heimstätte zu suchen.«⁸⁰

⁷⁸ Ebda, S. 14.

⁷⁹ Ebda, S. 15; Tefillin: beim Morgengebet am Kopf und am linken Arm befestigte Gebetsriemen mit zwei Kapseln, in denen auf Pergament geschriebene Bibelstellen aufbewahrt werden.

⁸⁰ Ebda.

Seine wahre, angestammte Heimat wird schließlich dann wie jene seines Autors Heinrich York-Steiner – gemäß den Erlösungsvisionen des Zionismus – das »heilige Land« Palästina sein.

Seit den 1880-er Jahren werden die mit dem Begriff der Assimilation verbundenen Phänomene von jüdischen Publizisten und Intellektuellen – je nach geographischer Herkunft und Weltanschauung – kontrovers diskutiert. So verurteilte die liberale Wiener Wochenschrift »Neuzeit« die Tatsache, dass speziell in hebräisch-sprachigen Zeitschriften der Begriff der »Assimilation« von einer reaktionären Fraktion jüdischer Publizisten, die dem »Phantom« einer »jüdischen Nationalität« anhängen, als Provokation empfunden und daher strikt abgelehnt werde.⁸¹ Eine in der Diaspora existierende »Genossenschaft« habe, so heißt es, keine nationalen Merkmale wie Sprache, gemeinsames Territorium oder politisch-staatliche Selbstständigkeit. Da die jüdische Bevölkerung seit Jahrhunderten mit verschiedensten Völkern zusammenlebe und mit diesen »zumeist bereits gleichgestellt« sei, berühre das durchaus legitime Assimilationspostulat »nicht das Religionsbekenntnis«, nicht »die heiligen Zeiten, die religiösen Sitten und Bräuche, Israels glorreiche Vergangenheit und große Hoffnung für die Zukunft, nicht den Glauben, nicht den Namen, nicht die Geschichte, nicht die Aufgaben, nicht die Religionspraktiken der Juden«, sondern beziehe sich »auf Dinge«, »die außerhalb des Religionsgebietes liegen«. Die Juden sollten daher, so die strikte Schlussfolgerung, »sich ihres Jargons, ihrer eigentümlichen Tracht und ihrer ekligen, abstoßenden Manieren« entledigen⁸² – eine Forderung freilich, die in letzter Konsequenz auf einen totalen jüdischen Identitätsverlust hinauslaufen würde. Fünfzehn Jahre später wurde just dieses radikale, auf eine veritable »Entjudung« abzielende Assimilationspostulat von Karl Kraus in seiner aufsehenerregenden und provokativen, namentlich gegen Theodor Herzl und Max Nordau gerichteten Satire *Eine Krone für Zion* (1898, siehe unten, S. 78) explizit zum Ausdruck gebracht.

Ernst Franz Weisl, spontan begeistert von Theodor Herzls Judenstaatsidee, empörte sich in einer Reihe vor allem im Wiener »Jüdischen Volksblatt« veröffentlichter Artikel über den »verschämten« Antisemitismus und das »feige Assimilantentum« der Wiener Kultusgemeinde und stadtbekanntere jüdischer Honoratioren. Er hingegen sei entschieden kein »Assimilationsjude«, sondern ein »nationalbewusster«, »rassestolzer Jude«.⁸³

81 Die Neuzeit. Wochenschrift für politische, religiöse und Cultur-Interessen (Wien), 19. Dezember 1884, S. 1 f. (konkret genannt werden die hebräisch-sprachigen, in Polen und Russland herausgegebenen Zeitschriften »HaMagid«, »HaZefira«, »HaMelitz«).

82 Ebda.

83 Ernst Franz von Weisl: »Es tut mir ja so weh, daß die Juden so dumm sind!« In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 15. Mai 1903, S. 1.

Ähnlich beklagte Sohn Wolfgang in seinen Memoiren ganz pauschal, dass die jüdischen Kultusgemeinden bis ans Ende des 19. Jahrhunderts »planmäßig die Assimilation« gefördert hätten. Selbst »jüdische Namen waren verpönt« (LWV 152). In den älteren Generationen seiner Familie hätten selbstverständlich noch jüdische Vornamen dominiert: Nathan, Samuel, Chaim, Simon, Abraham, Josel, Moses, Rachel oder Ruth. Das habe sich aber im Laufe des 19. Jahrhunderts radikal geändert. Seine Urgroßmutter war noch 1797 als Sara geboren, dann aber in Charlotte umbenannt worden. Eine Generation später indiziert Wolfgang dann bei den Frauen der Familie lauter konventionelle, »neutrale«, angepasste, in Österreich populäre Namen: Franziska/Fanny, Anna, Amalia, Therese/Resi, Minerl, Peperl, Julie oder Karoline. Der Vorgang anlässlich seiner eigenen Namengebung habe geradezu skurrile Formen angenommen:

Als mein Vater mich nach dem Großvater »Wolf« nennen wollte, belehrte ihn der Matrikelbeamte der Wiener Kultusgemeinde, dies sei ein »jüdischer« Name, den man nicht gestattete; Wolfgang müsse es heißen. Meine Mutter hatte sich einen »Hansel« gewünscht; da ihr »Wolfgang Hans« nicht gut klang, wurde aus dem »Hans« ein »Johannes«, und ich erhielt den Goethe-Doppelnamen »Wolfgang Johannes« (LWV 152).⁸⁴

»So hatte die Wiener Kultusgemeinde«, resümierte er ironisch, »immerhin eines ihrer Ziele erreicht: der Assimilation eine Gasse!« – in tendenziös verdrehender Anspielung auf Georg Herweghs (1817–1875) von Wolfgang auch andernorts (LWV 153) gern zitiertes Revolutionsgedicht *Der Freiheit eine Gasse* (1841).

Solche nicht weiter reflektierten Assimilationspraktiken hatte in der Weisl'schen Familiengeschichte auch das christliche Weihnachtsfest geboten, das lange Zeit bis zum Ende des 19. Jahrhunderts im Prager Kauf- und Handelshaus Michlup mit hypertrophem Aufwand gefeiert worden war: »Jeder einzelne des Personals durfte für Weihnachten einen Wunsch äußern. Was gab es da zu besorgen! Für achtzig Personen, Dienstboten und Freunde!« (GmF 192). Auch im engsten Familienkreis begannen die weihnachtlichen Feierlichkeiten schon am ersten Adventssonntag. So erhielt die kleine Charlotte gemeinsam mit ihrer Kusine Hermine, der Tochter ihrer Tante Peperl, ein »Nikologeschenk« mit so vielen Bonbons, dass sie »bis Weihnachten« versorgt waren (GmF 214). An »diese Weihnachtsabende im Elternhaus« erinnert sich Charlotte mit

⁸⁴ Unter seinem ersten Rufnamen »Johannes« veröffentlichte der 17jährige Gymnasiast Wolfgang von Weisl am 15. September 1913 seinen ersten, mit zahlreichen politischen und militärischen Detailkenntnissen angereicherten Artikel *Österreichs Interessen in Syrien und Palästina* in der von seinem Vater herausgegebenen Wiener »Kolonialzeitung«, dem »Offiziellen Organ der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft«, als deren Präsident Ernst Franz von Weisl 1898–1914 amtierte.

einer Glückseligkeit, die selbst jene der christlichen Kinder aus den großbürgerlichen und adeligen Familien Prags übertroffen haben mochte⁸⁵:

Mama führte ein »Geschenkbuch«. Da wurde nicht nur jeder Wunsch, sondern jeder sehnliche Blick vor einer Auslage vermerkt. Ihr kaufmännischer Grundsatz, »das Teuerste sei das Billigste«, prägte sich auch in ihren Geschenken aus. Ab dem ersten Dezember begannen die Vorbereitungen. Mich führte sie jedes Jahr zu Drecol; je ein Ball- und ein Gesellschaftskleid waren die ruhenden Pole in der Geschenke Flut. Papa war Kenner und Sammler von Edelsteinen: Regelmäßig erhielt ich am Weihnachtsabend ein Stück aus seiner Sammlung. Welche Überraschung erwartete uns aber auf den weißgedeckten Tischen unter dem reichgeschmückten Weihnachtsbaum! Wie wurden die Kinder beschenkt! Wie die Dienstleute! Jeder strahlte vor Glück (GmF 260 f., Anm. 158).

»Selbstverständlich wurde im Haus der Großmutter Michlup ein Weihnachtsbaum angezündet«, bestätigte Charlottes Sohn Wolfgang in seinen Memoiren. »Selbstverständlich wurde an den christlichen Feiertagen« (»den Dienstboten zu Liebe«, so der wenig überzeugende Versuch einer nachträglichen Relativierung der nunmehr verächtlichen Assimilation) »das Beste gekocht«: »Was die jüdischen Feiertage anbelangt, war man *weniger* interessiert« (LWV 153, kursiv: D.G.). Dies alles aber änderte sich, »zum Kummer meiner Mutter«, schlagartig am Ende des Jahrhunderts in Wien: »Der Weihnachtsbaum und die nichtjüdischen Feste hörten auf.« Im kleinen Familienkreis begann – »gemäß Herzls Losung« – »die Rückkehr zum Judentum *vor* der Rückkehr ins Judenland« (LWV 158, kursiv: D.G.). Über den neuen Lebensstil gab Wolfgang in seiner 1971 in Tel Aviv publizierten autobiographischen *Skizze* detailliertere Auskunft: »Freitagabend wurde Kiddusch gemacht und das Tischgebet gesprochen. An den Feiertagen ging man in die Synagoge, Jom Kippur wurde gefastet, die Kinder erhielten einen Hebräisch-Lehrer.«⁸⁶

Verglichen mit diesem von Anteilnahme und Distanzierung geprägten Verhältnis zum christlichen Weihnachtsfest waren in Charlottes Familiengeschichte Taufe und Mischehen generell seit jeher strikt verpönt. Insgesamt gibt es nur zwei Mischehen,

85 Dass die Aristokratisierungsambitionen im Prager großbürgerlichen Hause Michlup nicht nur eine Angleichung an adelige Lebensformen bewirkten, sondern diese sogar übertrafen, belegen *expressis verbis* die stolzen Erinnerungen Charlotte Weisls an ihre Kindergeburtstagsfeste, bei denen »es Schokolade zu trinken« gab, »unzählige Bäckereien, Gefrorenes, Bonbons, die Riesentorte«, während »die Aristokraten [...] ihre Kinder sehr einfach [hielten]. Bei ihren Kinderjahren gab es *nur* Milch und Gugelhupf« (GmF 218, kursiv: D.G.).

86 Wolfgang von Weisl: *Skizze zu einer Autobiographie* (Anm. 30), S. 36.

die ausführlicher problematisiert werden: jene Ludwig Herschels und jene Marianne Weisls.⁸⁷

Obwohl in der Familie von Ruth und Sigmund Herschel »Freigeistigkeit« herrschte und »wenig über Religion gesprochen« wurde, traf die Eltern »der Gedanke«, dass ihr Sohn Ludwig, der bei einem Professor in Göttingen seine medizinische Ausbildung fortsetzen und vervollkommen durfte, sich taufen ließ, um durch die Heirat mit der Tochter seines Chefs zu einem »gemachten Mann« zu avancieren, wie ein »Blitzschlag« (GmF 101). Dass die angetraute christliche Schwiegertochter den Schwiegereltern schon bei der ersten Begegnung missfiel, ist nicht weiter verwunderlich. Bemerkenswert ist aber die tendenziöse Beschreibung der Schwiegertochter, »sie war der genaue Gegensatz zu Frau Ruth«, nicht nur im Aussehen, sondern – und vor allem! – auch im Charakter. Die jüdische Schwiegermutter: »warm, impulsiv, immerfort in Begeisterung, wohlätig, freigebig, großzügig«, die christliche Schwiegertochter: »kleinlich, sparsam, trocken, streng, kalt« (GmF 101).

In dieser Episode wird wörtlich jener »schwere Schlag« (LWV 200) vorweggenommen, der vier Generationen später, im Jahre 1910, allerdings unter Umkehrung der Geschlechterrollen, die Eltern Charlotte und Ernst Franz Weisl schmerzhaft traf, als sich ihre junge, kaum 20jährige Tochter Marianne, eine »glühende Zionistin«, »die erste Universitätsstudentin, die bei der Immatrikulation ›Muttersprache Deutsch, Nationalität Jüdisch« angegeben hatte« (GmF 270), aller familiären Tradition und Erziehung zum Trotz, der Taufe unterzog, um ihren akademischen Lehrer Karl Beth, einen Hofrat, Professor und Dekan der Wiener Evangelisch-Theologischen Fakultät, ehelichen zu können: »Wie es so weit kam, dass sie sich in den stattlichen, aber viel [um 18 Jahre] älteren Mann verliebte, ist ein Kapitel für sich«, gestand schicksalsergeben die konsternierte Mutter (GmF 270). Die christliche Taufe einer Jüdin ist noch erheblich gravierender als die eines Juden, da im Judentum nach dem rabbinischen Prinzip der Matrilinearität die Mutter den ethnisch identitätsbestimmenden Elternteil darstellt. Marianne ist in allen Generationen der Familiengeschichte – mit nur einer Ausnahme (GmF 164) – die einzige Jüdin, die zum Christentum konvertierte und an diesem Glauben auch im amerikanischen Exil bis zu ihrem Tode 1984 festhielt.

Die interkonfessionelle »Mischehe« galt als ultimative, irreversible Stufe der jüdischen Assimilation an die christliche Mehrheitsgesellschaft und wurde von konsequenten Zionisten in Zeitungsartikeln unnachsichtig angeprangert (vgl. S. 57). Aber unbeschadet aller gravierenden religiösen und nationaljüdischen Bedenken siegte bei den Weisls letztlich doch der tradierte »Familiensinn«, der die Eltern veranlasste, die

⁸⁷ Zwei weitere Mischehen, einer Tochter und eines Sohnes von Hedwig Saxl, geb. Weisl, werden nur nebenbei erwähnt (GmF 163 f.).

›Mesalliance‹ ihrer Tochter nicht nur zu billigen, sondern ihr überdies eine generöse finanzielle Absicherung zu gewähren:

Wir richteten dem jungen [!] Paar eine schöne Wohnung in unserer Nähe ein und setzten ihnen eine so große Rente aus, dass sie nach menschlicher Voraussicht unabhängig sein sollten. Ernst glaubte nicht recht an den praktischen Sinn seines gelehrten Schwiegersohnes und gab ihm daher diese Rente, 20.000 Kronen jährlich statt einer einmaligen Mitgift (GmF 270).⁸⁸

1903, sieben Jahre vor der Eheschließung seiner Tochter, hatte der Vater selbst noch gegen jegliches »jüdische Renegatentum« gewettert und vor allem die mit der christlichen Taufe einhergehende »Mischehe« empört als »Rassenmord« angeprangert.⁸⁹ Dementsprechend hämisch fielen nun die Reaktionen der Widersacher auf den Religionsübergang Mariannes aus. In der denunzierenden Rubrik *Liste der Überläufer*, die regelmäßig in der Wiener »Jüdischen Zeitung«, dem österreichischen »National-Jüdischen Organ«, erschien, wurden am 14. Juli 1911 Mariannes Konversion und ihre »Mischehe« unter den »interessanten Tauffällen« schadenfroh kommentiert:

Frl. Marianne Weisl [...] ließ sich von einem evangelischen Theologen ihrerseits zur Ehe und zum Luthertum bekehren. Frl. Weisl ist die Tochter des Advokaten Dr. Ernst Franz Weisl, der als Mitarbeiter Herzls begann, dann Mitglied des Jüdischen Kolonisationsvereins – Observanz Alfred Stern – wurde und schließlich den Zutritt zu den feinsten christlichen Gesellschaftskreisen gefunden hat.⁹⁰

Eine seiner zeitlebens gültigen Maximen schuldete der engagierte Zionist und Arzt Dr. Wolfgang von Weisl eingestandenermaßen seinem verehrten Großvater, »dem Medicinae Doctor Wolf Weisl«: »Ein versöhnter Feind, / Ein gelötet Schwert, / Ein getaufter Jud / Sind alle nichts wert« (LWV 147). Ob der Enkelsohn diesen Leitspruch auch auf seine getaufte – ob ihrer Intelligenz und vielseitigen, vor allem juristischen, orientalistischen und religionspsychologischen, Ausbildung hochgeschätzte – Schwester Marianne gemünzt hat, die sogar seine erste Hauslehrerin gewesen war (LWV 160), darf bezweifelt werden. An der »Rassenmord«-These seines Vaters und deren Begrün-

88 20.000 Kronen entsprechen einer heutigen Kaufkraft von ca. 100.000 Euro, einer stattlichen Summe, die das Universitätsprofessorengehalt des Bräutigams um ein Mehrfaches übertroffen haben dürfte.

89 Ernst Franz von Weisl: *Rassenmord. Die Entsittlichung des Ehelebens der Juden der »besseren« Stände*. In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 1. Mai 1903.

90 Alfred Stern (siehe Anm. 65).

dungen hielt Wolfgang jedoch weiterhin im Zuge seiner revisionistischen Aktivitäten in Palästina und Österreich prinzipiell fest: »The greatest danger to the existence of our Jewish community in Palestine – mingling and mixed marriages – could, under certain conditions, be found in Palestine too, but it is precisely the hostility of the neighbours preventing it.«⁹¹

Während in früheren Jahrzehnten eher von einer »Assimilation« mit den umgebenden Volksgruppen die Rede gewesen war, richtete sich im neuen Jahrhundert die innerjüdische Debatte gegen eine gleichsam post-emanzipatorisch zu verstehende »Assimilation« an die umgebende Mehrheitsgesellschaft. »Assimilation« wurde nunmehr von nationaljüdischen und zionistischen Aktivisten als einseitiger Prozess, als von der christlichen Mehrheitsgesellschaft abgepresste, normative, systemaffirmative »Angleichung« und – wenn gar von jüdischer Seite angestrebt – als opportunistische, ja geradezu perverse Preisgabe einer genuin jüdischen Identität verurteilt, die nachgerade durch den Zionismus als nationale Sammelbewegung sowie als Kolonisations- und Siedlungsprojekt ein neues, zukunftsträchtiges Profil gewonnen hatte.

Der Begriff der »Assimilation« wurde schließlich »in beiden Lagern«, dem christlichen und dem jüdischen, diskriminiert: als »Synonym für ein Leben der Selbstverleugnung und der Blindheit gegenüber einer feindlichen Umwelt.«⁹² In nationaljüdischen Zeitungen wurden die polemischen Debatten um die »Mischemudim« (Konvertiten, Abtrünnige) unter Verwendung gehässigster Verdikte wie »Taufwut«, »Taufseuche« und »Verrottung« geführt – und sogar mit gezielter Aufzählung der Namen konkreter Personen:

Der zum Herrenhausmitglied ernannte Generaldirektor der Nordbahn, Hofrat Jeitteles, ist schon lange kein Jude mehr. Die Präsidentin des Wiener Hausfrauenvereins, Frau Ottilie Bondy, ist die Schwester des Herrn Jeitteles. Die edle Matrone ließ sich kurz nach ihrem Geburtstag und kurz vor der Ernennung ihres Bruders zum Herrenhausmitglied taufen. Ob ein Zusammenhang zwischen diesen Tatsachen besteht, wissen wir nicht, aber in Österreich ist's nicht unmöglich.⁹³

⁹¹ Wolfgang von Weisl: *The Renewed Zionism*. In: Hazit Haam (Jerusalem), 27. April 1931 (zit. nach Dan Tamir: *Hebrew Fascism in Palestine, 1922–1942*. Berlin: Springer 2018, S. 88).

⁹² Peter Haber: *Zwischen jüdischer Tradition und Wissenschaft. Der ungarische Orientalist Ignác Goldziher*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2006, S. 227 (in Anlehnung an Shulamit Volkov: *Antisemitismus als kultureller Code*. München: Beck 2000, S. 132).

⁹³ *Notiz*. In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 16. Jänner 1903, S. 7. Richard Jeitteles (1839–1909): aus Brünn stammender Offizier, 1871 katholische Taufe, seit 1890 Generaldirektor der Kaiser-Ferdinand-Nordbahn, seit 1902 Mitglied des österreichischen Herrenhauses; Ottilie Bondy, geb. Jeitteles

Dass es dann aber in den folgenden Jahren zu einem relativen Stillstand der Konversionen kam, reklamierten sowohl Vertreter der gemäßigten Wiener Kultusgemeinde wie auch radikalere Zionisten für sich als Erfolg. Hatte die Kultusgemeinde zunächst noch den Zionismus beschuldigt, für vermehrte Religionsübertritte verantwortlich zu sein, wurde in der Wiener »Jüdischen Zeitung« schlicht das Gegenteil behauptet:

Jeder, der nicht böswillig ist, mußte doch einsehen, daß der Zionismus nicht mit einem Schlag die alte Verrottung hat ausmerzen können; es sei meinetwegen gar zugegeben, daß der jugendfrische Wind den Abfall so mancher Faulfrucht beschleunigt hat; aber selbst die begeistertsten Parteigänger des Zionismus hätten es kaum zu träumen gewagt, daß die durch ihn bewirkte Gesundung des Judentums schon so bald in der »Taufstatistik« aufscheinen würde.⁹⁴

Mit welcher Heftigkeit die Diskussion geführt wurde, zeigen auch einige Auseinandersetzungen, an denen sich Ernst Franz von Weisl wiederholt durch Leserbriefe beteiligte und einschlägige Informationen lieferte. Er übte massive Kritik beispielsweise an jüdischen Mitbürgern, die bereit waren, für den deutschnationalen Schulverein des in Österreich populären, einen sogenannten »vernünftigen Antisemitismus« propagierenden steirischen Volksschriftstellers Peter Rosegger⁹⁵ zu spenden – eine Kontroverse, die mit immer schärferer Polemik geführt wurde. Empört erinnerte Weisl am Bezirksgericht Wien-Neubau seine jüdischen Kollegen, darunter einer sogar namentlich genannt, an die Opfer des barbarischen Pogroms im moldawischen, damals russisch-zaristischen Kischinew (1903)⁹⁶:

(1832–1921): Frauenrechtlerin, Vorsitzende der »Caritas«, 1902 Konversion zum evangelischen Glauben.

94 *Wiener Mischemudim, Bilanz 1909*. In: *Jüdische Zeitung. National-Jüdisches Organ* (Wien), 11. Februar 1910, S. 3.

95 Siehe Peter Rosegger: *Der vernünftige Antisemitismus*. In: Heimgarten. Zeitschrift für das deutsche Haus (Graz) 20 (1896), S. 942 f.; dazu ausführlich Hildegard Kernmayer, Ingrid Spörk, Günther A. Höfler: »... dass auch der Jude sozusagen ein Mensch sein kann« – Peter Rosegger und die Judenfrage. In: *Peter Rosegger. 1843–1918*. Hg. von Gerald Schöpfer. Graz: Styria 1993, S. 333–344. Roseggers problematisches Verhältnis zur »Judenfrage« wird auch nicht durch seine »Ehrenmitgliedschaft« in dem 1891 von Bertha und Arthur Gundaccar von Suttner gegründeten österreichischen »Verein zur Abwehr des Antisemitismus« abgeschwächt, denn diese sei ohne sein Wissen erfolgt und daher von ihm abgelehnt worden (vgl. Karl Wagner: *Die literarische Öffentlichkeit der Provinzliteratur. Der Volksschriftsteller Peter Rosegger*. Tübingen: Niemeyer 1991, S. 247).

96 6./7. April (Ostern): Pogrom gegen Juden in Kischinew/Chişinău (Russland, heute Moldawien), 47 Tote, mehrere hundert zum Teil Schwerverwundete. Der Pogrom in Kischinew von 1903 löste eine Welle der Hilfsbereitschaft unter europäischen und amerikanischen Juden aus und wird allgemein

Unter anderem wandte ich mich an den Hof- und Gerichtsadvokaten Dr. Ludwig Rittersporn um eine Spende für Kischinew. Derselbe antwortete mir: »Was geht mich Kischinew an!« Ich erwiderte: »Aber die Juden in Kischinew gehen Sie doch an.« Er antwortete: »Was gehen mich die Juden an?« Ich erwiderte: »Das muß angenagelt werden, daß ein Jude, wenn man für Juden sammeln geht, antwortet, daß ihn die Juden nichts angehen.«⁹⁷

Der anti-assimilatorische Diskurs, der sich auch auf die politisch-rechtliche Benachteiligung der jüdischen Bevölkerung bezog, wurde nicht nur in Wiener zionistischen und nationaljüdischen Zeitungen geführt, sondern auch in literarischen Werken thematisiert, so vor allem in den Gedichten des aus Böhmen stammenden Juristen und »ersten zionistischen Satirikers«⁹⁸ Fritz Löhner-Beda (1883–1942), der sich mit seinen beiden Lyriksammlungen *Getaufte und Baldgetaufte* (1908) und *Israeliten und andere Antisemiten* (1909) in der Familie Weisl besonderer Beliebtheit erfreute. Wolfgang von Weisl hat in seinen Memoiren dem erst Jahrzehnte nach seiner Ermordung in Auschwitz wiederentdeckten Dichter, diesem »guten Österreicher und Monarchisten und zugleich glühenden Zionisten«, ein würdiges Denkmal gesetzt: »Ehre seinem Andenken!« (LWV 154).

8. Zionistische Kolonisationsprojekte

Theodor Herzl und Max Nordau in Wien

Gelingt die Vorkolonisation in Ostafrika, so haben Führer und Geführte den Nachweis ihrer Fähigkeit erbracht, daß man ihnen getrost das Monumentalwerk der Palästina-Kolonisation anvertrauen darf (Ernst Franz Weisl: *Die ostafrikanische Besiedelungsfrage*, 1903).

Wie Wolfgang von Weisl in seiner Autobiographie berichtet, verstärkte sein Vater unter dem erschütternden Eindruck des Kischinewer Pogroms⁹⁹ sein Engagement für das Projekt einer »Vorkolonisation« in Britisch-Ostafrika (Uganda) und in Zypern, die vor allem den verfolgten russischen Juden eine Zuflucht bieten sollte. Ernst Franz Weisl

als erste länderübergreifende, solidarische Initiative zum jüdischen Widerstand gegen den Antisemitismus angesehen.

97 Ernst Franz Weisl (gez. Dr. W.): *Leserbrief*. In: Jüdische Volksstimme (Wien), 22. Mai 1903; Ludwig Rittersporn (1857–1926): aus Böhmen stammender, einflussreicher Anwalt in Wien-Mariahilf.

98 Siehe Oscar Teller (Hg.): *Davids Witz-Schleuder. Jüdisch-politisches Cabaret*. Darmstadt: Darmstädter Blätter 1982, S. 68 f.

99 Anm. 96; vgl. auch die Erinnerung Charlotte Weisls, ihr Mann sei angesichts des Kischinewer Pogroms »krank vor Schmerz und Mitleid« gewesen (GmF 257).

widmete den zionistischen Kolonisationsprojekten eine Reihe von Beiträgen, die meist im Wiener »Jüdischen Volksblatt« erschienen:

Eine Vorkolonisation ist die unerläßliche Probe auf die Richtigkeit der *großen Rechnung*, genannt Palästina-Besiedelung. Sie ist das Modell, an welchem studiert, probiert, abgeändert und ergänzt werden kann. Sie ist aber auch das Sicherheitsventil für etwas das Hauptwerk bedrohende Zufälligkeiten und Gefährdungen.¹⁰⁰

Weisls kühne Pläne führten jedoch bald zur Entfremdung von Herzl, der sich – vor allem auch aus religiösen Beweggründen (eine Kolonisation erschien ihm prinzipiell nur im »Gelobten Land« denkbar) – zögerlich und abweisend verhielt (vgl. LWV 128). Zu den prominentesten Proponenten zionistischer Siedlungsprojekte auch außerhalb Palästinas zählen der britische Schriftsteller und Journalist Israel Zangwill (1864–1926), Begründer der »Jewish Territorial Organization« (1905), sowie der deutsche Publizist und Wirtschaftspolitiker Davis Trietsch, mit dem Ernst Franz Weisl persönlich in Kontakt gekommen war. Trietsch hatte, so Charlotte, ihren Mann ganz konkret auf eine jüdische Kolonisationsmöglichkeit in Zypern mit englischer Billigung hingewiesen:

Schnurstracks rannte Ernst zu Herzl, setzte ihm diesen Kolonisierungsplan auseinander und schloss: »Lassen Sie uns einmal im Gegensatz zu unseren Glaubensgenossen, die gern viel reden, nur handeln.« Herzl aber war gegen Cyprien, er sagte, dass das religiöse Moment für den Juden die Hauptrolle spiele. Mein Mann meinte, Cyprien als Vorkolonisationsland zu betrachten, denn es sei besser, die Juden dort einige Jahre unterzubringen, als sie in Russland totschlagen zu lassen. Herzl war nicht umzustimmen. Mein Mann, Widerspruch nicht gewöhnt, sagte zu Herzl: »Wenn ich materiell unabhängig wäre und Hebräisch sprechen könnte, würde ich die Führung in die Hand nehmen. Zwei Führer verträgt aber eine Sache nicht, daher trete ich zurück und räume Ihnen das Feld« (GmF 257).

Die hier angeführten Gründe für die Trennung der beiden Zionisten waren natürlich nur Vorwände, denn einerseits war Weisl dank seiner Frau als Universalerbin ihrer Adoptiveltern materiell erheblich unabhängiger als Herzl, und andererseits beherrschte dieser das Hebräische so wenig wie jener. »Wir können doch nicht Hebräisch miteinander reden«, heißt es geradezu provokativ in Herzls Programmschrift *Der Judenstaat*. »Wer von uns weiß genug Hebräisch, um in dieser Sprache ein Bahnbillet zu verlan-

100 Ernst Franz Weisl: *Die ostafrikanische Besiedelungsfrage*. In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 4. September 1903 (kursiv: D.G.).

gen?»¹⁰¹ Herzl sei ein »Freidenker« gewesen, der angeblich »vom Judentum so gut wie nichts wußte«, konstatierte Wolfgang von Weisl in einem späten Beitrag über die *Theologie des Zionismus und Antizionismus*, den er noch in seinem letzten Lebensjahr in der Frankfurter »Emuna« publiziert hatte.¹⁰²

Eine wenig glückliche Rolle für die Entwicklung des Wiener Zionismus spielte Theodor Herzls langjähriger, elf Jahre älterer Weggefährte Max Nordau anlässlich eines von ihm am 25. Jänner 1899 im Großen Wiener Musikvereinssaal unter dem Titel *Strömungen im Judenthum* gehaltenen Vortrags. Diesem aufsehenerregenden Stadtereignis widmete Charlotte in ihrer Familiengeschichte einen eigenen, längeren Abschnitt. Herzl hatte Nordau, den »damals vielleicht berühmtesten Schriftsteller und Denker« (GmF 254), nach Wien eingeladen, um die »stockende Sache« des Zionismus wieder in Schwung zu bringen. »Nordau war damals der Abgott aller Gebildeten; von unglaublichem Wissen auf allen, aber buchstäblich auf allen Gebieten, war er ein faszinierender Redner, der leuchtende Stern am zionistischen Himmel« (LWV 156). Nicht nur »das geistige Wien und das reiche Judentum, die Rothschilds, Gutmanns, Springers etc.«, sollten den Saal füllen, »sondern auch der Adel mit Fürstin Metternich und ihrem Kreis«. Tatsächlich waren dann auch zahlreiche prominente Persönlichkeiten erschienen, »um sich für die zionistische Idee gewinnen zu lassen und sie finanziell zu unterstützen«:

Aber was geschah? Statt für den Zionismus warb Nordau für den Sozialismus, damals gleichbedeutend mit Kommunismus, und als er seinen Vortrag mit den Worten schloss: »Der Zionismus wird sozialistisch sein oder gar nicht sein«, verließen alle den Saal als Feinde. Mein Mann sagte zu mir: »Nordau muss wahnsinnig geworden sein.« Herzl trat auf uns zu und sagte in unbeschreiblicher Aufregung: »Nordau hat den Zionismus in Wien erschlagen. Wie viele Jahre werde ich arbeiten müssen, um gutzumachen, was er heute vernichtet hat.« Und tatsächlich wurde in Wien der Zionismus Jahre hindurch als Wegbereiter der kommunistischen Idee abgelehnt (GmF 256 f.).

Ein Resümee des Vortrags wurde am 3. Februar 1899 in der »Welt« abgedruckt. Nordau war zu dieser Zeit Herzls Berater für die Haltung des Zionistenkongresses in der sogenannten »Proletarierfrage«, die Nordau aber ganz anders als sein Freund beantwortete. Er nützte seine Wiener Rede (eine ähnliche hielt er wenige Wochen später am 17. April 1899 in Amsterdam), um provozierend zu erklären, dass »wir auch die Gegnerschaft

101 Theodor Herzl: *Der Judenstaat. Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage*. Leipzig, Wien: Breitenstein 1896, S. 63.

102 Wolfgang von Weisl: *Theologie des Zionismus und Antizionismus*. In: Emuna. Horizonte zur Diskussion über Israel und das Judentum (Frankfurt/M.) 8 (1973), S. 171.

der Protestrabbiner vernachlässigen können« und »die Feindschaft der jüdischen Finanzgrößen uns nur insofern bekümmert, als sie uns die Aufbringung der Geldmittel zur Verwirklichung des zionistischen Gedankens erschwert«. Dagegen aber gebe es eine Ablehnung, »die uns ins Herz« treffen würde:

Das ist die der jüdischen Arbeiter, der jüdischen Proletarier. Wenn auch diese sich wider uns erheben, wenn auch sie erklären, dass sie vom Zionismus nichts wissen wollen, dann ist unsere Aufgabe in der Tat zu Ende. Dann würde uns nichts übrig bleiben, als das Haupt sinken zu lassen, uns für besiegt zu erklären und zuzusehen, wie wir nach einer tragischen Enttäuschung für den Rest unserer Tage ein neues Ideal finden, das uns das Leben lebenswert macht. Denn wenn wir auch für das jüdische Proletariat nicht arbeiten sollten, dann sähe ich wirklich nicht ein, für wen der Zionismus eigentlich noch arbeiten würde und aus welchen Elementen wir das jüdische Volk im Lande seiner Väter wieder sammeln sollten.¹⁰³

Beim »Commers« am nächsten Tag, veranstaltet von der Wiener zionistischen Studentenschaft »Unitas«, der später auch der Medizinstudent Wolfgang von Weisl in führender Rolle angehörte, herrschte ein »lebensgefährliches Gedränge«. Die beiden Protagonisten wurden zwar unter tosendem Beifall begrüßt. »Dr. Weisl« habe einen »Toast« ausgesprochen, »der in einem Treueschwur für den Führer der Zionisten ausklang«.¹⁰⁴ Aber Herzl fühlte sich verpflichtet, Nordau zu entschuldigen, der »vielleicht in seiner gestrigen Rede unseren Gegnern etwas zu weh gethan« habe.¹⁰⁵

Was die »Welt« hier nur diskret beschwichtigend andeutete, hat ein Beobachter später erheblich schärfer zum Ausdruck gebracht: »Und nun geschah das Merkwürdige. Zum ersten Mal wurde Dr. Nordau von Dr. Herzl öffentlich desavouiert. Letzterer trat sofort den Ausführungen Nordaus entgegen und bezeichnete sie als Konzessionen, die er nie zugeben möchte.«¹⁰⁶ Der Verfasser dieser Kritik war der einflussreiche, aus Krakau stammende Rechtsanwalt, Publizist und Erzähler Saul Raphael Landau (1870–1943), Gründer und Herausgeber der Wiener Monatsschrift »Der jüdische Arbeiter« (1898) und Mitarbeiter der von Joseph Samuel Bloch (vgl. S. 29, 42) herausgegebenen »Österreichischen Wochenschrift«, die schon seit 1899 wiederholt gegen Herzl polemisiert hatte. Von 1907 bis 1917 gab Landau dann auch die »Neue Nationalzeitung« her-

103 Max Nordau: *Zionistische Schriften*. Hg. vom Zionistischen Aktionskomitee. Köln, Leipzig: Jüdischer Verlag 1909, S. 262 f.

104 *Der Nordau-Commers*. In: Die Welt. Zentralorgan der Zionistischen Bewegung (Wien) 3 (1899), Heft 5 (3. Februar), S. 9.

105 Ebda, S. 6.

106 Saul Raphael Landau, in: *Der jüdische Arbeiter* (Wien) 4 (1927), Nr. 14 (Dezember), S. 28.

aus, die Nachfolgerin des »Jüdischen Volksblatts«, in dem Ernst Franz Weisl die meisten seiner zionistischen Artikel veröffentlicht hatte.

Ein glänzender Redner im Dienste des Zionismus muss auch Ernst Franz Weisl selbst gewesen sein. Einmal waren Herzl, Weisl und Nordau bei einer zionistischen Veranstaltung in Wien gemeinsam hintereinander aufgetreten. Mit dem Glas in der Hand sei Nordau, wie Charlotte berichtet, auf ihren Mann zugegangen und habe dessen Ansprache als »die geistreichste Tischrede« gerühmt, die er, Nordau, je »in seinem ganzen Leben gehört« habe (GmF 255). Auch von Herzl wurde der Redner Weisl tief bewundert, allerdings aufgrund seines überschwänglichen, »demagogischen« Temperaments auch gefürchtet. »Einmal sagte Herzl nach einer [anderen] Rede meines Mannes, die jeden Augenblick von so brausendem Beifall unterbrochen wurde, dass er kaum weitersprechen konnte: ›Sie wirken [...] immer auf die Massen so aufreizend, dass ich mich fürchte, die Leute ziehen die Messer und gehen auf die Gasse.« Im Gegensatz zu Herzls wohltemperierten, abgerundeten Sätzen, einem »forensischen Kunstwerk« vergleichbar, »überstürzten sich die Worte« ihres Mannes: »Kam er in Feuer und donnerte er, konnte man glauben, die Saaldecke stürze ein. Seine Reden wirkten wie Naturgewalten und hatten daher auf die Zuhörer die Wirkung des Ursprünglichen, Spontanen, aus tiefstem Herzen Kommenden« (GmF 252 f.). Was hier aus dem Munde der Ehefrau übertrieben klingen mag, wurde jedoch zur selben Zeit mit fast den gleichen Worten öffentlich bestätigt. Die »Neue Freie Presse« berichtete am 2. November 1899 ausführlich über einen kämpferischen Vortrag, den Ernst Franz Weisl im Wiener Hotel Continental gegen die immer häufigeren antisemitischen *Judenkrawalle in Böhmen und Mähren* gehalten hatte. »Der Saal war dicht gefüllt, es dürften mehr als tausend Teilnehmer, darunter auch viele Damen, anwesend gewesen sein.« Der Redner wies darauf hin, dass man nun auch »in Böhmen und Mähren Fähnlein aufstecken« könne, »um wie auf einem Kriegsschauplatze die Orte der Plünderung und Brandschatzung der Juden zu bezeichnen«:

Unser aufgeklärtes Jahrhundert hat zu den Judenverfolgungen des Mittelalters eine neue Variante geschaffen, die politische Judenverfolgung. [...]. So sei der Jude recht- und schutzlos. [...]. Die Juden seien nur dort sicher, wo es Militärgarnisonen gebe. Nachdem Dr. Weisl seine Rede geschlossen hatte, erscholl stürmischer Beifall. Es waren auch viele Social-Demokraten im Saale anwesend [...]. Die Versammlung nahm eine Resolution an, welche besagt, daß in Ansehung der scandalösen Vorgänge in Böhmen und Mähren die Juden einig vorgehen und zur Selbsthilfe greifen sollen. In vorgerückter Stunde schloß die Versammlung.

9. Sozial- und kulturgeschichtlicher Rückblick auf »die böhmischen Juden vor der Sintflut«¹⁰⁷

Mit ihrer kommerziellen Beobachtungsgabe, ihrem internationalen Überblick waren es die jüdischen Kaufleute, die als erste eine Umstellung auf industrielle Produktion erkannten. Sie gründeten mit meist geringem Kapital jene rasch improvisierten, zunächst nur mit Wasserkraft betriebenen Fabriken, die sich allmählich zur mächtigen, ganz Österreich und den Balkan beherrschenden *böhmischen* Textilindustrie erweiterten.
(Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern*, kursiv: D.G.).

Migration und Industrialisierung

»Der Dreißigjährige Krieg hatte das fruchtbare Böhmerland zu einem Sandhaufen gemacht. Was die Kaiserlichen nicht verwüsteten, steckten die Schweden in Brand. Hat-ten die Kaiserlichen ein Stück Vieh versehentlich zurückgelassen, nahmen es die protes-tantischen Krieger mit. Zucht und Ordnung gab es nicht« (GmF 91). So beginnt Char-lotte von Weisl in medias res ihre Familiengeschichte. Der Dreißigjährige Krieg, der durch den »Prager Fenstersturz« vom 23. Mai 1618 als Reaktion der protestantischen böhmischen Stände gegen die katholische Gegenreformation der Habsburger ausgelöst worden war, brachte auch für die mitteleuropäischen Juden einschneidende Veränderun-gen ihrer Lebensbedingungen mit sich. In Böhmen wurden viele jüdische Gemeinden vor allem von den protestantischen Heeren zerstört. Manche Juden hatten sich während des Kriegs als erfolgreiche Lieferanten und Kreditvermittler für die habsburgischen Truppen bewährt und sich auch tapfer gegen die Belagerung Prags gegen die Schweden im Jahre 1632 gewehrt. »Wegen ihrer Anhänglichkeit an das Kaiserhaus, erhielten die böhmischen Juden von Kaiser Ferdinand III. eine Erweiterung ihrer Rechte (8. April 1648), welche darin bestand, daß sie in allen königl. Städten und Kammergütern wohnen und nicht ohne Wissen des Kaisers ausgewiesen werden, daß sie neben ausgedehntem Handel auch alle Handwerke – mit Ausnahme von Waffenschmieden – betreiben durften.«¹⁰⁸ Gleichwohl wurde schon zwei Jahre nach Ende des Kriegs das Asylrecht der böhmischen Landjuden durch einen Landtagsbeschluss (1850) eingeschränkt. Ihre Steuern und Kontributionen wurden empfindlich erhöht, und »schließlich mussten sie, nachdem man ihnen während des Krieges vielerorts das Tragen des diskriminierenden

¹⁰⁷ So in Anlehnung an den Titel des dritten Kapitels in Wolfgang von Weisls Autobiographie (LWV 140–144).

¹⁰⁸ Heinrich Graetz: *Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen neu bearbeitet*. Bd. 10. Leipzig: Leiner 1882, S. 50 f.

gelben Fleckes erlassen hatte, ab 1670 in Prag die weiße Halskrause als deutlich erkennbares Unterscheidungsmerkmal anlegen.«¹⁰⁹

In der Folge des Dreißigjährigen Kriegs kam es zu einem massiven wechselseitigen Austausch von Ost-West-Migrationen. Wie Charlotte von Weisl berichtet, flüchteten böhmische Juden nach Deutschland und deutsche Juden nach Böhmen (GmF 91). Die Familie Herschel ließ sich in einer Ortschaft namens Kratzin/Kračín bei Karlsbad nieder. Dort wurde den »Abbrändlern« von den ansässigen Bauern eine »verfallene, strohgedeckte Hütte« als notdürftige Unterkunft zugewiesen. Der Name Herschel, mit dem die Familie eingeführt wird, war unter den verschiedensten Schreibweisen in Böhmen und Mähren bereits länger gebräuchlich.¹¹⁰ Wolfgang von Weisl erwoh in seinen Memoiren sogar eine Verwandtschaft mit dem weltberühmten, christlich konvertierten englischen Astronomen (und Musiker) William Herschel (1738–1822), dessen Familie aus Mähren stammte.¹¹¹ Auf die Verbreitung des Namens verweisen Matrikeln, Familienverzeichnisse und Adressbücher für die ganze Region, speziell auch für Prag, wo Charlotte Herschel nach ihrer Heirat bereits den Namen Singer führte.

Kratzin lag im historischen Kreis Elbogen und gehörte damals zum gräflichen Gut Lubenz/Lubenc sowie mit weiteren Gütern wie Drahenz/Drahonice und Libin/Libyně zur Herrschaft Chiesch/Chyšě der gräflichen Familie Lažanský (vgl. GmF 210). Jüdische Familien sind in der Gegend schon seit dem 15. Jahrhundert durch Grabschriften dokumentiert, sie lebten verstreut auf diesen herrschaftlichen Gütern. Charlotte ruft Kratzin und das spätere Wohnhaus der Herschels auf idyllische, geradezu nostalgische Weise in Erinnerung:

Das Dorf Kratzin bestand aus einem kleinen Teich, in dem die Gänse und Enten der Bauern ihr Bad nahmen, der rund von Rasen umgeben war, auf dem alte schöne Nussbäume standen [...]. Auf dem Hügel die Kirche mit dem Haus des Pfarrers und *in ziemlicher Entfernung* das Haus des Herschel mit winzig kleinen Fenstern, Brettern statt Parketten, die jeden Freitag blank gescheuert und mit Sand bestreut wurden, die Möbel braun gestrichen (GmF 95, kursiv: D.G.).¹¹²

109 Siehe Tobias Jakobovits: *Die Judenabzeichen in Böhmen*. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Cechoslovakischen Republik (Prag) 3 (1931), S. 154 f.

110 Hersch(e)l, Hesch(e)l, ähnlich Hirsch, Herz(l), auch in Zusammensetzungen wie Herschman, Herschberg, Hirschberg, Hirschfeld etc. (vgl. Benzion C. Kaganoff: *A Dictionary of Jewish Names and Their History*. Lanham: Jason Aronson 2005, S. 51).

111 Vgl. LWV (Anm. 22), S. 308.

112 Die Abstände zwischen »Judenhäusern« und christlichen Kirchen wurden durch amtliche Verordnungen von der jeweiligen Grundherrschaft festgelegt.

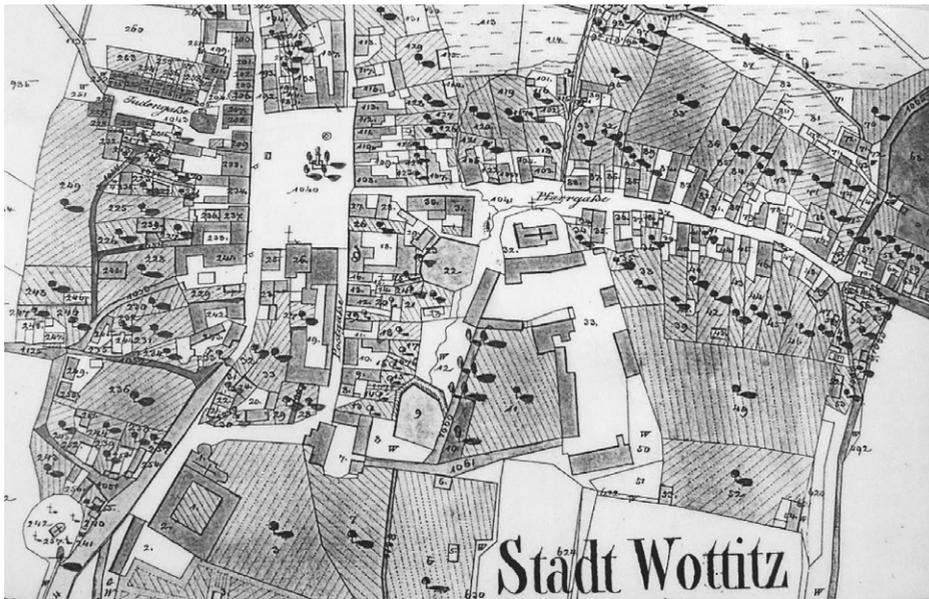


Abb. 12: Wot(t)itz, Stadtplan, 1840

Als damals einzige jüdische Familie in Kratzin sind die Herschels »zu den großen Feiertagen [...] immer nach Karlsbad gefahren« (GmF 101), was auch historisch bezeugt ist.¹¹³ Allerdings gab es in Karlsbad, wo den Juden aufgrund eines 1499 der Stadt gewährten kaiserlichen Privilegs der Aufenthalt verboten war, bis ins 19. Jahrhundert keine kommunalen und religiösen jüdischen Einrichtungen. Seit dem 18. Jahrhundert durften jüdische Kurgäste und Handelstreibende in der Stadt zwar vorübergehend ansässig sein, aber jene, die vorher dort verstorben waren, hatten noch im nahegelegenen Lichtenstadt/Hroznětín beigesetzt werden müssen, wo es bereits im 17. Jahrhundert eine größere, mehrere hundert Mitglieder zählende jüdische Gemeinde gab. Die Lebensweise der böhmischen Juden war damals in einer »ganz ungewöhnlichen Weise dezentralisiert«: »Was zunächst die geographische Verteilung angeht, so haben 1724 die böhmischen Land-Juden«, deren Zahl auf ca. 30.000 geschätzt wird, »in 168 Städten und Marktflücken und in 672 Dörfern gesessen, d.h. an 840 Orten (abgesehen von Prag)«. ¹¹⁴

¹¹³ Ignaz Ziegler: *Dokumente zur Geschichte der Juden in Karlsbad (1791–1869)*. Karlsbad: Hengstenberg 1913, S. 8 f.

¹¹⁴ Ruth Kestenbergl-Gladstein: *Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern. Erster Teil. Das Zeitalter der Aufklärung. 1780–1830*. Tübingen: Mohr 1969, S. 3 f.

Bereits die ältesten Vorfahren in Charlottes Familiengeschichte betrieben das Weberhandwerk. Sie übernahmen das von Bauern in Heimarbeit produzierte Garn, das Rohmaterial aus Hanffasern, und versponnen es zu Leinwand. Die ersten Abnehmer waren Dorfbewohner, bald darauf wurden die Produkte auch auf den umliegenden Märkten verkauft, vor allem in Karlsbad: »Damit begann der Wohlstand« schon in der ersten Generation (GmF 92).

Als einer der nächsten Wohnorte der Familie Herschel wird das etwa 150 km südöstlich von Kratzin, 60 km südlich von Prag gelegene, ebenso anschaulich beschriebene Wotitz/Votice genannt, seit dem 16. Jahrhundert eine der größten jüdischen Landgemeinden Böhmens. Im ersten Drittel des 19. Jahrhunderts, als der Mauteinnehmer Emanuel Singer und seine Frau Charlotte, geb. Herschel, als Gesellschafterin in herrschaftlichen Diensten standen, wurden 371 Israeliten unter den insgesamt 1648 Bewohnern der Ortschaft gezählt, deren »Judengasse« mit einer Synagoge an den Hauptplatz angrenzte.¹¹⁵

Laut Matrikel war Charlotte, die Großmutter der Erzählerin, im Jahre 1797 als Tochter des wohlhabenden »Coton-Fabrikanten Sigmund Herschel«¹¹⁶ in Böhmisches-Leipa/Česká Lípa zur Welt gekommen. Dort erlebte die Textilindustrie, speziell die baumwollverarbeitende Branche, durch die Aufhebung des Einfuhrverbots (das zuvor die Zünfte zum Schutz der heimischen Betriebe durchgesetzt hatten) einen sprunghaften Aufschwung. Textilverarbeitung und Textilhandel wurden durch die deutsch-böhmische Ost-West-Grenzlage begünstigt: »The unprecedented growth of the textile industry in northern Bohemia, for instance, was connected with the import routes of American cotton. It reached Europe via Hamburg, and on the Elbe it could be shipped cheaply to North Bohemian factories. The finished fabrics were exported along the same route.«¹¹⁷ In den böhmischen Textilmanufakturen gelang – dank ökonomischer und technischer Neuerungen, die auch in der Weisl'schen Familiengeschichte beschrieben werden – rasch der Übergang von der bäuerlichen Heimarbeit am Handwebstuhl zur industriellen Manufaktur in eigenen Werkstätten außerhalb der Wohnunterkünfte.

Diese Entwicklung war ursprünglich durch grundherrschaftliche Genehmigung und Beteiligung gefördert worden. Die adeligen Initiatoren hatten auch in entlegenen Gegenden einträgliche Betriebsgründungen gefördert, wie z. B. in dem 90 km westlich von Böhmisches-Leipa entfernten Ober Leutensdorf/Horní Litvínov, »einem Dörfchen mit

115 Wenzel Maternus Streinz: *Vollständiger Umriss einer Topographie des Berauner Kreises im Königreiche Böhmen*. Prag 1828, S. 566.

116 Coton (frz.): Baumwolle.

117 *The Czech Reader. History, Culture, Politics*. Hg. von Nina Bažantová und Frances Starn. Durham, London: Duke UP 2010, S. 188.



Abb. 13: Eingang zum jüdischen Friedhof in Wotitz

13 Häusern«, wo schon im Jahre 1715 eine Textilmanufaktur errichtet worden war.¹¹⁸ Innerhalb kurzer Zeit konnten dort einige hundert Arbeiter beschäftigt und zudem ausgebildete Fachkräfte angeworben werden, nicht nur aus Nachbarorten, sondern auch aus entfernteren, ausländischen Gegenden, aus den Niederlanden und sogar aus England, wo die Woll- und Tuchindustrie auf technisch höchstem Niveau betrieben wurde. Zu solchen »Gastarbeitern« zählt in der Weisl'schen Familiengeschichte auch ein »baumlanger« Mann namens »Mr. Stone«, dem Sigmund Herschel die Einführung der allerneuesten technischen Errungenschaft verdankte, des mechanischen Webstuhls, eines »Kolosses«, der »zum Entsetzen und Erstaunen aller Dorfbewohner« in einem eigens »für ihn erbauten Schuppen untergebracht« wurde (GmF 93). Zwischen den beiden Männern entwickelte sich eine für die frühkapitalistische Industrialisierung Böhmens beispielhafte Erfolgsgeschichte, die Sigmund Herschel zu einem der reichsten der damals etwa 25.000 böhmischen Juden machte. Als Stone nach dreißig Arbeitsjahren in seine englische Heimat zurückkehrte, hinterließ er Herschels Tochter Charlotte »alles Geld«, das er »als seinen Anteil an der Fabrik erhalten« hatte (GmF 103).

¹¹⁸ Arnošt Klíma: *Die Textilmanufaktur im Böhmen des 18. Jahrhunderts*. In: *Historica. Revue pro historii a příbuzné vědy* (Ostrava) 15 (1967), S. 128 f.

Eine vergleichbare, bekanntere Erfolgsgeschichte findet sich in Stefan Zweigs Autobiographie *Die Welt von Gestern* (1942), die Wolfgang von Weisl in seinen eigenen Memoiren oft zitierte. Zweigs Vorfahren waren ebenfalls zunächst im Textilhandel und später im Manufakturwesen tätig gewesen. Sein Vater hatte ein finanziell überaus profitables Unternehmen in Nordböhmen (bei Reichenberg/Liberec) mit Hilfe der »aus England importierten mechanischen Webstühle und Spinnmaschinen« aufbauen können, die »durch Rationalisierung eine ungeheure Verbilligung gegenüber der altgeübten Handweberei« gewährleisteten.¹¹⁹

Jüdische Unternehmen hatten im Textilsektor nach zeitgenössischen statistischen Erhebungen einen Anteil von landesweit etwa 25 % aller Fabriken, obwohl sie anfänglich ebenfalls den staatlichen und/oder grundherrschaftlichen Bedingungen unterworfen waren, die sich ökonomisch als relativ schwerfällig und auf längere Sicht als wenig rentabel erwiesen: »Bürgerliche, von der zünftigen Tradition unabhängige und nicht zuletzt jüdische Betriebe [konnten] bei einer anfänglich geringeren Verdienstspanne [...] die lange Wartezeit [vom Rohmaterial zum Fertigprodukt] aushalten und bald auch dabei reüssieren.«¹²⁰ Neben anderen kommerziellen Tätigkeitsfeldern war es gerade die florierende Textilindustrie des 18./19. Jahrhunderts, von der ganz allgemein ein erfolgreiches, spezifisch »jüdisches Wirtschaftsverhalten« abgeleitet wurde, das auf gesteigerter Mobilität, dicht- und weitgespannten »Kreditnetzwerken« für Ankauf, Produktion und Absatz beruhte, zusehends befreit von zünftigen Beschränkungen.

Der unübersehbare Erfolg jüdischer Textilfabrikanten führte indes zur Ausbildung und Ausbreitung einer von finanziellem Neid geschürten Judäophobie christlicher Unternehmer und Handwerker.¹²¹ Jüdischen Fabrikanten wurden von argwöhnischen, einheimischen Ökonomen wie dem böhmischen k. k. Commerzienrath Josef Anton Schreyer horrender, konkurrenzschädigender Aufkauf von Rohstoffen, illegale Ausfuhr

119 Stefan Zweig: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers*. 42. Auflage. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch Verlag 2016, S. 21; dazu sozialhistorisch umfassend Simone Lässig: *Jüdische Wege ins Bürgertum* (Anm. 18), S. 584 f.: »Auch in Böhmen fanden Juden einen vergleichsweise großen Spielraum im frühindustriellen Sektor. Dies hing neben den ökonomischen Potenzialen, die die Region zwischen Ost und West generell eröffnete, auch mit der staatlichen Wirtschaftspolitik zusammen. Im Bemühen, Handel, Gewerbe und Industrie anzuregen, hatte Joseph II. die Leibeigenschaft aufgehoben und damit auch die Entstehung einer freien Lohnarbeiterschaft vorangetrieben. Daneben versuchte er durch verschiedene Anreize, innovative und kapitalkräftige Männer als Unternehmer zu gewinnen. Dass er diese Perspektive auch für Minderheiten öffnete, zahlte sich bereits in der ersten Phase der Frühindustrialisierung aus, die von Juden mitgetragen wurde. Dies gilt vor allem für das Textilgewerbe, also für einen der zentralen Bereiche, wenn nicht gar den Leitsektor des industriellen »take off.«

120 Kestenberg-Gladstein: *Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern* (Anm. 114), S. 100 f.

121 Zum »economic antisemitism« siehe Derek Penslar: *Shylock's Children. Economics and Jewish Identity in Modern Europe*. Berkeley: UCP 2001.

von Waren unter Umgehung der Zollschränken sowie inflationäre Preistreiberei mit massiver Verteuerung der Rohware vorgeworfen. Die christlichen Gewerbetreibenden fühlten sich der übermächtigen jüdischen Geschäftstüchtigkeit nicht mehr gewachsen. Denn es sei »eine aus der Erfahrung erprobte Sache, daß in einem Orte, wo der Jude mit dem Christen konkurriert, der letztere nicht fortkommen kann; und wo der Jude den Fabrikanten mit Geld und Materialien verlegt, der Fabrikant immer sein Schuldner und in der Folge ein Kreditarius werden muss.«¹²²

Gegen solch pauschale Verurteilung jüdischen Unternehmergeists veröffentlichte wenig später, 1807, der angesehene, aus Prag nach Wien übersiedelte Schriftsteller Ignaz Jeitteles eine Studie, in der er den *Kulturzustand der Juden in Böhmen* und den jüdischen Anteil an der »Beförderung der Fabrikation in ihrem Vaterland« objektiver und differenzierter als Schreyer darstellte. Während es noch in den 1780-er Jahren notwendig gewesen sei, Textilien aus der Schweiz und aus Holland zu importieren, konnte nunmehr nicht nur das böhmische Inland versorgt, sondern sogar ein ausgedehnter, internationaler Transithandel betrieben werden:

Zur Veredelung dieses Zweiges der Industrie in ihrem Vaterlande haben nun die Juden sehr viel beigetragen. [...] Durch die Industrie der Prager jüdischen Fabrikanten allein finden also nicht nur an 1000 Personen [...] ihre Nahrung; sondern es werden daselbst Waaren erzeugt, die sowohl in Ansehung ihres Gehaltes als ihrer schönen und geschmackvollen Deseins mit ausländischen Fabrikaten wetteifern.¹²³

Der jüdische Unternehmergeist wurde von Jeitteles vor dem Hintergrund der »bürgerlichen Verbesserung« dank der Reformen des aufgeklärten Absolutismus und der jüdischen »Haskalah« gewürdigt. Kaiser Joseph II., der »holde Genius des 18. Jahrhunderts«, habe in seiner »herrlichen Periode« die Voraussetzungen dafür geschaffen, dass sich Österreich in Europa zu einer bedeutenden, konkurrenzfähigen Industrienation entwickeln konnte. Wesentlichen Anteil daran hatten die Juden, nachdem es ihnen gelungen war, sich »aus ihrer Starrsucht, in der äußerer Druck und Pfaffengeist sie so lange hielten, zu erheben«. Damit sei der »Beweis« erbracht worden, »dass religiöser Glaube mit bürgerlicher Pflichterfüllung nie kollidire«.¹²⁴

122 Josef Anton Schreyer: *Kommerz, Fabriken und Manufakturen des Königreichs Böhmen, theils, wie sie es sind, theils, wie sie es werden könnten. Ein nützliches Handbuch für teutsche Kaufleute*. Prag, Leipzig: Schönfeld 1790, S. 232.

123 Ignaz Jeitteles: *Über den Kulturzustand der Juden in Böhmen*. In: Sulamith. Eine Zeitschrift zur Beförderung der Cultur und Humanität unter der jüdischen Nation (Dessau, Leipzig) 1 (1807), S. 224.

124 Ebda, S. 225.

So schienen Fortschritt und Expansion auch des Herschel'schen Familienunternehmens langfristig gesichert zu sein, bis es jedoch im März 1818 zu einer unvorhersehbaren Katastrophe kam, als die »größte Fabrik der damaligen Monarchie« (GmF 108 f.) durch Brandstiftung bis auf die Grundmauern eingeäschert wurde. Dass dieser Anschlag antisemitisch motiviert gewesen wäre, wie infolge der beschriebenen massiven historischen Anfeindungen gegen die erfolgreichen jüdischen Fabrikanten hätte vermutet werden können, wird in der Familiengeschichte nicht in Erwägung gezogen. Es sei vielmehr eine zufällige, spontane, keineswegs vorsätzliche Untat gewesen, die Rache eines randalierenden, »versoffenen« Fremden, dem die ängstliche Frau eines der »Werkführer« Nachtquartier und Mahlzeit verweigert hatte. Eng an seine Tochter Charlotte geschmiegt, war Sigmund Herschel beim Anblick der rauchgeschwärzten Ruinen wie vom Schlag getroffen, so dass er schon wenige Tage später verstarb (GmF 109).

Bildung, Erziehung, Mehrsprachigkeit

In die Phase des Übergangs vom 18. ins 19. Jahrhundert fällt auch der grundlegende Ausbau des Schulwesens unter Maria Theresia und Joseph II. Die Toleranzpatente gaben den Anstoß zur Errichtung deutsch-jüdischer Elementar- und Hauptschulen. In Übereinstimmung mit den pädagogischen Zielen der christlichen Bevölkerung wurde nun der Schulbesuch prinzipiell auch den jüdischen Kindern zur Pflicht. In größeren Gemeinden mit einer Synagoge wurden eigene Schulen gebaut, in kleineren Gemeinden mussten jüdische Kinder christliche Schulen besuchen. In den letzten beiden Dekaden des 18. Jahrhunderts öffneten ca. zweihundert deutsch-jüdische Schulen unter staatlicher Hoheit und Beaufsichtigung im ganzen Gebiet der Monarchie ihre Pforten. Der Lehrplan dieser Schulen war säkular angelegt, unterrichtet wurden vor allem deutsche Sprache, Lesen, Schreiben und Rechnen. Die religiöse Unterweisung der jüdischen Kinder fand weiterhin separat im Cheder, der jüdischen Grundschule, statt – womit die Zustimmung der Orthodoxie gesichert werden konnte.¹²⁵ 1782 wurde die erste deutsch-jüdische Hauptschule in Prag gegründet, 1787 gab es 25 deutsch-jüdische Pflichtschulen in Böhmen, 1820 waren es bereits 49.¹²⁶

Bildung und Kultur auf der Basis notwendiger Sprach- und Literaturkenntnisse gewannen vor allem bei den Juden rasant an sozialer und ökonomischer Bedeutung,

125 Vgl. Louise Hecht: *Zwischen Haskalah und Cheder. Schulen und jüdische Erziehung in den Ländern der böhmischen Krone*. In: *Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien 1520 bis 1848*. Hg. von Helmut Teufel, Pavel Kocman, Alexandr Putík, Iveta Cermanová. Prag, Brunn: Židovské Muzeum v Praze 2011, S. 159–176.

126 Ebda, S. 168–171.

sogar im häuslichen Lebensbereich, was in der vorliegenden Familiengeschichte ausführlich und für den weiteren Verlauf richtungweisend wieder am Beispiel von Charlotte Herschels Elternhaus illustriert wird. Die überaus glückliche Verehelichung ihrer Eltern Sigmund und Ruth, geb. Kohn, kann nicht nur als Liebes-, sondern gleichsam als ›Kulturheirat‹ bezeichnet werden. Dank einer »gebildeten Französin als Erzieherin« war Ruth »in der französischen Literatur so zu Hause, dass sie ganze Szenen aus den Klassikern auswendig deklamieren konnte«. Sie »kannte aber auch ihre deutschen Dichter genauest« und wurde deshalb von allen Angehörigen und Bekannten, besonders aber von ihrem Mann gebührend bewundert (GmF 73).

Praktische Erziehung, Allgemeinbildung, mündliche und schriftliche Vielsprachigkeit garantierten den Nachkommen eine erfolgreiche Zukunft. Da die Familie Herschel noch in der kleinen böhmischen Landgemeinde Böhmisches-Leipa wohnhaft war, in der es keine Synagoge gab, blieb es auch weiterhin beim *Hausunterricht*, den die sich als privilegiert erachtende Unternehmerfamilie ebenso wie andere jüdische Familien des gehobenen Bürgertums dem öffentlichen Schulbesuch vorzog, zumal sich daheim der Unterricht viel bequemer und erheblich effizienter organisieren und gestalten ließ. Deshalb beschlossen die Eltern, »die Kinder sogar bis zur Universität im Hause unterrichten« zu lassen, was für das anschließende, für die avancierte Herschel'sche Familie nun obligatorische akademische Studium die besten Voraussetzungen schuf. »Denn dass ihre Söhne nicht den Doktor-Titel haben sollten«, gemeint den »Dr. med.«, »hätte meine Urgroßmutter«, so die Erzählerin, »für unmöglich gehalten« (GmF 99). Es waren aber keine gewöhnlichen Hauslehrer, die ihren Dienst, sage und schreibe zehn Jahre lang, bei der Familie Herschel verrichteten, sondern nichts weniger als die sprachlich und naturwissenschaftlich »fähigsten Männer«, die die Eltern in Prag »unter einer Unzahl von Bewerbern« sorgfältig ausgewählt hatten. Ihnen gesellte sich eine zwar »nicht mehr junge«, aber umso erfahrenere »Französin namens Sebesta« hinzu, die zuvor als »Erzieherin in *hocharistokratischen* Häusern gewirkt hatte« (GmF 99, kursiv: D.G.). Auch in dieser sorgfältig überlegten Personalentscheidung offenbart sich beim aufstrebenden jüdischen Bürgertum das ehrgeizige Streben nach feinen, gleichsam adeligen Lebensformen. Der elitäre Hausunterricht kam jedoch, und dies ist eine weitere Besonderheit in der allgemeinen Sozialgeschichte der Moderne, vor allem in aufgeschlossenen jüdischen Familien, nicht nur den Söhnen, sondern auch den Töchtern, in diesem Falle der »kleinen Charlotte« zugute, die wie ihre »großen Brüder mühelos« lernte, »mit einem Eifer und einer Freude«, dass sie ihren jüngsten Bruder Karl »weit überholte«: »So machte sie das Gymnasium mit ihm: Latein, Griechisch, Mathematik, Chemie, Physik und Naturgeschichte. [...]. Die Kleine war noch nicht vierzehn Jahre alt, als sie mit den Gymnasialstudien vollständig fertig war« (GmF 103).

Dank des ihr in der Jugend von den aufgeklärten, fortschrittlichen Eltern großzügig und weitsichtig durch ›auserlesene‹, tüchtige Hauslehrer vermittelten, Sprachen, Lite-

ratur und Realien gleichermaßen umfassenden ›Bildungskapitals‹, das durch Mme. Sebesta auch die Erlernung des eleganten Französisch miteingeschlossen hatte, erhielt die inzwischen mit dem Mautner Emanuel Singer verheiratete Charlotte – begünstigt durch einen glücklichen Zufall – das Angebot einer lukrativen *Hauslehrerinnenstelle*. In Vertretung ihres »unpässlichen« Ehemannes sah sie eines Tages eine »Equipage«, einen »gräflichen Wagen«, heranrollen, der sich anschickte, die mautpflichtige Brücke zu überqueren. Es ist eine der märchenhaft anmutenden Schlüsselszenen der ganzen Familiengeschichte und verdient daher, etwas ausführlicher zitiert zu werden. In der spontanen Eingebung, dass sich nun bei dieser einzigartigen Gelegenheit – wie sie später ihren Kindern erzählte – ihr »Schicksal« entscheide, »zeigte sie ihr bezauberndstes Lächeln, richtete sich zu ihrer vollen Länge auf«, um die Mautgebühr in Empfang zu nehmen:

Die Gräfin sagte in französischer Sprache zu ihrem Mann: »Was ist das für eine Schönheit?« Sie antwortete ebenfalls Französisch: »Ich bin entzückt, der Frau Gräfin zu gefallen.« Voll Staunen fragte diese: »Ja wer sind Sie denn?« »Die Frau des Herrn Singer.« Nun mischte sich auch der Graf ins Gespräch, die beiden stiegen aus dem Wagen, fragten meine Großmutter nach ihrem Leben, und als sie ihnen sagte, dass sie Latein, Griechisch, Englisch und Französisch beherrsche und das Gymnasium absolviert habe, all dies in ihrem wunderschönen Französisch, ersuchte sie die Gräfin, sie möchte doch am kommenden Nachmittag zu ihr kommen, sie werde inzwischen überlegen, welche Tätigkeit man für sie im Schlosse finden könnte (GmF 116).

Neunzehn Jahre später hatte die in *gräflichen* Diensten gestandene *Hauslehrerin*, die bald auch als »Faktotum« für nahezu alle Belange des herrschaftlichen Landguts verantwortlich gewesen war, die schon erwähnte Summe von 30.000 Gulden angespart (vgl. S. 22). Dieses Kapital ermöglichte ihr schließlich gemeinsam mit ihrem frommen, über die Maßen bescheidenen, aber lebensuntüchtigen Ehemann und den Kindern nicht nur die Übersiedlung in die böhmische Hauptstadt, sondern auch den Erwerb eines einträglichen Kaffeehauses, damals einer in Prag außerordentlichen Novität, die obendrein die Erfüllung der wichtigsten Verpflichtung einer jüdischen Familie gewährleistete: die Finanzierung der Aussteuer für die heiratsfähigen Töchter, in diesem Falle gleich sechs an der Zahl.

Der märchenhafte Aufstieg Charlotte Singers wiederholte sich später – sogar in noch gesteigertem Maße – bei ihrer Lieblingstochter Marie im Geschäftshaushalt »Herrn« Simon Michlups, dessen sterbensranke Frau Franziska Schalek, die Tante Ernst Franz Weisls, sich nach dem »Bildungsgang« der jungen Marie erkundigt hatte: »,Können Sie auch vorlesen?« – »Selbstverständlich«, sagte die Kleine, »Französisch, Englisch so gut wie Deutsch« (GmF 135). Mit diesem vielseitigen, attraktiven Bildungsgut ausgestattet,

hatte Marie nicht nur die Sympathie Franziska Schaleks gewonnen, sondern auch den Grundstein für die von der »Herrin« selbst gewünschte und nach ihrem Tod auch geschlossene Ehe Maries mit dem 28 Jahre älteren Witwer Simon Michlup gelegt, einem der reichsten Männer Prags.

Auch im Familienzweig der väterlichen Weisl-Linie war *Hausunterricht* erteilt worden. Etwa zum gleichen Zeitpunkt wie die kleine Charlotte Herschel wurde das zehnjährige »Wölfchen«, der spätere Schwiegervater Charlotte Weisls, von seinem Großvater, einem Arzt, unterrichtet und sogar »in die Anfänge des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen eingeweiht« (GmF 139), wobei das Hebräische als Liturgiesprache erst viel später in einem handschriftlichen Zusatz zum Manuskript der Familiengeschichte erwähnt wird, vermutlich eine nachträgliche Aufwertung des Hebräischen aus der Feder des Sohnes Wolfgang, der frühzeitig – im Gegensatz zu dem Vermächtnis Theodor Herzls (vgl. S. 61) – das Hebräische als Sprache des künftigen jüdischen Nationalstaats in Palästina forcierte.

Am Privileg des *Hausunterrichts* hielten die wohlhabenden jüdischen Familien bis zum Beginn des 20. Jahrhunderts fest. Die Erzählerin selbst hatte in Prag sogar mehrere Hauslehrer und zwei Gouvernanten, die eine, Mme. Carol aus Paris, die andere, Miss Madden aus London, so dass Charlotte schon als Kind bald fließend Französisch und Englisch sprechen konnte. Zu den Prager Dienstboten zählte außerdem eine robuste, urwüchsige »Kinderfrau« aus Pilsen namens Kathi, die nur gebrochen Deutsch sprechen konnte, dafür aber der kleinen Tochter des Hauses Tschechisch beibrachte. Deutsch war jedoch Charlottes Elternsprache, in der sie auf Geheiß ihres Adoptivvaters, des »Herrn Michlup«, vorzugsweise Schiller-Balladen auswendig lernte, um sie zu passenden Gelegenheiten szenisch vor applaudierendem Publikum zu deklamieren (GmF 209). Dass ein kleines Kind aus gehobenem jüdischen Elternhaus »gleichzeitig vier Sprachen lernt, war damals nicht so ungewöhnlich«¹²⁷, wird Wolfgang später in seinen Memoiren stolz betonen: »Meine beiden Eltern waren polyglott: Deutsch und Tschechisch waren quasi Muttersprachen; dazu kamen Englisch, Französisch, Italienisch, Spanisch; beim Vater auch Slowakisch und Russisch.« Kein Wunder, dass beide Eltern »auch schriftstellerisch tätig« waren (LWV 146).

Charlottes 1890 in Wien erstgeborene Tochter Marianne besuchte niemals eine öffentliche Schule, sie genoss von Anfang an das Privileg eines Hausunterrichts, legte als »Privatistin« jährlich am Wiener k. k. Akademischen Gymnasium die erforderlichen Prüfungen ab und maturierte dort 1908 als »Externistin«. Sie war die erste *Hauslehrerin* ihres sechs Jahre jüngeren Bruders Wolfgang, wie er mit ehrfürchtiger Bewunderung in

¹²⁷ Zit. nach LWV (Anm. 22), S. 52.

seinen Memoiren berichtet (LWV 160).¹²⁸ Ab seinem fünften Lebensjahr wurde für ihn eine neue, eigene Hauslehrerin angestellt, die ihn drei Jahre lang unterrichtete. Sie »war die Schwester des Direktors der jüdischen Blindenanstalt, ein Fräulein Krenberger, von uns ›Krenwürstel‹ geheißen« (LWV 158). Bereits nach wenigen Monaten hatte Wolfgang die Prüfungen über die ersten beiden Volksschulklassen »als Privatschüler abgelegt«. Es darf angenommen werden, dass auch sein zwei Jahre jüngerer Bruder Georg anfangs privat im Wiener Elternhaus unterrichtet wurde.

Die verbreitete Mehrsprachigkeit der böhmisch-jüdischen Bevölkerung war im Zusammenhang mit dem andauernden und sich verschärfenden Nationalitätenstreit im habsburgischen Vielvölkerstaat auch von eminenter politischer Bedeutung. Die statistischen Erhebungen zum Nachweis der Nationalitätenzugehörigkeit beruhten – nach dem damaligen, höchst problematischen, vermeintlich integrativen gesamtstaatlichen Verständnis – auf den jeweiligen Sprachbekenntnissen der Staatsbürger.¹²⁹ Unabdingbare Voraussetzung zur jüdischen Emanzipation, die mit einer erheblichen Begünstigung sozioökonomischer und kultureller Aufstiegschancen einherging, blieb bis zum Ausbruch des Ersten Weltkriegs eine möglichst optimale Beherrschung vor allem der *deutschen* Sprache.

Auch Charlottes Schwiegervater Dr. Wolf Weisl war, als Jugendlicher selbst noch im Schulalter, *Hauslehrer* in einer jüdischen Gerberfamilie. Er unterrichtete »zwei erwachsene Töchter, etwa 18 Jahre alt, heiratsfähig«, in deutscher Sprache: »Für böhmische Mädchen galt damals (1823) als Beweis von ›Bildung‹, dass sie nicht nur das landesübliche ›Jüdisch-Deutsch‹ sprachen, sondern reines, grammatisch richtiges Schriftdeutsch« (GmF 139). Da die beiden Mädchen »faul«, aber »kräftiger als ihr Lehrer« waren, kam es vor, dass sie ihn, wenn er ihr Jüdisch-Deutsch bemängelte, regelrecht verprügelten, offenbar mit Einverständnis der Mutter, die den jungen Hauslehrer für die unverbesserliche Dummheit ihrer Töchter verantwortlich machte. So »schnürte Wolf sein Bündel und wanderte weiter zum nächsten Ort«, wo er Unterkunft bei einer Krämerfamilie fand, abermals als Hauslehrer, um »zwei kleine Jungen« zu unterrichten, diesmal zur Zufriedenheit der Eltern, die ihm den gleichzeitigen Besuch eines zwei Gehstunden entfernten Piaristengymnasiums gestatteten.¹³⁰ Unter »Jüdisch-Deutsch« verstand man eine »umgangssprachliche Varietät des Westjiddischen«¹³¹, die mit der Mischung von

128 Vgl. auch Marianne Beths Selbstdarstellung *Lernen und Arbeiten*. In: *Führende Frauen Europas, in sechzehn Selbstschilderungen*. Hg. und eingeleitet von Elga Kern. München: Reinhardt 1928, S. 102.

129 Vgl. Dimitry Shumsky: *Zweisprachigkeit und binationale Idee. Der Prager Zionismus 1900–1930*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013; Gary B. Cohen: *The Politics of Ethnic Survival in Prague, 1861–1914*. Princeton UP 1981; Kieval: *Languages of Community* (Anm. 54).

130 Piaristengymnasium: siehe GmF 140, Anm. 34.

131 Vgl. Martina Niedhammer: *Nur eine ›Geld-Emanzipation‹? Loyalitäten und Lebenswelten des Prager*

Alltags- und Bildungssprache(n) in Böhmen bis ins 19. Jahrhundert eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Wie sich der im böhmischen Ostrovetz/Ostrowec geborene, an der Wiener Universität lehrende, hochangesehene Dermatologe Salomon Ehrmann (1854–1926) noch in seinem letzten Lebensjahr gut erinnert, hatte »die Feindschaft gegen die oft bettelarmen Juden« in Böhmen »politische, nationale, wohl auch religiöse Gründe«, von Seiten der tschechischen Bevölkerung war sie vor allem auch sprachlich und kulturell motiviert:

Die Juden sprachen untereinander deutsch (oder deutschjüdisch) aus dem kulturellen Zusammenhange heraus mit den Juden Deutschlands. War doch die Mendelssohnsche Bibel überall im Hause, und alle *besseren* Juden besaßen die deutschen Klassiker, besonders die Werke von Lessing und Schiller; ferner aus der josefinischen Tradition, die ihnen die Dankbarkeit für den Befreier vom größten Drucke überlieferte; aus Gründen des Fortkommens der Kinder, die ja nicht alle zu Hause bleiben konnten, und weil der Jude als solcher und als Kaufmann von der Gunst der auftragsgemäß germanisierenden Behörden viel abhängiger war als der Bauer.¹³²

Im Wotitzer Elternhaus Charlotte Herschels wurde nicht nur Deutsch *gesprochen*, sondern auch *gelehrt*. Da es in der Ortschaft nur eine tschechische Volksschule gab, war es die Mutter selbst, die alle ihre Kinder unterrichtete und auf diese Weise ebenfalls die Rolle einer *Hauslehrerin* übernahm. Ihr Lehrplan umfasste – neben der deutschen Sprache – auch Französisch und Englisch und sogar praktische Fertigkeiten wie »Kochen und Hauswirtschaft, Nähen und Flicker, Stricken und Sticken« (GmF 117).

»Wenn ein Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren ist, zur Sprachforschung *nicht* gedrängt wird«, so könne er dies nicht verstehen.¹³³ Der hier zitierte Sprachforscher, Philosoph und vielseitige, überaus produktive Schriftsteller Fritz Mauthner (1849–1923), seiner Herkunft nach ebenfalls ein böhmischer Landjude¹³⁴,

Jüdischen Großbürgertums 1800–1867. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013, S. 133, unter Berufung auf Werner Weinberg (*Die Reste des Jüdischdeutschen*. Stuttgart [u. a.]: Kohlhammer 1969), demzufolge »das Jüdischdeutsche keine eigene Sprache« war, »sondern ein jüdisches Idiom inmitten einer deutschsprachigen Umgebung«: »Jeder, der Jüdischdeutsch kannte, sprach auch regelrechtes Deutsch. Man behielt sich jüdischdeutsche Wörter, Redensarten oder Sprichwörter für den Gebrauch im eigenen Milieu oder für gewisse Kontakte mit Nichtjuden vor.«

132 Ehrmanns in Bad Ischl am 13. August 1926, kurz vor seinem Tod (24. Oktober 1926), verfassten Brief stellte Donath seiner oben schon zitierten Anthologie *Böhmische Dorfjuden* als Vorwort voran (Anm. 52, S. 4, kursiv: D.G.).

133 Fritz Mauthner: *Prager Jugendjahre. Erinnerungen*. Frankfurt/M.: S. Fischer 1969, S. 30.

134 Mauthners Geburtsort ist Horschitz/Hořice (im 120 km östlich von Prag gelegenen Bezirk Gitschin/Jičín).

der etwa zeitgleich mit den Familien Michlup und Weisl seine Jugendjahre in Prag verbracht hatte, beschrieb 1918 in seinen *Erinnerungen* (1918) die deutsch-tschechisch-jüdische Sprachsituation am Beispiel seines Vaters:

Deutsch als die Sprache der Beamten, der Bildung, der Dichtung und seines Umgangs; Tschechisch als die Sprache der Bauern und der Dienstmädchen, als die historische Sprache des glorreichen Königreichs Böhmen; ein *bißchen* Hebräisch als die heilige Sprache des Alten Testaments und als die Grundlage für das Mauscheldeutsch, welches er von Trödeljuden, aber gelegentlich auch von ganz gut gekleideten jüdischen Kauflenten seines Umgangs oder gar seiner Verwandtschaft sprechen hörte. Der Jude, der in einer slawischen Gegend Österreichs geboren war, mußte gewissermaßen zugleich Deutsch, Tschechisch und Hebräisch als die Sprachen seiner »Vorfahren« verehren [...]. Mein Vater, der in seiner Weise sich für einen musterhaften Gebrauch der deutschen Sprache einsetzte [...], verachtete und bekämpfte unerbittlich jeden leisen Anklang an Kuchelböhmisch oder an Mauscheldeutsch und bemühte sich mit unzureichenden Mitteln, uns eine reine, übertrieben puristische hochdeutsche Sprache zu lehren.¹³⁵

Auf unterster sozialer Stufe gab es demnach in Böhmen drei sprachliche Mischvarianten, die von den gebildeten Bürgern aller Nationalitäten freilich meist als minderwertig missachtet wurden: das »Mauscheldeutsch« (Deutsch mit jüdischen), das »Kucheldeutsch« (Deutsch mit tschechischen) und das Kuchelböhmisch (Tschechisch mit deutschen Einsprengseln), das z. B. der »Wundarzt« Dr. Wolf Weisl aus praktischen Gründen mit seinen tschechischen Dorfpatienten zu sprechen versuchte, was ihm aber wohl nur in Ansätzen gelang (vgl. GmF 158).

Trotz seiner Vorbehalte gegen die »unzureichenden« sprachpädagogischen »Mittel« seines Vaters war Mauthner ein »glühender Vertreter der jüdischen Assimilation«¹³⁶, nachgerade auch auf der Grundlage einer möglichst perfekten Beherrschung der deutschen Sprache. Dies verbindet ihn mit dem ebenfalls im böhmischen Gitschin/Jičín geborenen Sprachpuristen Karl Kraus, der das »Mauscheldeutsch« der ostjüdischen Zionisten zutiefst verachtete und darauf »die ganze Judenfrage« zurückführen wollte.¹³⁷

¹³⁵ Mauthner: *Prager Jugendjahre* (Anm. 133), S. 30 f. (kursiv: D.G.).

¹³⁶ Ingeborg Fiala-Fürst: *Das Bild der Juden*. In: *Handbuch der deutschen Literatur Prags und der böhmischen Länder*. Hg. von Dieter Becher, Steffen Höhne, Jörg Krappmann, Peter Weinberg. Stuttgart: Metzler 2017, S. 287.

¹³⁷ Karl Kraus: *Eine Krone für Zion*. In: K. K.: *Frühe Schriften*. Hg. von Johannes J. Braakenburg. Bd. 2. München: Kösel 1979, S. 310. Zu Kraus' rigider, mit jener Fritz Mauthners vergleichbarer sprachpolitischer Position im Hinblick auf die eingeforderte jüdische Assimilation durch optimale Beherrschung des Deutschen siehe Sander L. Gilman: *Jüdischer Selbsthaß. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden*. Frankfurt/M.: Jüdischer Verlag 1993, S. 130–145.

Haskalah – Religion – Post-Assimilation

Die Familiengeschichte Charlotte von Weisls ist von der Mitte des 16. bis zum Ende des 19. Jahrhunderts ein Prozess stetig fortschreitender Emanzipation und Assimilation im Zeichen der Aufklärung (»Haskalah«), die von sukzessiver Säkularisation geprägt ist. »Freigeistigkeit« – auch in religiösen Belangen – hatte sich bei den Juden in Böhmen nach dem Vorbild der Berliner Haskalah und im Zuge der josephinischen Reformbewegungen früher als in anderen ländlichen Regionen des Habsburgerreiches durchgesetzt.¹³⁸ Als erste Pionierin jüdisch-liberaler Aufklärung bewundert Charlotte von Weisl ihre Urgroßmutter Ruth, geb. Kohn:

In der Familie meines Urgroßvaters herrschte durch die Frau Freigeistigkeit. Die Lehre dieser Zeit, die Freiheit, Gleichheit, das Recht des Menschen auf Individualität auf ihr Panier geschrieben hatte, fand in Ruth eine begeisterte Vorkämpferin. Es wurde zwar streng nach den Vorschriften der Freitagabend gehalten, Samstag war ein Ruhetag, zu den großen Feiertagen war die ganze Familie immer nach Karlsbad gefahren, da sie in Kratzin die einzigen Juden waren. Aber sonst wurde wenig über Religion gesprochen, jedem freigestellt, seine eigenen Ansichten zu haben (GmF 101, kursiv: D.G.).

Ruths frankophiler Versuch, die Weltanschauungen der Aufklärung auch durch die Einrichtung eines privaten, bildungsbeflissenen Abendsalons, einer Soiree, in die Praxis umzusetzen, erwies sich jedoch als zu »weibliches«, weltfernes und geradezu kuriozes Unterfangen, das ihren Ehemann, den Textilfabrikanten Sigmund Herschel, und seinen englischen Kompagnon Mr. Stone – in Anbetracht der beruflichen Anstrengungen des Alltags – gänzlich überfordert hätte:

Ihr Glück wäre vollkommen gewesen, wenn Frau Ruth nicht ein klein wenig überspannte Wünsche gehabt hätte. Durch ihr Versinken in französische Literatur hatte sie schon als kleines Mädchen eine Sehnsucht gehabt, sie wollte einen Salon haben. Nicht einen Salon, in dem Möbel standen, denn den hatten sie, sondern einen, in dem sich am Abend Männer der Wissenschaft um ihren Teetisch scharen und geistreiche Konversation führen sollten (GmF 96 f.).

Eine Salonkultur, wie sie sich in Frankreich schon im 17./18. Jahrhundert herausgebildet und sich im 19. Jahrhunderts zuerst in Berlin und später in Wien durch jüdische Frauen aus großbürgerlich vermögendem Hause etabliert hatte¹³⁹, war »wohl« – wie die

¹³⁸ Kestenbergl-Gladstein: *Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern* (Anm. 114), S. 117 f.

¹³⁹ Zum Frauenbild der Salonnière siehe Louise und Dieter Hecht: *Jüdische Frauen zwischen Haska-*

Erzählerin resümierend und begütigend erklärt – in der kleinen böhmischen Provinzgemeinde Kratzin »ein unerfüllbarer Wunsch« (GmF 97).

Der Prozess der Säkularisation manifestiert sich in der vorliegenden Familiengeschichte auch in der Berufswahl der Männer. Es sind Kaufleute und Fabrikanten, Akademiker, vor allem Ärzte, Juristen, die den bürgerlichen Modernisierungsprozess vorantreiben; in keinem der Familienzweige findet sich jedoch auch nur ein einziger Rabbiner. Der »vielleicht einzige fromme Mann in der Familie« sei Emanuel Singer gewesen, berichtet Wolfgang von Weisl.¹⁴⁰ »Er hatte ein kindliches Gottvertrauen«, erzählt seine Enkeltochter, »und hielt die Gebote und Verbote seines Glaubens mit großer Genauigkeit« ein (GmF 170, kursiv: D. G.), »seines«, wohlgemerkt, nicht *unseres* Glaubens, heißt es auffallend distanziert. Alle vier Brüder Charlotte Singer-Herschels hatten einen akademischen Beruf ausgeübt, der jüngste ein Maschinenbauer, die drei älteren als Ärzte nach ihrem Studium an der Prager Universität, wo erst schrittweise nach dem Toleranzpatent Kaiser Josephs II. (1782) Juden zur Inskription an der Medizinischen Fakultät zugelassen waren. Zuvor hatten die böhmischen Juden ihr Medizinstudium meist an deutschen Universitäten absolviert. Der älteste Bruder, Ludwig, hatte sich dann – wie erwähnt (S. 56) – zur weiteren Facharztausbildung an die Göttinger Universität begeben und wurde später als Professor nach Berlin berufen.

In religiöser Hinsicht unterschied Wolfgang von Weisl bei den Juden um 1900 »vier Klassen«:

Die Frömmsten – das waren fast ausschließlich »aus dem Osten Zugereiste« – gingen jeden Tag in die Synagoge; die weniger Frommen kamen an den Schabbat-Tagen; die mehr Assimilierten nur an den Hohen Feiertagen, und die völlig Assimilierten legten nur darauf Wert, im »Jüdischen Friedhof« begraben zu werden (LWV 153).

Das religiöse Judentum spielte in der Weisl'schen Familiengeschichte bis zum Ende des 19. Jahrhunderts nur eine untergeordnete Rolle. Handel, Gewerbe, Industrialisierung, Erziehung, Bildung, Beruf, Heirat, Mitgift und sonstige finanzielle Angelegenheiten füllten den Alltag. Sakrales wird kaum erwähnt, geschweige denn näher beschrieben. Die spärlichen Hinweise auf Gebete, Gottesdienste, die Bibel, die Synagoge und dgl. lassen sich an einer Hand abzählen. Nicht einmal der »Schabbat« wird als solcher wörtlich genannt, sondern nur umschrieben als »Freitagabend und Samstagmittag« (GmF 96). Jüdische Gedenktage werden nie konkretisiert, sondern nur allgemein als

lab und Emanzipation. In: *Salondamen und Dienstboten. Jüdisches Bürgertum um 1800 aus weiblicher Sicht.* Hg. von Sabine Hödl. St. Pölten 2009, S. 33 f.

¹⁴⁰ Siehe LWV (Anm. 22), S. 51.

»höchste« oder »große Fest- und Feiertage« (GmF 96, 260, 273) bezeichnet, zusammen mit »Weihnachten, Ostern und Pfingsten« (GmF 270). Aus dem religiösen Schrifttum des Judentums findet sich kein einziges Zitat. Symptomatisch ist, dass nur der klassische deutsch-jüdische Aufklärer Moses Mendelssohn zu Wort kommt, jedoch nicht mit seiner deutschen Bibelübersetzung, sondern mit seiner berühmtesten philosophischen Schrift *Phaidon oder über die Unsterblichkeit der Seele* (1767), einer Übertragung des Platonischen Dialogs *Phaidon* in die Sprache und Denkweise der Spätaufklärung. Daraus paraphrasiert Charlotte einen Aphorismus Mendelssohns als lebensphilosophische, pragmatische Maxime, ohne sie jedoch weiter zu kommentieren: »Der Philosoph Mendelssohn hat gesagt: Nur wen es glücklich macht, gut zu sein, ist wirklich gut« (GmF 221). Judaismen werden von Charlotte tunlichst vermieden – ganz im Gegensatz zur späteren, betont zionistischen, auf die Gründung des Staates Israel fokussierten, deutschsprachigen Autobiographie des Sohnes Wolfgang, in der sich zahlreiche hebräische Begriffe, Wendungen und sogar ganze Sätze finden. Charlotte von Weisl, des Hebräischen völlig unkundig, schrieb die Geschichte ihrer assimilierten Familie nicht nur für ihre Nachkommen, sondern auch für ein breiteres, assimiliertes jüdisches Publikum, das die hebräische Sprache weder las noch sprach.

Die nachsichtige Ironisierung der Salonallüren Ruth Kohn-Herschels durch ihre Urgroßenkelin dürfte auch in deren persönlicher großbürgerlicher Sozialisation begründet gewesen sein. Denn Charlotte verstand sich ja als eine perfekte, von ihrer Tante und Adoptivmutter Marie Michlup geschulte Organisatorin eines Wiener »Salons«, speziell im Umkreis der patriotischen Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft (vgl. S. 28, GmF 249 f.), zu deren Präsidenten ihr Ehemann Ernst Franz 1898 gewählt wurde. Neben einem »Salon« mit ausgewählten Teilnehmern gab es bei den Weisls, wie sich Sohn Wolfgang erinnert, noch den sonntäglichen »Jour fixe«, zu dem auch unangemeldete Gäste erscheinen durften, ferner Soireen mit einigen Dutzend Geladenen und – als mondänen Höhepunkt alljährlich im Mai – ein stadtbekanntes, im Großen Wiener Musikvereinsaal veranstaltetes »Fliederfest«, zu dem, obschon begrenzt durch Kartenvorverkauf, sage und schreibe ca. tausend Personen, vor allem Mitglieder eines »Jungherren- und Jungdamen-Komitees«, »alle unverheiratet, aber ehebereit«, ihre Aufmerksamkeit machen durften (LWV 165 f.).¹⁴¹

141 Vgl. den Bericht im »Neuen Wiener Journal«, 27. April 1910, wo sogar die Toiletten der Damen detailliert beschrieben wurden: »Frau Dr. [!] F. Weisl: Sehr elegante écu Spitzentoilette mit schwarzem Gazeüberwurf, Florentiner mit lila und taupen Federn. [...]. Fräulein Marianne Weisl: Sehr hübsches weißes Spitzenkleid, Florentiner mit Rosengirlande.« Écu: Eierschalenfarbe; Gaze: leichtes, halbdurchsichtiges Gewebe; Florentiner: flacher, breitkrepiger, mit Blumen oder einem Schleier verzierter Damenstrophhut; taup: dunkelgrau mit einem Stich ins Braune.

Mit dem aufkommenden Zionismus wurden solche gesellschaftlichen Veranstaltungen als schädlich für die Ausbildung einer »wahren«, authentischen, »alt-neuen« jüdischen Identität angesehen. Das Resultat sei zudem eine perverse Arbeitsteilung der Geschlechterrollen: »der Mann Arbeitstier, Geldverdiener, die Gattin Luxusgeschöpf, Sklavin jeder Mode, jeder neuen Salondummheit. Besessen von der Sucht zu gelten und zu gefallen.«¹⁴² In merkwürdigem Widerspruch zu dem aus dem Prager Elternhaus mitgebrachten noblen, kultivierten und polyglotten Habitus und den damit verbundenen umtriebigen, extravaganten Aktivitäten seiner Ehefrau brandmarkte namentlich auch Ernst Franz von Weisl in seinem schon zitierten Artikel über den vermeintlichen *Rassenmord* (S. 32, 57) die »sich schöngestig dünkenden, in Wirklichkeit aber geistig und körperlich verzärtelten«, durch »Genußsucht« und »Egoismus« infizierten, »jeden jüdisch-religiösen und nationalen Bewußtseins und Gewissens baren« jüdischen Salondamen. Diese »Englisch oder Französisch parlierenden Modepuppen können meist nicht einmal Hebräisch lesen« und müssten deshalb nicht nur den moralischen, sondern auch den demographischen »Niedergang« der Judenheit mitverantworten.¹⁴³

Bei der durch den Zionismus veranlassten Hinwendung der Familie Weisl zum Religiösen handelt es sich nicht um eine verinnerlichte oder rituell im Familienkreis ausgeübte Glaubenspraxis, sondern um eine konfessionelle, quasi post-assimilatorische¹⁴⁴, öffentlich zur Schau gestellte und national-politisch instrumentalisierte Form von Religiosität, wie sie in der erwähnten Abschaffung des christlichen Weihnachtsbaumes zum Ausdruck kommt (vgl. S. 55). Bezeichnend ist auch die Tatsache, dass Charlotte die zionistischen Aktivitäten ihres Mannes zwar wohlwollend beschrieb, ihn darin aber nicht aktiv unterstützte. Im Gegenteil: Dass sich Ernst Franz Weisl schließlich wegen seiner und Theodor Herzls unterschiedlichen Auffassungen zur jüdischen »Besiedelungsfrage« veranlasst gesehen hatte, sich »von jeder aktiven zionistischen Vereinstätigkeit zurückzuziehen«¹⁴⁵, nahm Charlotte mit Genugtuung zur Kenntnis. Sie hatte befürchtet, dass ihr Mann wie Herzl »das Vermögen seiner Familie wegen des Zionismus vergeuden« würde und man nach seinem Tode gezwungen sei, »für seine Kinder Geld zu sammeln«

142 Otto Abeles: *Zehn Jüdinnen. Sittenbilder und Geschichten aus dem Leben jüdischer Frauen*. Wien, Leipzig: Prager 1931, S. 101.

143 Ernst Franz Weisl: *Rassenmord* (Anm. 89); vgl. jedoch im Widerspruch dazu sein Eingeständnis gegenüber Herzl, das Hebräische nicht zu beherrschen (GmF 258, Anm. 227).

144 Als »post-assimilatorisch« wird im Anschluss an den deutschen Zionisten Kurt Blumenfeld (1884–1963) der west- und mitteleuropäische Zionismus bezeichnet, welcher der eigentlichen Assimilation folgte und nicht mehr auf die ursprüngliche Tradition eines gelebten Judentums, wie in Osteuropa, zurückgreifen konnte; vgl. Jörg Hackeschmidt: *Von Kurt Blumenfeld zu Norbert Elias. Die Erfindung einer jüdischen Nation*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1997.

145 Ernst Franz von Weisl: *Die ostafrikanische Besiedelungsfrage* (Anm. 100).

(GmF 258, Anm. 227). »Offenbar sehr schweren Herzens«, erinnert sich Sohn Wolfgang, hatte sich der Vater »*unter dem Druck seiner Gattin*« dazu durchgerungen, sich – »auch nach Herzls Tode« – nicht mehr »der zionistischen Politik zu widmen« (LWV 128, kursiv: D.G.). Gegen seinen resignativen Entschluss, »bis an sein Lebensende Privatzionist« zu bleiben (GmF 258), hatte Charlotte dann allerdings keinen Einwand mehr erhoben.

Erst in der nächsten Generation wird der nach Palästina ausgewanderte Sohn Wolfgang demonstrativ und programmatisch den »politischen Zionismus« aufs Engste mit dem »geistig-religiösen Judentum« verschränken (LWV 199), um so eine möglichst breite und erfolgversprechende, nationale und materielle, geistige und religiöse Interessen vereinende Basis für die Gründung eines jüdischen Nationalstaats in Palästina zu schaffen.

10. Zentrale Figurenpaare und Resümee

Das Kind, das nach seiner Großmutter Charlotte genannt wurde, bin ich.
(GmF 183).

Charlotte von Weisls Familiengeschichte lässt sich nicht nur als historischer, sondern auch als literarischer Text lesen, dessen formalästhetische Einstimmigkeit auf strukturbildenden und integrativen Bauprinzipien beruht. Als tragendes Gerüst erweisen sich jene Figurenkonstellationen, die die einzelnen Familienzweige miteinander verknüpfen. Dies gilt vor allem für die beiden zentralen Figurenpaare, ein weibliches und ein männliches, die in den erzählten Zeitepochen gewissermaßen eine vertikale und eine horizontale Achse markieren. Die weibliche, vertikale Achse konstituiert sich durch Charlotte Herschel-Singer und ihre Enkelin Charlotte Weisl, die männliche, horizontale Achse durch Simon Michlup und seinen »Hausarzt und Hausfreund« Wolf Weisl (LWV 142).

In den beiden Männern, die jeweils in erster Ehe mit einer Schalek-Schwester verheiratet und daher auch verschwägert waren, kreuzen sich direkt oder indirekt alle anderen Familienzweige des Gesamtstemmas: die Weisls und die Michlups ebenso wie die Herschels, Singers, Poppers und Schaleks. Als Arzt hatte Dr. Wolf Weisl zuerst seinem Sohn Ernst Franz, dann der Adoptivtochter Simon Michlups, der Erzählerin Charlotte, das Leben gerettet und so gleichsam die leiblichen Voraussetzungen für die spätere Ehe der beiden überlebenden Kinder geschaffen, die in der siebten Generation der Familiengeschichte die beiden dominanten Familienzweige Herschel-Singer-Popper und Weisl-Schalek zusammenführt. Wolf Weisls jüngstes und schwächlichstes Kind, der kleine Ernst, war 1857, kaum geboren, von der Mutter mit sträflichstem Leichtsin-

»im Stiche gelassen« worden (GmF 154). Aufopferungsvoll musste der Vater ganz allein das Kind pflegen, wie er seinem engsten Vertrauten Simon Michlup leidvoll gesteht. Monatelang, die »ganze Nacht und den ganzen Tag«, sitze er »an seiner Wiege« und werde »erst wieder ein Mensch sein«, bis er »die Sicherheit habe«, dass er sein »Kind am Leben erhalten« könne (GmF 146). Elf Jahre später, 1868, schien auch die extrem untergewichtige Charlotte ihre Geburt nicht überleben zu können. Der bei der Geburt anwesende Arzt hatte dem Säugling nur noch »ein paar Tage« gegeben (GmF 182). Aber der unverzüglich zu Hilfe geeilte Wolf Weisl ließ abermals – kraft seiner täglichen, unermüdlichen, auch »ungerufenen« Hausbesuche – nichts unversucht, um das schwächliche Kind am Leben zu erhalten: »Nehmt einen Tierarzt«, hatte er den Adoptiveltern geraten,

lasset die beste Kuh aussuchen und nähret die Kleine mit Kuhmilch. [...]. Die Natur weiß, was sie will, lasst sie schlafen. Gebet ihr ein heißes Sandkissen in die Wiege, sie hat zu wenig Eigenwärme, und da sie gar nicht weint, muss man oft nachschauen, und so oft sie erwacht, versuchen, ihr ein paar Tropfen Milch zu geben« (GmF 184).

Ich blieb, »wie Ihr seht«, am Leben, so das verschmitzte Resümee, das Charlotte, die Erzählerin, später gegenüber ihren gespannt und für ihr eigenes Leben dankbar zuhörenden Kindern und Kindeskindern zog, die Frage hinzufügend, ob der ärztliche Retter hätte denn auch nur »ahnen können«, dass dieses überlebende »Bündelchen« »einst die Frau seines Sohnes Ernst sein werde?« (GmF 183).

Die Adoptiveltern des »Bündelchens« wurden der märchenhaft vermögende »Herr« Simon Michlup und seine blutjunge Frau Marie, geb. Singer, die Schwester von Charlottes leiblicher Mutter Franziska, verh. Popper. Die beiden Adoptiveltern blieben kinderlos. Während Dr. Wolf Weisl seine begnadeten körperlichen und geistigen Gene der Nachkommenschaft vererben konnte, schüttete Simon Michlup, der sich innerhalb von fünf Jahren vom Lehrling eines Wirkwarengeschäfts zum Chef eines immerfort expandierenden, internationalen Modewarenhauses emporgearbeitet hatte, sein Füllhorn über alle näheren und entfernteren Verwandten seiner jungen Frau aus und machte oben drein die gemeinsam adoptierte Tochter Charlotte zur Universalerbin. Die bedürftigen Eltern Maries, Charlotte und Emanuel Singer, erhielten eine lebenslängliche Rente, so dass sie keiner Arbeit mehr nachzugehen brauchten. Nahezu jede Braut aus der Familie Singer-Popper erhielt eine Mitgift von mindestens 10.000 Gulden. Zur Rettung vor einem Konkurs gewährte »der Herr« einem der Verwandten seiner Frau gar die stattliche Summe von 50.000 Gulden. Das sind nur einige wenige Beispiele. Für allgemeine Wohlzwecke hat Simon Michlup, wie Wolfgang von seinem Vater Ernst Franz erfuhr,

weit mehr als eine Million Gulden verschenkt.¹⁴⁶ Ohne das Millionenerbe Simon Michlups hätten Charlottes Tochter Marianne und ihr Mann Karl Beth nicht die erwähnte generöse Jahresrente von 20.000 Kronen erhalten können (vgl. GmF 270). Und das Geld, das seine Mutter nach dem Tode ihres Mannes, 1931, »über Inflation und Krieg hinweg« zu retten vermochte, war es dann auch, mit dem Sohn Wolfgang viele Jahrzehnte später, im Jahre 1940, nach der Flucht aus Frankreich vor den deutschen Panzern, im palästinensischen Qatra (hebr. Gedera) »den Grundstein zu dem Sanatorium« legen konnte, das er dann zu einem Spital ausbaute.¹⁴⁷

Bei aller Hochschätzung immaterieller Werte wie Bildung, Kultur, Schule, Universität, Spracherwerb, Musik, Literatur, Theater etc. bleiben doch – auch außerhalb der Einflussphäre Simon Michlups – die Finanzen der entscheidende Dreh- und Angelpunkt der jahrhundertelangen Weisl'schen Familiengeschichte. Kein Begriff findet so oft Verwendung wie das zirkulierende Kapital in Form von Gulden und Kronen, Wertpapieren, Aktien, Anleihen, Hypotheken, Immobilien- und Grundstückspreisen, Mieteinnahmen, Zinsen, Renten, Aussteuern, burlesken Mitgiftjägerien und dergleichen mehr. Frühzeitig weihte »der Herr« – zum *einzigsten* Ärgernis seiner jungen Frau – sogar die kleine Charlotte in die Geheimnisse des Gelderwerbs ein: »Er erzählte ihr vom Geschäft, von Ein- und Verkauf der Waren [...], vom Wert der Häuser, wie er sein Vermögen anlege«, so dass sie schon nach wenigen wiederholten finanzwirtschaftlichen Lektionen »als Zwölfjährige ihm mit Verständnis folgen konnte« (GmF 214). Und auch die komplizierten Börsengeschäfte mit Hausse und Baisse verstand Charlotte bald, wie sich ihr Sohn Wolfgang noch lange nach ihrem Tod in Israel mit dankbarer Bewunderung erinnerte.

Beide Männerfiguren, der Arzt Dr. Wolf Weisl und der Kaufmann Simon Michlup, die in erster Ehe verwitwet und – eine weitere Parallele – in zweiter Ehe mit erheblich (32 bzw. 28 Jahre) jüngeren Frauen verheiratet waren, sind auch anschauliche Beispiele für die Annäherung des jüdischen Bürgertums an den Adel. Viele von Weisls Patienten entstammten nicht nur der Prager besitz- und bildungsbürgerlichen Hautevolee, sondern auch der böhmischen alteingesessenen Erbaristokratie, so dass ihm zur Anerkennung seiner medizinischen Kompetenz das Prädikat »Hausarzt des böhmischen Hochadels« verliehen wurde. Er war »einer der bestbezahlten und meistbeschäftigten Ärzte« (GmF 152). Simon Michlup pflegte bei aller persönlichen Bescheidenheit – so trug er aus Anhänglichkeit sogar sein altes, gestopftes »Mascherk bis an sein Lebensende (GmF 264) – einen modernen, eleganten, ja luxuriösen Lebensstil, um den ihn selbst Grafen und Barone beneidet haben dürften. Er war der erste Prager Bürger, der in sein Palais eine Wasser- und eine Gasleitung legen ließ und der ein Badezimmer mit

¹⁴⁶ Siehe LWV (Anm. 22), S. 51.

¹⁴⁷ Vgl. GmF 214, Anm. 117.

heißem und kaltem Wasser besaß (GmF 226). Die »größte Freude« aber bescherte ihm sein unweit von Prag gelegenes, weitläufiges Landgut mit einem herrschaftlichen Gestüt: »Er hatte die schönsten Tiere und die schönsten Wagen, und wenn wir, mit einem prachtvollen Schlitten im Winter oder in unserem Wagen im Sommer nach dem eine Stunde entfernten Gute fuhren, war er sehr glücklich« (GmF 219).

An den beiden vertikalen Schaltstellen der Familiengeschichte rangieren die Erzählerin und ihre Großmutter, deren immer wieder aufs Neue bekräftigte Affinität sich nicht nur im selben Vornamen manifestiert: »Das Kind, das nach seiner Großmutter Charlotte genannt wurde, bin ich«, bekennt die Erzählerin selbstbewusst (GmF 183). Was die Enkelin mit ihrer Großmutter unverrückbar verbindet, sind der »Familiensinn« und der »Ahnenstolz« als Grundmotive der Familiengeschichte, die für alle Familienzweige verbindlich sein sollen: für die Herschels, Singers, Poppers und Michlups auf der einen, der Weisls und Schaleks auf der andern Seite.

In einem gewichtigen Punkt unterscheidet sich jedoch die jüngere Charlotte von der älteren, und zwar in der Gleichstellung und Gleichberechtigung der Geschlechterrollen von Mann und Frau.¹⁴⁸ Es gehört zu den auffallenden Merkwürdigkeiten dieser Familiengeschichte, dass die verheiratete Charlotte Weisl die so fortschrittliche, für den erfolgreichen Verlauf der weiteren Familiengeschichte entscheidende Emanzipation ihrer Großmutter (und deren Tochter Marie Michlup), die sie beide doch so verehrte und bewunderte, nicht übernahm und schon gar nicht weiterführte. Widerspruchslos beugt sie sich dem patriarchalischen, keinen Widerspruch duldenden Willen ihres herrschsüchtigen Mannes. Aus besitzergreifender Eifersucht verbietet er ihr sogar das geliebte Eislaufen und ihr, der so begabten und begeisterten Tänzerin, das Tanzen mit anderen Partnern. Nach solch demütigenden Akten der Unterwerfung begibt sie sich gleichsam in freiwillige »Knechtschaft«, obschon sie davor von der älteren Generation, nicht nur von ihren Adoptiveltern, sondern auch von ihrer Schwiegermutter Franziska Merores, eindringlich gewarnt worden war. »Wenn du dich weiter von ihm so knechten lassen wirst, wie bisher«, redete Franziska ihr ins Gewissen, »steht dir ein schönes Leben bevor, um das ich dich nicht beneide!« Charlotte hingegen deutet in paradoxer Replik ihre Selbsterniedrigung unter das despotische Patriarchat ihres Mannes zu einem Akt weiblicher Stärke um:

¹⁴⁸ Für die frühe Emanzipation der jüdischen Frau in dieser Familiengeschichte spricht auch die auffallende Tatsache, dass sich die Urgroßeltern der Erzählerin, Ruth und Sigmund Herschel, als erstes Kind innig ein »Mäderl« gewünscht hatten (GmF 96), das dann allerdings – zum Leidwesen besonders der Mutter – erst als letztes Kind nach vier Brüdern geboren wurde: Es war die langersehnte Charlotte, die spätere Zentralfigur der Familiengeschichte und Großmutter von deren Verfasserin.



Abb. 14: Palais Michlup in Prag, »U Zlate Koruny« (»Zur Goldenen Krone«)

Um 9 Uhr früh riss sie [Franziska] schon im Speisezimmer der Eltern die Türe auf und sagte ihnen, die gerade beim Frühstück saßen, dass sie nicht dulden dürfen, dass ich [Charlotte] ihm [Ernst Franz] in allem nachgebe und nie einen eigenen Willen zeige. Die Eltern ließen ihren Kaffee stehen, nahmen einen Wagen, fuhren zu mir, die sie trostbedürftig glaubten. Ich lachte aber und sagte: »Ich streite mich nicht wegen Kleinigkeiten. In allen diesen Dingen soll alles nach seinem Wunsch gehen. Im Ernstfall werde ich schon meine Wünsche durchsetzen.« (GmF 242).

Ein solcher »Ernstfall«, in dem sich Charlotte durchzusetzen vermochte, waren dann Ernst Franz Weisls Trennung von Theodor Herzl und sein »privatzionistischer« Rückzug aus der öffentlichen Politik.

Erst in der nächsten Generation wird Charlottes Tochter Marianne, die erste promovierte Orientalistin und Juristin Österreichs, wieder die Rolle der voll emanzipierten, berufstätigen Tochter und Ehefrau übernehmen und weiterführen. Als Anwältin und international engagierte Frauenrechtlerin emanzipierte sie sich auch ganz bewusst von ihrem herrischen Vater, einem – nach ihren Worten – »Fanatiker des Rechts«, »einem

Michael Kohlhaas im Talar des Advokaten«. ¹⁴⁹ Für ihre herausragenden akademischen und familiären Leistungen zollte Bruder Wolfgang ihr höchsten Respekt. Wolfgang freilich schlüpfte gegenüber seiner eigenen Frau wieder – allerdings mit deren freimütigem Einverständnis – in die patriarchalische Männerrolle seines Vaters. Als Noemi Zuckermann nach ihrer Meinung über »den Fortschritt der Frau« gefragt wurde, erwiderte sie mit einem ihren Gemahl »bezaubernden Lächeln«: »Ich habe mich nie für den Fortschritt der Frau interessiert. Mir war der Fortschritt des Mannes viel wichtiger« (LWV 377).

»Mit leuchtenden Augen, gleich einer Seherin in die Ferne blickend«, hatte Charlotte Herschel-Singer kurz vor ihrem Tod (1868) eine messianische Prophezie verkündet – im Sinne eines erbbiologischen, wissenschaftlich nachweis- und begründbaren Naturgesetzes, das sich von ihrer Mutter Ruth Herschel, geb. Kohn, und ihren Brüdern, denen sie postum das ihr gegenüber zu Lebzeiten erwiesene kalte, abweisende Verhalten schließlich doch noch verziehen hatte, auf die Tochter und die beiden Söhne ihrer Enkelin übertragen werde:

Die *Wissenschaft* lehrt, dass nichts in der Natur verloren geht. Darf ich vielleicht doch noch hoffen, dass sich die reichen Gaben meiner Familie weiter *vererben*? Ist es denn denkbar, dass unserer Mutter [Ruh Kohn] Geist und Güte, ihre Begeisterungsfähigkeit, unseres Ludwigs hoher Geistesflug, der göttliche Funke, der in Josef loderte, dein Wissensdurst, Leopold, und deine Energie eine Fortsetzung in meinen Urenkeln finden sollten? Ich habe die Zuversicht, dass Ihr drei Heroen des Geistes, denen es nicht vergönnt war, in eigenen Kindern weiter zu leben, es in den meinen werdet. Es wird einer [Wolfgang von Weisl] kommen, der Ludwigs diagnostische Begabung, einer [Georg von Weisl], der dein, Leopold, messerscharfes logisches Denken haben wird, eine [Marianne von Weisl, verh. Beth], die Mutters Phantasie und Güte, ihren Wissensdurst und ihre Fähigkeit, sich wissenschaftlich zu betätigen, erben wird. Nein, ich glaube nicht an den Niedergang unseres Geschlechtes. Meine Urenkel werden eine neue Blüte bringen, ihnen wird es vergönnt sein, auf dem Wege der Wissenschaft eine Inschrift auf einem Meilenstein zu hinterlassen, die meinen Brüdern durch ihren frühen Tod verwehrt war (GmF 179 f., kursiv: D.G.).

Diese messianische Prophezie war zu einem historischen, politischen Zeitpunkt verkündet worden, als mit der rechtlichen Gleichstellung der Juden durch die neue, liberale Verfassung von 1867 im Zuge des Österreichisch-Ungarischen Ausgleichs eine Fortsetzung des bürgerlichen Aufstiegs der Familie und eine neue, erfolversprechende Ära jüdischer Emanzipation in dem zentraleuropäischen Vielvölkerstaat erwartet werden

¹⁴⁹ Beth: Lernen und Arbeiten (Anm. 128), S. 98 f.

Abb. 15: Zeichnung von Dan Rubinstein, 2013



durften. 65 Jahre später, 1932, als sich der Eintritt in das »Zeitalter Hitlers« (GmF 218) vollzieht, beschließt Charlotte von Weisl ihre Familiengeschichte, indem sie fast wortgleich auf das Vermächtnis ihrer Großmutter zurückgreift, um ihren eigenen direkten Nachkommen kraft der beschwörenden Erinnerung an den »Familiensinn« ihrer verehrten Vorfahren Stolz, Mut und Zuversicht für ein Fortleben nach dem »Zeitalter Hitlers« zuzusprechen:

Ich habe meine Sendung erfüllt, meiner Großmutter letzten Wunsch verwirklicht! In meinen Kindern den Aufstieg der Familie fortzusetzen. In meiner Tochter den Geist und Bildungshunger, die Güte und Begeisterungsfähigkeit ihrer Urgroßmutter Ruth Kohn, in meinem älteren Sohn die diagnostische Begabung, den hohen Geistesflug seines Großonkels Ludwig Herschel, in meinem jüngeren Sohn den klaren Verstand, die juristische Logik seines Großonkels Josef Herschel (GmF 278).

Als Repräsentantin der *siebten* Familiengeneration, der wohl symbolträchtigsten biblischen Zahl der Vollendung, die im brennenden *siebenarmigen* Leuchter der Menora gipfelt, dem Zeichen messianischen Heils (und dem offiziellen Emblem des 16 Jahre später, 1948, ausgerufenen israelischen Nationalstaats), verweist Charlotte auf die

nächste, die achte, Generation ihrer Kinder als das vorläufig letzte Glied der glorreichen Familienkette, über die – in tragischer Verkehrung des verheißenen Heils – das Unheil, die Shoa, die größte Katastrophe in der Geschichte der Judenheit, hereinbrechen wird. Im buchstäblich letzten Augenblick jedoch, sechs Jahre nach der Niederschrift der Familiengeschichte, im März 1938, nach dem »Anschluss« Österreichs an Hitlerdeutschland, wird die Großmutter mit ihren Kindern und Kindeskindern der Ermordung entrinnen können. Jenseits des erzählten familiengeschichtlichen Zeithorizonts war es der verwitweten Charlotte von Weisl letztlich dann doch noch vergönnt, die Rettung ihrer Nachkommen mitzuerleben. Am 30. Oktober 1952 stirbt sie im 85. Lebensjahr weit weg von ihrer Prager und Wiener Heimat in Chicago. 22 Jahre später folgen ihr die beiden Söhne: am 21. Februar 1974 Wolfgang im zwischen Tel Aviv und Jerusalem gelegenen Gadera, am 18. November Georg in Wien, wohin er nach dem Ende des Weltkriegs aus Kanada als Rechtsanwalt zurückgekehrt war. Am 19. August 1984 stirbt schließlich Marianne in Cresskill/New York. Wie zahlreiche im Weisl'schen Jerusalemer Archiv aufbewahrte Briefe bezeugen, die demnächst herausgegeben werden sollen, haben vor allem Marianne und Wolfgang den »Familiensinn« und »Ahnenstolz« ihrer Vorfahren zeitlebens bewahrt. Wie einst die Brüder Charlotte Herschels kinderlos geblieben sind und sie allein mit ihrer Familie das Weiterleben der Singer-Popper-Weisl-Linie sicherte, blieb es einzig Wolfgang von Weisl vorbehalten, mit seinen vier Nachkommen, Dan, Elda, Eliana und Amarel, den Stammbaum der Familie in vielverzweigter Verästelung in Israel weiterwachsen zu lassen, der mittlerweile bis in die jüngste, vierte Generation fünf Dutzend Angehörige zählt. Diese jenseits des erzählten Zeitrahmens der Familiengeschichte Charlotte von Weisls bis in unsere unmittelbare Gegenwart gültige Prophetie ist das Grundmotiv für die Veröffentlichung dieses einzigartigen historischen Dokuments zuerst in hebräischer Sprache in Israel und nun in deutscher Originalsprache in der verlorenen Heimat der Autorin.

B. Charlotte von Weisl

Die Geschichte meiner Familie

Kinder, noch einmal soll ich euch die Geschichte meiner Familie erzählen? Ihr habet sie doch schon so oft gehört, dass ihr sie genauest kennt! Wörtlich wollt ihr sie kennen, um sie euern Kindern und Enkeln mit denselben Worten wiedererzählen zu können, mit denen sie meiner Großmutter von ihrem Vater und meiner Mutter von ihrer Mutter übermittelt wurden? Mein Haar ist weiß geworden durch den Schmerz um den Verlust eures Vaters. Ich fühle, meine Tage sind gezählt. Es ist gewiss heute das letzte Mal, dass Ihr die Geschichte eurer Urgroßmutter Charlotte und ihrer Kinder aus meinem Munde hört. Zum letzten Mal will ich die Bilder der Menschen, die Ihr mit Stolz eure Ahnen nennen könnet, vor Euch auferstehen lassen. Möge es Euch gelingen, den Familiensinn, den in eure Herzen zu pflanzen mir vergönnt war, auf eure Kinder zu übertragen, auf dass diese die Erinnerung an ihre Ahnen dereinst in ihren Kindern weiterleben lassen.

1

Der Dreißigjährige Krieg¹ hatte das fruchtbare Böhmerland zu einem Sandhaufen gemacht. Was die Kaiserlichen nicht verwüsteten, steckten die Schweden in Brand. Hat-ten die Kaiserlichen ein Stück Vieh versehentlich zurückgelassen, nahmen es die pro-tes-tantischen Krieger mit. Zucht und Ordnung gab es nicht. Die Bewohner flüchteten nach Deutschland, und die Deutschen flüchteten nach Böhmen. Ob unsere Ahnen schon vor dem Krieg in Böhmen gelebt haben, weiß ich nicht. Der Erste, von dem mein Urgroßvater² seiner Tochter erzählte, war sein Urgroßvater Sigmund Herschel.

Vor hundert Jahren, gegen Mitte des 17. Jahrhunderts, war eines Morgens mit vie-len anderen Wagen auch einer in den Ort Kratzin bei Karlsbad gekommen, auf dem Sigmund Herschels geringe Habe, zwei Webstühle, sein etwa achtjähriger Junge und seine Frau sich befanden. Im benachbarten Dorf hatte eine Feuersbrunst gewütet und das ganze Dorf eingäschert. Das Wenige, das die Leute vor dem Feuer retten konnten,

1 Dreißigjähriger Krieg (1618–1648), der sich von Böhmen (»Prager Fenstersturz«, Aufstand der pro-tes-tantischen böhmischen Stände) über Deutschland und weite Teile Europas ausgebreitet hatte und durch den Westfälischen Frieden (Münster, Osnabrück) mit einem Machtausgleich zwischen Kaiser und Reichsständen beendet wurde.

2 Sigmund Herschel (1757–1818).

hatten sie auf Wagen verladen und kamen jetzt nach Kratzin und baten um Unterkunft. Die Bauern, die nach besten Kräften beim Löschen geholfen hatten, zeigten sich auch jetzt bereit, ihr Möglichstes zu tun, und wiesen unserem Ahnen, Sigmund Herschel, eine wohl elende Hütte mit etwas Stroh gedeckt als Obdach an. Dort richtete sich der Mann mit Frau und Kind, so gut es ging, ein. Später suchte die Frau die Bauern auf und bat sie, das während des Winters Gesponnene, ihrem Mann zum Weben zu übergeben, welche Bitte ihr auch gewährt wurde.

Mann und Weib setzten sich je an einen Webstuhl und konnten in einiger Zeit das übernommene Garn in so tadelloser Ware abliefern, dass ihnen die Bauern gerne das Wenige, was sie dafür forderten, zahlten. Sie waren mit der Arbeit so zufrieden, dass sie diese bei der kurz nachher im Dorfe stattfindenden Kirchweih den aus den umliegenden Dörfern Gekommenen zeigten, woraufhin die Frauen dem Herschel ebenfalls ihre Gespinste übergaben. Die Herschels ernährten sich ganz gut damit, und als die anderen Abbrändler ihre einstigen Häuschen in wohnungsfähigen Zustand gebracht hatten und in den früheren Wohnsitz zurückgekehrt waren, blieben sie mit ihren zwei Kindern – es war inzwischen noch ein Sohn dazugekommen – in Kratzin, weil sie sich dort besser ernährten als an ihrem früheren Wohnsitz. Als durch den Tod eines Häuslers eine bessere Hütte frei wurde und ein dritter Sohn gekommen war, kaufte Sigmund sie, und sie zogen in das neue, jetzt aus zwei Räumen bestehende Häuschen. Die Frau war ein findiger Kopf. Als der Mann wieder einmal übernommenes Garn gewebt hatte und die Arbeit diesmal besonders schön ausgefallen war, fuhr sie mit ihrem Ochsen und ihrem Leiterwagen nach Karlsbad, ging dort zu einem Kaufmann und zeigte ihm ihr Erzeugnis. Der war so entzückt von der tadellosen Arbeit, dass er ihr zusicherte, bei ihrem Mann von jetzt ab weben zu lassen, ihr gleich auf den Wagen ein großes Quantum Gesponnenes legte und ihr das Vielfache dessen zu zahlen versprach, was sie bis jetzt erhalten hatte.

Damit begann der Wohlstand. In kurzer Zeit wurde ein dritter Webstuhl angeschafft, und Frau, Mann und der ältere Sohn saßen von früh bis spät bei der Arbeit, an der es nun nie fehlte. Da wurde die Frau noch großzügiger. Sie schaffte ein Pferd an und fuhr damit nach Prag. Dort erfuhr sie, dass auch der Karlsbader Kaufmann einen viel zu niederen Preis ihr gezahlt hatte; denn der Prager, der mit ihr in Geschäftsverbindung trat, bewilligte ein Vielfaches dessen, was der Karlsbader gegeben hatte.

Inzwischen war auch der zweite Sohn bereits Weber geworden, und als die Aufträge sich mehrten, wechselten sie zum dritten Mal die Wohnung und kauften ein wirkliches, schindelgedecktes Haus mit zwei Zimmern und einer Küche im Erdgeschoss und zwei großen und einem kleinen Zimmer im ersten Stock. Sie stellten während des Winters die Söhne und Töchter der Bauern zur Arbeit ein und wurden wohlhabend.

Die zwei älteren Söhne freute das Leben im Dorfe nicht. Sie wollten die Welt sehen und etwas erleben und erklärten dem Vater, dass sie zuerst einmal nach Prag wollten

und dann in die weite Welt. Die Eltern waren begreiflicherweise sehr betrübt. Da sich aber die Zwei nicht halten ließen, mussten sie sie ziehen lassen und blieben mit dem Jüngsten allein. Meine Großmutter wusste ihren Kindern nicht zu erzählen, was aus den Zweien geworden war; sie blieben verschollen. Der Jüngste übernahm nach dem Tode seiner Eltern nicht nur das Haus und den Besitz, sondern auch den guten Namen des Vaters: Sigmund. Er heiratete, hatte zwei Kinder, die selbstverständlich wieder Weber wurden und das Unternehmen weiter vergrößerten.

Einer von ihnen starb jung. Der Zweite war Samuel Herschel, der Vater meines Urgroßvaters. Samuel heiratete eine Karlsbaderin, eine kluge, tüchtige, arbeitsame Frau, die das einzige gemeinsame Kind mit der größten Liebe und Sorgfalt erzog. Sie lebten damals bereits in so günstigen Verhältnissen, dass sie es sich leisten konnten, den Sohn etwas lernen zu lassen. Er wurde mit acht Jahren nach Karlsbad geschickt, wo er bei den Eltern seiner Mutter wohnte, besuchte dort eine gute Schule, und da er ein sehr fleißiges, sanftes und stilles Kind war, wurde er die Freude und der Stolz seiner Eltern. Nach beendeter Schulzeit übernahm er mit seinem Vater die Leitung des Unternehmens, das inzwischen im damaligen Böhmen schon einen guten Ruf hatte.

Als er zwanzig Jahre alt war, verlor er kurz nacheinander seine Eltern, die er in Karlsbad neben seinen Großeltern begrub. Seine Trauer war unermesslich, denn er blieb ganz allein in der Welt, da von seinen Eltern keine Verwandten mehr lebten und er ein einziges Kind war. Mein Urgroßvater konnte sich von den Gräbern seiner Teuren nicht trennen und blieb wochenlang in Karlsbad, da er auch jede Freude an seinem Geschäft verloren hatte.

Durch einen Zufall lernte er einen Engländer kennen, der zur Kur in Karlsbad weilte. Dieser erzählte ihm, dass in England eine Maschine erfunden wurde, die das Spinnen am Spinnrad überflüssig machte und eine ganz hervorragende Leistung hervorbrachte.³ Das interessierte ihn dann doch, und da es ihm seine Mittel erlaubten, übergab er dem Engländer, als der in seine Heimat zurückkehrte, eine entsprechende Geldsumme mit der Bitte, ihm nicht nur eine solche Maschine zu kaufen, sondern auch einen Fachmann mitzuschicken, der die Maschine zu bedienen wüsste und ihn unterrichten könnte.

Kurze Zeit nachher stand eines Tages in Kratzin vor seinem Haus ein baumlanger Engländer, der nicht *ein* Wort Deutsch sprechen konnte, mein Urgroßvater ebenso wenig Englisch, und mit den zehn Fingern verständigten sie sich, dass die Maschine in Prag eingetroffen sei. Mein Urgroßvater veranlasste das Herbeischaffen, und zum Entsetzen und Erstaunen aller Dorfbewohner wurde dieser Koloss in einem inzwischen für ihn erbauten Schuppen untergebracht, und Mr. Stone ließ die Maschine arbeiten.

3 Mechanischer Webstuhl: erfunden 1786 von Edmund Cartwright (1743–1823).

Mr. Stone blieb aber nicht nur, bis mein Urgroßvater den Betrieb erlernt hatte, sondern dreißig Jahre bei ihm, denn er hatte ihn, der ihm in seiner Trauer und Einsamkeit und rührenden Schönheit ans Herz ging, lieben gelernt. Mr. Stone war auch ein einsamer Mensch, hatte Frau und Kind gleichzeitig bei einer Blatternepidemie⁴ verloren, besaß niemanden in England, an dem er gehangen wäre, und wandte sein ganzes Interesse dem Unternehmen und dem neuen Freunde zu, der ihm anbot, ihn an dem Reinertrag zur Hälfte zu beteiligen. Er nahm den Antrag an, und die Freundschaft blieb bis zum Tode dieses prächtigen Mannes ungetrübt. Er lernte im Laufe der Jahre Deutsch, mein Urgroßvater Englisch, und schließlich beherrschten beide die Sprachen tadellos.

2

Im damaligen Böhmen gab es kaum 25.000 Juden. Der größte Teil von ihnen lebte in bitterster Armut, ein kleiner Teil in auskömmlichen Verhältnissen, reiche Leute waren vielleicht an den Fingern beider Hände abzuzählen. Mein Urgroßvater hatte keine Ahnung, dass er bereits zu diesen reichen Leuten gezählt wurde, da er ganz einsam in seinem Haus dahinlebte. Fremde verirrten sich nie in diese Gegend, denn Kratzin lag nicht an der Strecke von Prag nach Karlsbad. Es kamen daher nur die Ärmsten der Armen, um Nachtlager und eine Mahlzeit zu erbitten.

Die Post verkehrte sehr selten, denn eine Reise von Prag nach Kratzin reizte niemanden, die Wege waren so schlecht, Unfälle durch Radbruch, durch Umfallen des Wagens häufig. So fuhren die Leute den schon weit besseren Weg Prag – Karlsbad, und hie und da fuhr der Postwagen, der Briefe zuzustellen hatte, von Karlsbad nach dem eine Stunde entfernten Kratzin.

Wie groß war daher das Erstaunen meines Urgroßvaters, als einmal ein gut gekleideter Mann bei ihm eintrat, um ihm zu sagen, dass in Trautenau einer der wenigen reichen Männer Böhmens, Nathan Kohn, ihn auffordern lasse, einen Besuch bei ihm zu machen. Er hätte eine einzige Tochter und möchte ihn gerne kennen lernen. Mein Urgroßvater hatte sogar in seiner Einsamkeit von dem Reichtum dieses Mannes gehört und war sehr geschmeichelt, dass man ihn als möglichen Schwiegersohn in Betracht zog. Er fuhr nach Karlsbad, stattete sich auf das Feinste mit Kleidern und Wäsche aus, mietete einen Reisewagen und fuhr nach vorheriger schriftlicher Anmeldung nach Trautenau.

Herr Nathan Kohn war nicht nur ein schwerreicher Mann, sondern hatte auch viel Sinn für Schönheit. Seine Frau war prunksüchtig, und so statteten sie die Wohnung in einer Weise aus, wie man es zu damaliger Zeit nur in Schlössern von Fürsten zu sehen

4 Blattern: Pocken.

erwarten konnte. Als mein Urgroßvater das Haus betrat, war er geblendet. Kristallluster und Spiegel, Teppiche und parkettierte Böden, Seidenmöbel, Bilder an den Wänden, das waren Dinge, die er überhaupt noch nie gesehen hatte.

Dann trat ihm die Tochter des Hauses entgegen. Sie war klein, sehr zart (der damalige Geschmack war der Rubens-Typus⁵, groß, vollbusig, weiß und rosig), hatte eine lange Nase, einen zu großen Mund und gefiel ihm im ersten Augenblick gar nicht. Sie hatte aber Augen von so ungewöhnlicher Schönheit, blauschwarzes Haar, das in dichten Flechten den kleinen Kopf schmückte, dass, als er erst einmal in diese Augen geblickt hatte, er die übrigen wenig vorteilhaften Züge übersah. Sie war hochgebildet, weit über das Maß dessen, was damals Mädchen gelehrt wurde. Sie hatte eine gebildete Französin als Erzieherin gehabt, war in der französischen Literatur so zu Hause, dass sie ganze Szenen aus den Klassikern auswendig deklamieren konnte, kannte aber auch ihre deutschen Dichter genauest, so dass ihre Bildung, die die seinige weit überragte, ihn in Erstaunen setzte. Aber auch ihr Liebreiz, ihre Anmut, ihre Bescheidenheit gefielen ihm, und nach kurzer Zeit glaubte er schon, ohne sie nicht mehr leben zu können.

Meine Urgroßmutter hingegen sagte, als er ins Zimmer trat, habe sie geglaubt, eine griechische Statue sei lebend geworden und vom Sockel gestiegen. Er war sehr groß, sehr schlank, goldblond mit blauen Augen, dem rosigen Teint der Blonden, einem schönen Bart und von unbeschreiblicher Sanftmut und Bescheidenheit.

Die Verlobung fand bald statt. Jetzt trat die Sorge an ihn heran, wie er dieses verwöhnte Prinzesschen aus der kleinen, so doch reinlichen Stadt, in sein elendes Dorf und in dieses kleine ärmliche Häuschen, das er bewohnte, bringen könnte.

Das Dorf Kratzin bestand aus einem kleinen Teich, in dem die Gänse und Enten der Bauern ihr Bad nahmen, der rund von Rasen umgeben war, auf dem alte, schöne Nussbäume standen. Im Kreis standen niedere, schindelgedeckte Hütten, hie und da ein stockhohes Haus. Auf dem Hügel die Kirche mit dem Haus des Pfarrers und in ziemlicher Entfernung das Haus des Herschel mit winzig kleinen Fenstern, Brettern statt Parketten, die jeden Freitag blank geschauert und mit Sand bestreut wurden, die Möbel braun gestrichen.

Als er den Mut fasste, mit seiner zukünftigen Schwiegermutter diese Bedenken zu besprechen, sagte sie ihm, er möge sich keine Sorgen machen, sie gebe ihrer Tochter ein so großes Vermögen mit, dass er ihr ein entsprechendes Haus bauen könnte. Noch als ihr Kind klein war, hatten sie angefangen, Aussteuer und Möbel anzuschaffen, so dass die Wohnung ihn nichts kosten dürfe. Da besprach er mit seiner Braut bis in das Einzelne alle ihre Wünsche. Die Eltern ließen von einem Baumeister Pläne anfertigen, die

5 Peter Paul Rubens (1577–1640): flämischer Barockmaler mit legendärer Vorliebe für üppige, auch nackte Frauengestalten.

Ruth studierte, und als er einige Wochen später in seinen Heimatort zurückfuhr, waren diese nur noch von dem aus Prag entsandten Baumeister auszuführen. Mein Urgroßvater hatte sich ausgebeten, das Haus seiner Eltern, mit dem sich für ihn so viele schöne Erinnerungen verbanden, unverändert behalten zu dürfen, und verband das neue prächtige Haus durch eine Türe mit seinem alten.

Das neue Haus wurde dem Geschmack der Braut entsprechend selbstverständlich in französischem Stile gehalten, und die Dorfbewohner staunten nicht wenig, als die hohen französischen Fenster und die Parketten und die Seide für die Bespannung der Wände geliefert wurden. Das Haus enthielt drei große Zimmer mit Küche und Dienerzimmer im Parterre und die entsprechenden Räume, Gast- und Schlafzimmer im ersten Stock. Auch einen Gärtner ließ er kommen, um die an das Haus angrenzende, sehr große Wiese und den kleinen Wald zu einem Park anzulegen.

Es war ganz ausgeschlossen, dass man in dem damaligen Kratzin hätte spazieren gehen können. Im Sommer versank man im Staub, im Winter im Morast und Schnee, denn ein böhmisches Dorf im Jahre 1780 hatte noch keinen Straßenbau gesehen.

Das Brautkleid wurde in Wien bestellt. Es war aus grüner Seide mit eingewebten goldenen Blumen. Großmutter erzählte, dass es in späteren Jahren, als der Überzug der Salonmöbel erneuert werden musste, dazu verwendet wurde und so viel Stoff enthielt, dass ein Kanapee, vier Fauteuils und zwölf Sessel bezogen werden konnten.

Die junge Frau zog ein und mit ihr das Glück. Sie liebten sich innig, und nach einem Jahr konnte sie ihrer Mutter schreiben, sie erwarte sie, um bei der Geburt des ersten Kindes zugegen zu sein. Sie schrieb ihr, sowohl ihr Sigmund wie auch sie wünschten sich ein blondes Mädel, entgegen dem sonst so sehr gewünschten Sohn und Erben. Als aber statt des Töchterchens ein zarter schwarzer Bub erschien, ein Ebenbild der Mutter, freuten sie sich doch an ihm, wenn sie auch ein bisschen enttäuscht waren.

Da die Großeltern meines Urgroßvaters in Karlsbad lebten, waren seine Eltern mit ihm jeden Freitag gleich nach dem Mittagessen nach Karlsbad gegangen, um dem Gottesdienst am Samstag beizuwohnen. So lange er ledig war, hatte er diesen Brauch beibehalten. Die zarte Frau Ruth konnte er selbstverständlich dieser Anstrengung nicht aussetzen. Um ihm diese Freude bereiten zu können, brachte die Schwiegermutter, als sie zur Geburt des Kindes ankam, den bequemsten und schönsten Reisewagen mit, den sie für ihn in Wien bestellt hatte, da sie voraussah, dass seine Geschäfte es erfordern werden, auch große Reisen zu unternehmen. Trotzdem blieb es dabei, dass sie den Samstag im eigenen Hause feierten, weil es Frau Ruth stimmungsvoller fand, Freitagabend und Samstagmittag am eigenen Tische als im Gasthof zu sitzen, und man fuhr nur zu den großen Fest- und Feiertagen nach Karlsbad.

Das Kind gedieh, und ihr Glück wäre vollkommen gewesen, wenn Frau Ruth nicht ein klein wenig überspannte Wünsche gehabt hätte. Durch ihr Versinken in französi-

sche Literatur hatte sie schon als junges Mädchen eine Sehnsucht gehabt, sie wollte einen Salon haben. Nicht einen Salon, in dem Möbel standen, denn den hatte sie, sondern einen, in dem sich am Abend Männer der Wissenschaft um ihren Teetisch scharen und geistreiche Konversation führen sollten. Das war wohl in Kratzin ein unerfüllbarer Wunsch. Sie hatte vom ersten Tage ihrer Ehe angeordnet, dass ihr Mann und Mr. Stone am Abend nach Schluss der Fabrik ihre Sonntagskleider anlegen sollten, wie auch sie sich ihr bestes Kleid anzog, und nach eingenommener Mahlzeit begaben sie sich in den Salon, wo sie beim Schein einer Kerze im silbernen Leuchter (Kerzen waren ein unerhörter Luxus, man brannte damals Öllämpchen) sich um den weißen Tisch setzten und sich bemühten, geistreiche Gespräche zu führen. Beide Herren waren aber meist schon müde von des Tages Arbeit und blickten nur sehnsüchtig auf die Uhr, die auf einer Konsole zwischen den beiden Fenstern stand und die acht Uhr zeigen musste, bevor Frau Ruth gestattete, sich zur Ruhe zu begeben. Mr. Stone kam auf die glückliche Idee, die Leidenszeit abzukürzen, indem er die Uhr um eine halbe Stunde vorrückte. Aber auch die eine Stunde – um 6 Uhr wurde gegessen –, die man da geistreich sein sollte, war für ihn und meinen lieben Urgroßvater eine schwere Aufgabe.

Nach einem weiteren Jahre kam ein zweiter Junge und wieder nach einem Jahr ein dritter. War Frau Ruth beim ersten Kinde durch einen Buben enttäuscht, so war sie beim zweiten sehr traurig, und beim dritten weinte sie heiße Tränen, dass das so sehr ersehnte Mädchen nicht erscheinen wollte und keines der drei Kinder ihrem schönen Mann ähnelte, sondern alle ihr.

Die Mutter Frau Ruths, die selbstverständlich in jedem Wochenbette ihre Tochter pflegen half, tröstete und vertröstete immer auf das nächste Kind. Sie freute sich innig mit dem Glück ihrer Tochter, an dem prachtvollen Schwiegersonn und den herzigen, wohlgeratenen Kindern, dass sie selbst betrübt war, ihres Kindes heißesten Wunsch unerfüllt zu sehen.

Sie brachte stets die kostbarsten Geschenke mit. Dieses Mal aber hatte sie eine besondere Überraschung für ihre Kinder vorbereitet, um sie für das nicht erschienene Töchterchen zu trösten. Vor ihrer Abreise übergab sie meinem Urgroßvater einen Brief, in dem ihr Mann ihm schrieb, dass er nicht die Absicht habe, ein großes Vermögen anzuhäufen, welches seine Tochter nach seinem Tode erben sollte, sondern dass er einen großen Teil seines jährlichen Einkommens immer ihm übersenden werde, um ihm dadurch die Vergrößerung seiner Fabrik zu erleichtern, und gleichzeitig übersandte er ihm durch seine Frau eine sehr große Summe. Man kann sich denken, wie erfreut das Ehepaar darüber war, und jetzt begann Frau Ruth sich doppelt für die Unternehmungen ihres Mannes zu interessieren.

Nach Beendigung des Siebenjährigen Krieges⁶ blühte in Österreich der Handel auf. Die Fabriken bekamen Bestellungen auf Tuche und Stoffe für Uniformen. Durch den allgemeinen Wohlstand kleidete sich die Zivilbevölkerung besser. Auch mein Urgroßvater erhielt namhafte Staatsaufträge auf Lieferungen und verwendete das ihm von seinem Schwiegervater übersandte Geld zur Anschaffung der modernsten Maschinen.

Meine Urgroßmutter war eine ausgezeichnete Hausfrau und Gattin. Ihr Tagewerk begann mit dem Augenblick, wo ihr Mann sich vom Lager erhob. Da schlüpfte sie schnell in ein Hauskleid, ging in das Wohnzimmer, kochte für ihn eigenhändig Kaffee. Sie brachte die große, silberne Zuckerdose, deren Schlüssel an ihrem Schlüsselbund hing. Denn Zucker und Kaffee waren so teuer, dass sie beides nur für den Herrn des Hauses hergab; sie strich ihm sorgfältig seine Butterbrote, und da er Wert darauf legte, stets der erste in der Fabrik zu sein (die Arbeit begann damals im Sommer um 6 Uhr und im Winter um 7 Uhr früh), ging auch sie so zeitlich an ihre Arbeit. Kaum, dass er das Zimmer verließ, begab sie sich in die Küche, durchwanderte alle Räume des Hauses vom Boden bis zum Keller und sorgte für Ordnung und Pünktlichkeit. Dann wohnte sie dem Frühstück der Kinder bei, welches so wie das Frühstück der Dienstleute aus Milch und Butterbrot bestand. Die nächste Mahlzeit wurde um 12 Uhr eingenommen, wo die Fabrik für eine Stunde Mittagspause eingeschaltet hatte, und bestand aus Eiern, jeden Tag in einer anderen Form, einer derben böhmischen Mehlspeise und Obst. Um 1 Uhr ging mein Urgroßvater wieder in die Fabrik und wurde um 4 Uhr zur Jause von ihr geholt. Die wurde bei schönem Wetter im Garten eingenommen und bestand wieder aus Milch und Butterbrot, diesmal für alle, denn zwei Mal wollte aus Ersparnisrücksichten der Herr keinen Kaffee nehmen.

Um 6 Uhr war die große Mahlzeit des Tages, die aus Suppe, einer Fleischspeise, Kartoffeln oder Salat (Gemüse kannte man damals in Böhmen nicht, es gab nur Kraut, Gurken, rote Rübe, weiße Rübe und Kren⁷) und einer feineren Mehlspeise bestand. Am Freitagabend gab es Karpfen, am Samstag Scholet⁸ und am Sonntag, der Dienstleute wegen, Gansbraten.

Meine Urgroßmutter war aber nicht nur eine gute Hausfrau, sondern auch die zärtlichste und gütigste Erzieherin ihrer Kinder. Es gab keinen Tag, wo sie nicht bei den Unterrichtsstunden anwesend gewesen wäre. Ihrem Mann war sie kluge Beraterin und aufrichtig ergebene Freundin, mit der er alles beriet.

6 Siebenjähriger Krieg (1756–1763): Preußen (Friedrich der Große) und England gegen Österreich (Maria Theresia), Frankreich und Russland. Friede von Hubertusburg: Herstellung des Status quo, Schlesien verbleibt endgültig bei Preußen (mit Ausnahme Teschen, Troppau und Jägerndorf (sog. Österreichisch-Schlesien), Böhmen bei Österreich (mit Ausnahme der Grafschaft Glatz).

7 Kren (bair.-österr.): Meerrettich.

8 Scholet: Schabbat-Speise, Eintopfgericht aus Fleisch, Bohnen und Kartoffeln.

Die drei Jungen, die nur je ein Jahr auseinander waren, waren auch geistig fast auf derselben Stufe. Der Jüngste war der Entwickeltste und der Älteste der körperlich und geistig Schwächste. Die Eltern beschlossen, die Kinder sogar bis zur Universität im Hause zu unterrichten und sie trotz des Altersunterschiedes dieselbe Klasse machen zu lassen, damit sie gleichzeitig aus dem Hause kommen müssten. Denn dass ihre Söhne nicht den Doktor-Titel haben sollten, hätte meine Urgroßmutter für unmöglich gehalten.

Wie der Älteste sechs Jahre alt war, fuhren sie nach Prag, und sie wählten dort unter einer Unzahl von Bewerbern die zwei fähigsten Männer aus. Der eine, Humanist, ein hervorragender Kenner alter Sprachen, der zweite, der Arzt werden wollte, um dann Naturwissenschaftler zu werden; außer diesen noch eine Französin. Sie erfuhren von einer nicht mehr jungen Frau namens Sebesta, die als Erzieherin in hocharistokratischen Häusern gewirkt hatte, dort mit dem Sohn des Gutsverwalters, einem guten Tschechen, sich verheiratete und nach dem Tode ihres Mannes in schlechten Verhältnissen zurückgeblieben war, so dass sie mit Freude das Anbot annahm, mit Frau Ruth die Erziehung der drei Kinder zu leiten. Diese Erziehung war nicht schwer. Alle drei Jungen, hochbegabt, fleißig, lernfreudig, machten den Lehrern und der Erzieherin keine Schwierigkeiten.

Über dem Hause schwebte der Segen Gottes. Eintracht und Liebe vereinigten die ganze Familie. Der Wohlstand wuchs, die Firma war bald eine der größten Böhmens. So vergingen die Jahre, als Ruth von neuem einem freudigen Ereignis entgegensah. Aber es war wieder ein Junge. Der Kleine, Karl genannt, wurde diesmal nach der langen Pause von zehn Jahren nicht mehr mit dieser Verzweiflung begrüßt wie der Bub vor ihm, aber dass das Mädchel nicht kam, kostete doch wieder Tränen. Daher unbeschreiblich die Seligkeit der Eltern, wie nach weiteren eineinhalb Jahren, am 27. August 1797, die kleine Charlotte erschien, das Bündelchen, das jetzt in der Wiege lag.

Das Jahr brachte der Familie einschneidende Veränderungen. Es war beschlossene Sache, im Herbst die drei großen Söhne, Ludwig, Josef und Leopold, nach Prag zu schicken. Die zwei Älteren sollten die Universität besuchen, da ihre Gymnasialstudien beendet waren, nur den Jüngsten wollte man, trotzdem er geistig vollständig auf derselben Höhe war wie seine Brüder, der großen Jugend wegen noch auf ein Jahr ins Gymnasium geben. So wurde denn der Reisewagen vorbereitet, in dem die Lehrer mit meinem Urgroßvater und den drei Kindern, die strahlend vor Glück, nach Prag kommen zu können, den Wagen herumstanden, darin verstaut wurden. Meine Urgroßmutter war tief gekränkt, dass die Kinder so leichten Herzens die Heimat verließen. Sie umarmte ihren Mann und, als hätte sie prophetisch in die Zukunft geschaut, flüsterte sie ihm ins Ohr: »Gott hat unseren Söhnen viel gegeben, Geist und Pflichttreue, Sparsinn und Fleiß. Aber eines hat er ihnen verwehrt. Er hat ihnen kein Herz gegeben. Dort, wo andere

Menschen es haben, scheint bei ihnen ein Loch zu sein.« Leider hatten die Eltern in späteren Jahren oft diesen Ausspruch wiederholen müssen.

Die beiden Lehrer, die in den zehn Jahren, die sie im Hause verlebten, Ersparnisse zurückgelegt hatten und jetzt privatisieren wollten, nahmen tiefgerührt Abschied. Madame Sebesta weinte in ihr Spitzentüchlein und winkte, solange noch ein Stückchen vom Wagen zu sehen war. Nun begann ein neuer Abschnitt im Leben der Familie, dessen Mittelpunkt Charlotte wurde.

3

Mein Urgroßvater Sigmund Herschel fand für die Söhne, die Medizin studieren wollten, im Hause eines alten Arztes Unterkunft, der nicht nur zwei Zimmer für die Drei zur Verfügung stellte, sondern auch durch einen glücklichen Zufall im selben Hause noch ein Zimmer für die beiden Erzieher bei einer anderen Partei empfehlen konnte. Sigmund installierte sie so schnell wie möglich, um nur wieder zu seiner geliebten Frau und der kleinen Charlotte zurückkehren zu können.

Die Briefe der Kinder waren spärlich. Der Arzt, bei dem sie wohnten, und ihre einstigen Lehrer schrieben oft und immer dasselbe: »Studieren ist schön, Fleiß ist auch schön, aber so studieren, mit diesem Hunger, mit dieser Gier, ist nicht mehr schön.« Sie wussten nichts vom Frühling, sie wussten nichts vom Winter, sie besuchten kein Theater, sie studierten und arbeiteten, dass sie in der Nacht vor brennenden Augen und schmerzdem Hirn keinen Schlaf finden konnten. Alle Prüfungen machten sie mit Dispens⁹ und doch mit Auszeichnung. Die Ferien benutzten sie nicht, wie andere, zum Besuch ihrer Eltern, sondern erbaten sich die Erlaubnis zu praktischen Studien im Spital. Eltern und Heimat waren ihnen entfremdet. Für sie lebte nur der Ehrgeiz, als Erste und mit allen Auszeichnungen ihren Doktor machen zu können. Die Professoren zogen diese ungewöhnlichen Schüler in ihren Kreis, denn so eine Begabung mit so viel Fleiß verbunden, dabei das elegante Benehmen, war ihnen selten vorgekommen. Einer von diesen Professoren sagte dem Ältesten, Ludwig, er würde ihm empfehlen, gleich nach dem Doktorat nach Göttingen zu gehen und bei einem dortigen berühmten Internisten ein halbes Jahr zu studieren. Der zweite, Josef, wollte gleich in die Praxis und ließ sich auch sofort in Prag als praktischer Arzt nieder. Die Eltern willigten selbstverständlich

9 Obwohl Juden nach dem Toleranzpatent Kaiser Josephs II. (1782) der Zugang zum Studium der Medizin erleichtert wurde, gab es an der Prager Karls-Universität offenbar für jüdische Medizinstudenten noch immer gewisse Prüfungsbeschränkungen, die erst in konkreten Fällen durch speziellen Dispens (Ausnahmeerlaubnis) aufgehoben wurden.

gerne ein, Ludwig eine Zeit in Deutschland weiter studieren zu lassen, und er schrieb von dort begeisterte Briefe über seinen Lehrer, der ihn in seine Familie eingeführt hatte.

Der Begriff »Weib« war für alle Drei bis dahin nur theoretisch gewesen. Über ihre Studien hatten sie alles andere vergessen. Da traf ein Brief Ludwigs die Eltern wie ein Blitzschlag. Er schrieb, dass er die Tochter seines Lehrers lieben gelernt hatte, Gegenliebe gefunden habe und um die Einwilligung der Eltern bitte, das Mädchen heiraten zu dürfen. In der Familie meines Urgroßvaters herrschte durch seine Frau Freigeistigkeit.¹⁰ Die Lehre dieser Zeit, die Freiheit, Gleichheit, das Recht des Menschen auf Individualität auf ihr Panier geschrieben hatte, fand in Ruth eine begeisterte Vorkämpferin. Es wurde zwar streng nach den Vorschriften der Freitagabend¹¹ gehalten, Samstag war ein Ruhetag, zu den großen Feiertagen war die ganze Familie immer nach Karlsbad gefahren, da sie in Kratzin die einzigen Juden waren. Aber sonst wurde wenig über Religion gesprochen, jedem freigestellt, seine eigenen Ansichten zu haben. Trotzdem war der Gedanke, dass ihr Sohn sich taufen und eine Christin heiraten sollte, für sie ein Schlag. Beide aber, sowohl Vater als auch Mutter, liebten ihre Kinder viel zu sehr, als dass sie ihrem Glück entgegentreten wollten. Der Vater schrieb Ludwig, er möge sofort nach Hause kommen, da ein so schwerwiegender Entschluss doch reiflich durchbesprochen und überlegt werden müsse. Er kam, und die Mutter sah, dass ein Abraten aussichtslos war, denn die Liebe hatte ihn gepackt. So ließen sie ihn ziehen und das Mädchen heiraten. Sein Schwiegervater machte ihn gleich zum Assistenten, stellte ihm die Professur in nahe Aussicht, und die Eltern wussten, er war, wie man sagt, ein gemachter Mann. Die Hochzeitsreise führte ihn nach Kratzin zu den Eltern.

Frau Ruth bereitete der neuen Tochter einen festlichen Empfang. Das Haus, immer blitzblank, wurde umgedreht. Das Zimmer für das junge Ehepaar wurde mit größter Liebe eingerichtet, und als der Wagen, der sie brachte, heranrollte, stand die ganze Familie – man hatte selbstverständlich auch die beiden Brüder vorher kommen lassen – vor dem Haustor, um die Schwiegertochter zu begrüßen. Diese, groß, goldblond, starkknochig, sehr hübsch, gefiel den Schwägern, aber nicht den Eltern. Sie war der genaue Gegensatz zu Frau Ruth. Diese warm, impulsiv, immerfort in Begeisterung, wohlätig, freigebig, großzügig, jene kleinlich, sparsam, trocken, streng, kalt.

Zu Ehren des Gastes waren die Kerzen in den Kronleuchtern entzündet worden. Die Familie hatte sich um den besonders festlich gedeckten Speisetisch gesetzt. Frau Ruth bemühte sich um anregende Gespräche, es gelang nicht recht. Die Stimmung fehlte. Nach Tisch begab man sich in den ebenfalls festlich erleuchteten Salon, und der Pepi, der alte Diener des Hauses, trug den schwarzen Kaffee auf. Sei es, dass die Parketten zu

10 Gemeint ist die jüdische Aufklärung (Haskalah).

11 Freitagabend: assimilatorische Umschreibung des Schabbat (vgl. Einleitung, S. 80).

gut gebürstet waren und er dadurch ausrutschte oder war er des fremden Gastes wegen befangen, plötzlich kam die silberne Tasse ins Schwanken, und einige der kostbaren Meißner Tassen fielen mit Krach auf die Erde, und eine schwarze Sauce ergoss sich über die Parketten. Der Arme wurde weiß wie die Wand. Frau Ruth dies sehend, rief ihm zu: »Aber Pepi, wer wird denn wegen so einer Kleinigkeit so erschrecken. Holen Sie flink mal ein nasses und ein trockenes Tuch, einen Besen und eine Schaufel, und die Maly hat doch heute nicht so wenig Kaffee gemacht, dass nicht noch ein paar Tassen übrig wären, die Sie uns bringen können.« Da trafen sie aus vier Augenpaaren vier verschiedene Blicke. Aus des Dieners Augen ein Blick voll tiefer Dankbarkeit und Ergebenheit. Aus ihres Mannes Augen ein Strahl von unendlicher Liebe. Aus Mr. Stones Augen Bewunderung, die sagte: »Hast du mit Deiner Geistesgegenwart wieder einmal eine peinliche Situation gerettet!« Und aus den Augen ihrer neuen Tochter Staunen und Verachtung. Als der Diener das Zimmer verließ, sagte die Schwiegertochter: »Wenn die Leute wissen, dass es nichts ausmacht, wenn sie so kostbare Tassen zerbrechen, wird die Mama wohl vom Service nicht mehr lange viel übrig behalten. Ich hätte Krach geschlagen.«

Als man sich zum Schlafengehen trennte, sagte Frau Ruth zu ihrem Mann: »Der liebe Gott hat der Seele dieser Frau die Flügel versagt, sie ist erdenschwer, sie wird immer kriechen, nie fliegen können.« Dann zog sie die Decke über ihren Kopf, damit ihr Sigmund nicht durch ihr bitteres Weinen im Schlaf gestört werde. Sie weinte darüber, dass ihr geistig so hochbegabter Sohn durch eine so erdschwere Frau in seinem Flug nach den Höhen der Menschheit lebenslänglich gehemmt sein werde.

Es dauerte nicht lange, da kam die Nachricht, dass sich auch der zweite Sohn Josef verloben wolle. Diesmal fuhren die Eltern nach Prag und sahen sich die Braut an. Ein Puppengesicht, reizend hübsch und ein Vogelgehirn, wie die Urgroßmutter konstatierte. Aber ein gutmütiges, sanftes Geschöpf, das den Josef anbetete und den Eindruck machte, als wage sie ihm nur kniend zu nahen. Es war wohl diese Bewunderung, die ihn zu der Wahl veranlasst hatte. Die Eltern konnten auch diesmal nichts einwenden, denn er war ebenso verliebt in seine Braut wie seinerzeit Ludwig. Das Mädchen war aus gutem jüdischem Hause, wenn auch nicht vermögend, so doch wohlgezogen, wirtschaftlich, sparsam. Ihr fehlten nur der Geist und das Temperament. Die Hochzeit fand bald statt.

So wie seinerzeit der Urgroßvater einen großen Betrag für den Ludwig nach Göttingen geschickt hatte, damit er sich ein Heim gründe, so wurde auch diesem Sohn eine prächtige Wohnung eingerichtet und ihm eine stattliche Hochzeit ausgerichtet.

Ein Jahr später promovierte der dritte Sohn und etablierte sich als Badearzt in Karlsbad. Der Urgroßvater kaufte ihm ein großes Haus, richtete es entsprechend ein und wusste nun seine drei Kinder gut versorgt. Denn dass in der damaligen Zeit ein Arzt, der sich niederließ, nicht auch sich hätte gut ernähren können, war undenkbar, schien ausgeschlossen.

Inzwischen war Karl sechs Jahre alt geworden, und meine Urgroßmutter schrieb wieder an die ehemaligen Lehrer mit der Anfrage, ob sie ihr Privatleben aufgeben und in ihr Haus kommen wollten, um den Unterricht des kleinen Karl zu übernehmen. Begeistert sagten sie zu, denn sie hatten das müßige Leben satt, und in kurzer Zeit trafen sie ein, mit Freude begrüßt von Madame Sebesta, die die beiden Herren sehr vermisst hatte, ebenso wie Ruth die geistreichen Gespräche in den Abendstunden im Salon.

Der kleine Karl war kein so angenehmer Schüler wie die drei Älteren. Schwer von Begriffen, faul, unlustig zum Lernen. Die kleine Charlotte, die im Zimmer saß, wenn er unterrichtet wurde, beantwortete bald alle Fragen, die Karl schuldig blieb. Da reifte in meinen Urgroßeltern der Entschluss, die Kleine, da sie so ungewöhnlich begabt war, gleichzeitig mit Karl unterrichten zu lassen, weil sie sich dadurch eine Aneiferung und Erweckung seines Ehrgeizes erhofften. Die kleine Charlotte lernte wie die großen Brüder mühelos, mit einem Eifer und einer Freude, dass sie Karl weit überholte. So machte sie das Gymnasium mit ihm. Latein, Griechisch, Mathematik, Chemie, Physik und Naturgeschichte. Sie dachte nach, welchen Gegenstand sie am liebsten lernte, um zu konsolidieren, dass ihr alles gleich große Freude machte. Die Kleine war noch nicht vierzehn Jahre alt, als sie mit den Gymnasialstudien vollständig fertig war, während ihr Bruder weit hinter ihr zurückblieb.

Mit Besorgnis sah Frau Ruth Mr. Stone an. Seine Gesichtsfarbe war schlecht, er war still, und nicht einmal sein Liebling, die kleine Charlotte, die singend und lachend, hüpfend und tanzend durch Haus und Garten sprang, immer ein lustiges und liebes Wort für jeden auf den Lippen, konnte ihm ein Lächeln entlocken. Frau Ruth bat, ihren Sohn zu Rate zu ziehen, Mr. Stone lehnte ab. Hingegen erklärte er ihr, Sehnsucht zu haben, das Grab seiner Frau und seines Kindes wiederzusehen und auf eine Zeit nach England zu fahren. Sie meinte, die Seeluft würde ihm guttun, und so stand eines Tages wieder der gute, alte Reisewagen bereit, um Mr. Stone fort zu führen. Beim Abschiednehmen übergab er ihr eine große Holzkassette in Gegenwart der beiden Lehrer und des alten Dieners und sagte: »Frau Ruth, der Inhalt dieser Kassette gehört der Charlotte, falls ich nicht wiederkomme. Komme ich zurück, werden Sie sie mir bis dahin aufheben und wiedergeben.«

Er kam nicht mehr zurück. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in England wurden meine Urgroßeltern verständigt, dass er schmerzlos entschlafen und bei seiner Frau beerdigt worden sei. Man öffnete die Kassette und fand darin in versiegelten Päckchen alles Geld, das er in 30 Jahren als seinen Anteil an der Fabrik erhalten hatte. Die Trauer um den treuen Freund und Hausgenossen war tief. Charlotte und Frau Ruth weinten ihm heiße Tränen nach. Sein Zimmer wurde so gelassen, wie er es verließ, und sie gingen manchmal in diesen Tempel hinein, um dort für ihn zu beten und zu trauern.

Mein Urgroßvater musste um diese Zeit nach Wien fahren, da er dort wichtige Geschäfte persönlich erledigen wollte. Die Fabrik war bei Frau Ruth und den langjäh-

rigen Werkführern in guter Aufsicht, und er dachte, bald zurückzukehren. Es war in diesem Jahre ein schlechter, kalter September. Es regnete unaufhörlich, die Zimmer mussten bereits geheizt werden, und Frau Ruth, die täglich drei Mal alle Räume der Fabrik durchging und, wie sie es von ihrem Mann und Mr. Stone her gewohnt war, auch jeden Abend, wenn alle Arbeiter die Werkstätte schon verlassen hatten, noch einmal alle Räume inspizierte, um dann persönlich zuzusperren, zog sich dabei eine schwere Erkältung zu. Sie fieberte, musste im Bett bleiben, und Charlotte pflegte die Mutter mit den damals üblichen Mitteln, heißem Fliedertee und heißen Packungen. Es wurde auch bald wieder besser, und eines Tages war sie so weit, dass sie im Lehnstuhl am Fenster sitzen durfte. Das Zimmer war etwas überheizt, die Fenster angelaufen. Da hörte man Pferdegetrappel, und auf einmal sah man den Reisewagen vor der Türe halten. In ihrer impulsiven Art sprang Frau Ruth auf, bevor es jemand hindern konnte, war sie wie der Blitz beim Tor hinaus und hing im strömenden Regen am Hals ihres Mannes. Charlotte hatte die Geistesgegenwart, die Decke vom Bette zu reißen und ihrer Mutter nachzustürzen. Sie schlug sie in die Decke ein, der Vater nahm das leichte Päckchen Ruth auf den Arm, sie wurde gleich zurückgetragen und ins Bett gelegt. Aber zu spät. In der Nacht überfiel sie ein Schüttelfrost, am Morgen flogen Telegramme nach Göttingen und nach Prag, die der gleich herbeigeeilte Karlsbader Sohn an die Brüder schickte. Ludwig brachte seinen Schwiegervater mit, den berühmten Professor aus Göttingen, Josef den ersten Internisten aus Prag. Aber das Herz war zu schwach, um diesem Fieber standzuhalten, und am neunten Tag nach der Rückkehr meines Urgroßvaters war Frau Ruth nicht mehr. Die Leiche wurde nach Karlsbad geführt und dort bestattet. Es blieben zurück die trostlosen Eltern, ein verzweifelter Mann und die kleine, fassungslose Charlotte.

Im verödeten Haus wurde der Salon mit grauer Leinwand überzogen und der schwere Kristallluster in weißen Batist gehüllt. Man saß nicht mehr am Abend bei der einen Kerze im silbernen Leuchter um den weißen Salontisch herum, man aß nicht mehr im Speisezimmer in festlichen Kleidern, das Haus war wie ausgestorben. Mein Urgroßvater weigerte sich, die Zimmer zu betreten. Das gemeinschaftliche Schlafzimmer wollte er nicht mehr benützen. So zog er sich in sein Jugendzimmer zurück, weiß getüncht, kahle Wände und gestrichene Möbel.

Madame Sebesta, die so große Ersparnisse gemacht hatte, dass es ihr möglich war, den Rest ihrer Tage behaglich zu leben, entdeckte plötzlich eine große Sehnsucht nach den entfernten Verwandten in Frankreich und verließ das Haus, aus dem das Lachen entschwunden und die Trauer eingezogen war.

Nun wollte auch Charlotte nicht mehr ganz allein in dem großen Haus wohnen, neben dem ehemaligen Schlafzimmer ihrer Eltern. Sie bezog das Schlafzimmer der verstorbenen Großeltern, das neben dem Zimmer ihres Vaters lag und bisher unbewohnt

gewesen war. So konnte sie auch nachts in der Nähe des geliebten Vaters sein, ohne Seidentapeten, ohne Kristallluster, ohne Parketten. Dort nahmen sie jetzt auch ihre Mahlzeiten ein, und im schönen großen Haus wohnten nur noch die alten Dienstboten.

Mein Urgroßvater war gebrochen. Seine Lebensfreude, sein Interesse an seinen Unternehmungen waren dahin. Die Nachrichten, die er jetzt aus Prag erhielt, wo Karl die neugegründete Technische Hochschule¹² besuchen und zu diesem Zweck noch einige Jahre in der Realschule studieren sollte, waren nicht günstig. Der Junge musste, etwas Unerhörtes in der Familie, eine Klasse repetieren.

Charlotte bemühte sich, so gut wie möglich die Mutter zu ersetzen. Sie führte dieselbe Küche, sie sorgte für die Behaglichkeit ihres Vaters, aber ihre Trauer war selbst so groß, und die Selbstbeherrschung, die sie aufbrachte, um sie dem Vater nicht zu zeigen, verbrauchte ihre Kräfte. So vergingen zwei Jahre, in denen die beiden Menschen sich noch inniger aneinanderschlossen.

Da hörte man eines Tages wieder Räderrollen, und ein fremder Reisewagen blieb vor dem Tor stehen. Ein junger Mann entstieg dem Ungetüm, brachte ein Empfehlungsschreiben eines Geschäftsfreundes und musste gastlich aufgenommen werden. Flugs wurde das neue Haus wieder instand gesetzt, man saß mit dem Gast im Speisezimmer und im Salon, man machte Konversation. Mein Urgroßvater war tief erschrocken. Er wusste, was der Gast bedeutete. Es war ein Freier. Für ihn war seine Charlotte noch immer das Kind geblieben; er hatte nicht gedacht, dass 16 Jahre ein heiratsfähiges Alter wären, und zitterte, sein Kleinod zu verlieren. An dem jungen Manne war nichts auszusetzen. Und als er nach einigen Tagen bei meinem Urgroßvater um Charlottens Hand anhielt, konnte er sie ihm nicht verweigern. Charlotte aber sagte rundweg: »Nein!« Er gefiel ihr nicht, er habe kein Herz, sie hätte Züge beobachtet, die ihr missfielen. So reiste der Freier ab, mein Urgroßvater atmete auf, aber es war jetzt nur noch eine zitternde Freude. Er wusste, dass er sich heute oder morgen doch werde trennen müssen, denn der eine oder andere Freier werde Gnade vor ihren Augen finden. Aber sie kamen und gingen. Der eine erschien Charlotte dumm, der andere war hässlich, der dritte hatte keine feine Lebensart und aß nicht schön. Der vierte hatte keine geistigen Interessen, und so ging es weiter. Die liebe Charlotte war 19 Jahre alt und war ledig. 19 Jahre hieß man damals »alte Jungfer«.

Karl hatte inzwischen mit Ach und Krach seine Studien beendet und sollte jetzt das väterliche Unternehmen übernehmen. Er erbat sich vom Vater die Erlaubnis, die Großeltern in Trautenau besuchen zu dürfen, die ihm natürlich gerne gegeben wurde. Nach dem Tode ihrer Ruth hatten die damals schon sehr alten Leute ihr Geschäft einem

¹² Die 1786 gegründete, organisatorisch zunächst noch mit der Karls-Universität verbundene Prager Ingenieurschule wurde 1815 zu einer selbstständigen Technischen Hochschule umgewandelt.

Neffen übertragen und sich vollständig von der Welt zurückgezogen. Dieser Neffe lebte in ihrem Haus mit seiner Frau und seiner einzigen Tochter, einem bildschönen, lustigen Mädchel. Karl kam in das Haus seiner Großeltern und verliebte sich Hals über Kopf in seine Kusine zweiten Grades. Der Vater dieses Mädchens, Herr Leopold Stern, sagte aber kurz und bündig: »Nein! Ich habe ein einziges Kind, wer die haben will, muss in mein Geschäft eintreten, mein Kind gebe ich nicht her.« Darauf erklärte Karl: »Dann trete ich eben in dein Geschäft ein, denn von Judith lasse ich nicht.«

Seine Großeltern, darüber beglückt, sagten, ihr Enkel sollte das, was sie aufgebaut haben, weiterführen. Aber mein Urgroßvater war unglücklich, war wie vor den Kopf geschlagen. Dass von vier Söhnen kein einziger seine Fabrik, die heute bereits das größte Unternehmen ihrer Art in ganz Österreich-Ungarn war, weiterführen wollte, ging ihm nicht in den Sinn. Jetzt meldete sich aber ein bisschen in dem sonst so gütigen Manne auch der Egoismus. Da war jetzt die Gelegenheit, seine Charlotte bei sich behalten zu können. Er würde einen Freier suchen, der in die Fabrik eintreten konnte.

Die Großeltern in Trautenau konnten sich dieses frohen Ereignisses nicht lange freuen. Die alten Leutchen, beide nahe den achtzig, starben kurz nacheinander und setzten zum Universalerverben ihres Vermögens, mit Einwilligung meines Urgroßvaters, den Karl ein. Da Karl die Hochzeit nicht lange aufschieben wollte, wurde beschlossen, sie in aller Stille in Prag zu feiern. Es kamen nur die Brüder mit den Frauen, mein Urgroßvater und Charlotte. Alle wohnten im selben Hotel, in dem auch die Trauung stattfand, und gleich nachher fuhr das junge Paar ab, ebenso die Brüder nach Göttingen und Karlsbad, die Eltern der Braut nach Trautenau.

Mein Urgroßvater blieb mit Charlotte noch einige Zeit in Prag. Er hatte immer gewusst, dass sein Kind sehr schön war, aber er hatte nicht geahnt, dass sie so schön war, um ein solches Aufsehen auf der Straße hervorzurufen. Man sagte ihm, sie sehe aus wie unwirklich, wie ein Bild, das aus einem Rahmen getreten wäre. Eine hohe, königliche Gestalt, goldenes Haar, das in reichen Flechten um ihren Kopf geschlungen war, große dunkelblaue Augen, schwarze, schön geschwungene Augenbrauen, ein kirschroter Mund und ein blendender Teint. Was aber den besonderen Zauber ihres Wesens ausmachte, war ein unbeschreiblicher Liebreiz des Ausdruckes in ihrem Gesicht.

Mein Urgroßvater war in Prag geblieben, um sich mit Heiratsvermittlern in Verbindung zu setzen. Denn jetzt sah er ein, dass es die höchste Zeit war, einen Gatten für seine Charlotte zu suchen. Als er dem Vermittler sagte, dass er, der reiche Sigmund Herschel, der bekannteste Fabrikant im Reiche, diese Schönheit nebst dem ganzen Unternehmen einem Manne geben möchte, der nicht einen Heller im Vermögen zu haben brauche, sondern nur aus anständigem Hause und ein tüchtiger Mensch sein müsse, der seiner Tochter gefiele, blieben die Vermittler wortlos vor Staunen. Nach einer Zeit fuhren Vater und Tochter nach Kratzin zurück, und ihr einsames Leben nahm seinen Fortgang.

Schon nach kurzer Zeit sagte der Vermittler einen Freier an. Der kam, nicht wie seinerzeit die Reichen im eigenen Wagen, sondern per Post. Er wagte kaum, sich auf den Sessel zu setzen, so dass Charlotte in einer Aufregung war, dass er das Gleichgewicht verlieren und mit ihm umkippen werde; er aß nicht, aus Angst, dass man ihm anmerken könnte, dass er sich nicht alle Tage satt esse. Sonst hatte er keine Vorzüge. Und sie kamen und sie gingen. Keiner fand Gnade vor ihren Augen. Dann kam einer, zwar ebenso bescheiden wie die anderen, aber er zeigte Verständnis für die Fabrik, fragte sehr vernünftig über gewisse Einrichtungen und benahm sich nicht gar so linkisch. Er warb auch nicht beim Vater um ihre Hand, sondern sprach sie geradezu mit folgenden Worten an: »Man hat mir gesagt, dass Sie das schönste Mädchen in Böhmen sind, und so waren meine Erwartungen sehr hoch gespannt. Sie sind aber nicht nur noch viel schöner, als ich es mir vorstellte, sondern auch von einer überwältigenden Klugheit. Nun sage ich Ihnen aber offen, wenn Sie hässlich und dumm gewesen wären, hätte ich Sie auch gebeten, mich zu heiraten. Ich habe alte Eltern, drei Schwestern, die verheiratet werden möchten, und weiß vor Sorgen darüber nicht ein und aus. Jetzt, wo ich Sie kennen lernte, schwöre ich Ihnen, dass ich Sie heiraten würde, auch wenn Sie keinen Groschen hätten, denn ich liebe Sie mehr als Eltern und Geschwister. Ich verspreche Ihnen, dass ich Ihnen die Hände unter die Füße breiten werde, um Ihnen das Leben so schön wie möglich zu gestalten. Ich werde kein anderes Ziel im Leben kennen, als Sie glücklich zu machen.« Sie war überrascht und gerührt von diesen Worten und antwortete ihm: »Sie sind der Erste, dem ich nicht ›Nein‹ sage, aber ich kann mich nicht so schnell entschließen. Geben Sie mir drei Monate Zeit zu überlegen, dann fragen Sie wieder bei mir an.«

Der Nächste, der kam, gefiel dem Vater außerordentlich. Er war kein junger Mann mehr, hatte aber ein eigenes Geschäft gut geleitet und war nur durch unglückselige Zufälle um alles gekommen. Auch der sprach mit Charlotte sachlich und vernünftig. Er war Witwer, ohne Kind, die Krankheit seiner Frau, die jahrelang gelähmt war, hatte ihn gehindert, mit der nötigen Sorgfalt nachzufragen, wem er seine Waren borgte, und er war durch den Konkurs eines Gläubigers um alles gekommen. Ein sehr trockener Mensch, verhärmt und besorgt, der ihr nicht gefiel, so dass auch sie ihm nur ihrem Vater zuliebe die Antwort gab, er möge ihr drei Monate Zeit lassen.

Es war ein ungewöhnlich kalter März im Jahre 1818. Mein Urgroßvater fühlte sich nicht wohl, sah schlecht aus und war noch verdüsterter als gewöhnlich. Eines Tages brauste ein Sturm mit eisiger Kälte um die Mauern des Hauses, dass man fürchten musste, er werde die großen Kamine umblasen. Charlotte bestimmte den Vater, am Nachmittag nicht in die Fabrik zu gehen, und blieb bei ihm und besprach, wie schon zum hundertsten Male die Vorzüge und Nachteile der beiden Männer, die um sie freiten. Mit Bitterkeit sagte sie: »Eigentlich machen sie außer von dem Vorrecht der Armut,

von wenig Vorzügen, die du als Bedingung gestellt hast, Gebrauch. Warum hat mir Gott diesen kritischen Geist gegeben, dass ich jede Lächerlichkeit so scharf sehe? Warum kann ich mich nicht so verlieben wie die Schwägerinnen in meine Brüder, die blind sind für alle Schwächen und Fehler ihrer Männer?»

Ihr Vater antwortete traurig: »Du musst dich aber doch entscheiden. Der Gram um den Verlust deiner Mutter hat mich weit älter gemacht als mein Alter, und was soll aus dir und der Fabrik werden, wenn ich die Augen schließe?« Da raffte sie sich zusammen und bemühte sich, heiter zu erscheinen und ihn zu beruhigen. Am Abend kam der langjährige Werkführer und überbrachte die Schlüssel. Das Verhältnis zwischen dem Herrn und seinen Arbeitern war ein patriarchalisches. Er kannte ihre Familien, ihre Angelegenheiten, und die Arbeiter lebten das Leben des Herrn mit. So erzählte er auch: »Hat heute meine Frau einen Verdross gehabt! Kommt so ein versoffener Kerl, verlangt Nachtquartier und Essen und redet sich aus auf Kälte und Sturm. Wie sie ihn nicht eingelassen hat, hat er so einen Krawall gemacht, dass die Weiber aus ihren Häusern herausgekommen sind. Dem hab ich es gegeben.«

Mein gütiger Urgroßvater sagte: »Hätten Sie ihm doch ein Essen und ein bisschen Geld gegeben, Sie wissen doch, ich hätte es gerne ersetzt.« »Hätt' ich auch, wenn der Kerl nicht so besoffen gewesen wäre, dass er nicht auf den Füßen stehen konnte.«

Da ihrem Vater nicht wohl war, legten sie sich heute noch zeitlicher zur Ruhe als gewöhnlich. Der Sturm heulte aber derart, dass an ein Einschlafen nicht zu denken war. Mitten in der Nacht wurden sie durch ein furchtbares Lärmen erschreckt. »Feuer, Feuer!« schrie es zu den Fenstern hinauf. Charlotte sprang aus dem Bett, riss beim Schein des Feuers, das zu den Fenstern schon hereinleuchtete, etwas warme Kleidung für den Vater aus dem Schrank, zog ihn, der vor Aufregung zitterte, an, dann warf sie nur ihr Hauskleid um und einen dicken Mantel, um schon die Treppe hinunterzulaufen. Die aber brannte lichterloh. Sie mussten beim andern Ausgang, der ins neue Haus führte, hinunter, die tief schlafenden Diensthofen zu wecken, und stürzten dann hinaus. Der Anblick war fürchterlich. Nicht nur das Haus des Werkführers brannte, sondern auch die Arbeiterhäuser und die große Fabrik, das Haus, in dem die Rohware aufbewahrt wurde, war ein Flammenmeer. Aus dem Haus, in dem die Fertigware lagerte, schlugen Flammen. Die Arbeiter schleppten aus ihren Häuschen heraus, was es nur Unnötiges zu erwischen gab, und jetzt sah man auch schon aus dem neugebauten Wohnhaus der Familie die Flammen schlagen. Der Bach, der durch den Ort ging, war vollkommen zugefroren. Das Wüten des Sturmes wurde von Stunde zu Stunde ärger. An ein Löschen war nicht zu denken. So standen Vater und Tochter eng aneinandergeschmiegt und sahen alles, was ihnen lieb und teuer war, in Rauch aufgehen. Der Werkführer stützte seinen alten Herrn und schrie wie verrückt, ununterbrochen: »Das hat uns der Besoffene aus Rache angetan.« Als der Morgen graute, standen ein paar rauch-

geschwärzte kleine Reste von Mauern da. Das war alles, was von der größten Fabrik der damaligen Monarchie übrig blieb.

In dem Dorfe gab es natürlich keinen Gasthof, sondern nur ein Wirtshaus, in dem die Arbeiter und Bauern sonntags ihr Bier tranken. Es lag so abseits von der Brandstätte, dass es verschont geblieben war. Dorthin führten Charlotte und der Werkführer den alten Herrn. Die Wirtin ließ ihn in ihr Bett legen und brachte etwas Heißes zum Trinken. Er verweigerte jede Nahrung, blieb den ganzen Tag vollkommen teilnahmslos. Der herbeigerufene Karlsbader Sohn brachte ihn in seinem Wagen nach Karlsbad, wo er einen Tag nach seiner Ankunft verschied. Er hatte kein Wort mehr gesprochen, so dass die Kinder annahmen, dass ihn vor Schreck und Aufregung der Schlag getroffen hatte.

4

Die Söhne kamen zur Leichenfeier, doch nur der Prager Josef brachte seine Puppenfrau mit. Als man vom Begräbnis zurückkam, sagte der Älteste, Ludwig, zu seiner Schwester: »Wo gedenkst du jetzt zu bleiben?« Daraufhin antwortete sie, die vor Schmerz um den Vater nicht ganz bei Sinnen war: »Ihr habt zu bestimmen.«

Da sagte Ludwig sehr verlegen: »Zu mir kann ich dich natürlich nicht nehmen, denn du würdest dich in diesem christlichen Kreise sehr unbehaglich fühlen. Auch haben wir kein Gastzimmer, und meine Frau hat schon so viel mit der Instandhaltung der Wohnung zu tun, dass ich ihr nicht zumuten kann, eine um ein Zimmer größere zu nehmen.«

Daraufhin meinte Karl: »Auch ich kann dich nicht auffordern, zu mir zu kommen, denn ein junges Ehepaar muss allein sein, um sich einzuleben, und du, die du schon nach dem Tode der Mutter wie die tragische Muse durch das Haus geschlichen bist, würdest durch deine Trauer, die jetzt doch noch viel größer sein wird, da du nicht nur den Vater, sondern auch um dein Geld trauern wirst, unser junges Glück trüben.«

Josef sagte: »Dass du jetzt nach Prag zu mir ziehen könntest, ist ganz ausgeschlossen. Wie du weißt, erwarten wir unser erstes Kind. Die Wissenschaft ist noch nicht so weit, um festzustellen, welchen Einfluss es auf die Mutter ausübt, wenn sie während der Zeit der Schwangerschaft durch Trauer und Aufregungen aus dem Gleichgewicht gebracht wird. Ich kann unser Kind nicht einer solchen Gefahr aussetzen, dass es vielleicht als Melancholiker sein Leben vertrauern muss.«

Da rief der Karlsbader Arzt, Leopold Herschel, wütend: »Ich bin doch nicht so dumm, um nicht die Verschwörung, die Ihr drei untereinander abgemacht habt, zu durchblicken. Ihr meint, da ich ledig bin, soll ich diese feine Suppe auslöffeln und das verwöhnte Prinzesschen in Samt und Seide kleiden und bis an ihr Lebensende erhal-

ten! Aber da irrt Ihr Euch. Ich schlage vor, dass wir uns diese Kosten zu viert teilen, Sie bleibt bei Jedem drei Monate, und während dieser drei Monate wird sie von dem Betreffenden auch gekleidet. Ich erbiere mich, den Anfang zu machen, und behalte sie drei Monate bei mir. Entscheidet euch untereinander, wer sie dann übernimmt.«

Charlotte griff sich an den Kopf. Sie fasste nicht diese Brutalität. Da erinnerte sie sich an den Augenblick, wie ihre Mutter gesagt hatte: »Die Brüder haben kein Herz.« Aber diesen Grad von Gemeinheit hatte sie doch nicht erwartet. Sie antwortete: »Ihr werdet Euch nicht lange zu bemühen haben. Es sind zwei Männer da, die mich in wenigen Wochen zur Frau begehren werden, denn die drei Monate, die ich ihnen Frist gegeben habe, sind bald um.«

Da lachten die Brüder höhnisch: »Bist du denn von einem Stern auf die Erde gefallen, dass du nicht weißt, dass die das reiche Mädchen haben wollten und nicht die Bettlerin?« Sie antwortete: »Wir werden ja sehen.«

Die Brüder fuhren noch am selben Tage fort. Der Abschied war begreiflicherweise von allen Seiten sehr kalt, denn da der Vater nicht mehr lebte, hatten sie es nicht mehr nötig, der Schwester heiße Liebe vorzuheucheln.

Um diese Brutalität ganz zu verstehen, muss man sich in die Mentalität des damaligen Judentums versetzen. Die wichtigste Aufgabe der Väter und Brüder war: die Versorgung der Töchter. Die Brüder hatten, falls der Vater vor der Verheiratung der Tochter gestorben war, die selbstverständliche Pflicht übernommen, nicht früher zu heiraten oder aber nur so reich zu heiraten, um mit der erhaltenen Mitgift die Schwestern versorgen zu können. Dass daher vier Brüder, die eine einzige Schwester zu versorgen gehabt hätten und alle vier in den glänzendsten materiellen Verhältnissen lebten, so dass ihnen die Versorgung der Schwester keine Schwierigkeiten bereitet hätte, sich weigerten, diese Pflicht zu erfüllen, war nicht nur etwas Unerhörtes, noch nie Dagewesenes, sondern musste Charlotte als etwas direkt Unmenschliches erscheinen.

Im damaligen Karlsbad war es Sitte, dass die Patienten im Hause des behandelnden Arztes auch wohnten. Mein Urgroßvater hatte daher dem Leopold ein sehr großes Haus eingerichtet, damit er viele Kranke beherbergen konnte. Da man schon im Mai Patienten erwartete, wurde jetzt das Haus instand gesetzt. Meine Großmutter arbeitete von früh bis spät mit den beiden Dienstboten und der Wirtschafterin, um dem Bruder zu beweisen, dass sie ihr Brot nicht geschenkt bekomme. Eines Tages kam er mit einem Brief zu ihr, in dem ein russischer Fürst schrieb, dass er mit großer Dienerschaft komme, ein ganzes Stockwerk für zwei Monate miete und entsprechende Wünsche vorbrachte. Der Bruder sagte schmunzelnd: »Damit ist die ganze Saison schon bezahlt, wenn ich auch nicht mehr einen einzigen Patienten bekommen sollte.«

Der Fürst kam an, wurde von Leopold und Charlotte empfangen und erklärte sich mit allem, wie man es ihm vorbereitet hatte, sehr zufrieden. Er ließ kein Auge von dem

schönen Mädchen, das in seinen Trauerkleidern noch schöner und rührender aussah als sonst. Der Fürst war kein junger Mann mehr, hatte gefärbtes Haar und gefärbten Bart, und da er an der Galle litt, eine hässliche, gelbliche Gesichtsfarbe. Er hatte aber ausgezeichnete Manieren, machte Charlotte in sehr diskreter Form den Hof, sandte täglich die teuersten und seltensten Blumen und suchte sichtlich jede Gelegenheit, mit ihr zusammenzutreffen.

Eines Tages sagte ihr Bruder: »Wie du siehst, haben sich die beiden Freier, die in drei Monaten dein Jawort holen wollten, nicht gemeldet. Dein Leben ohne Heim, alle drei Monate in einem anderen Haus, ist doch nicht verlockend. Der Fürst ist in dich sichtlich verliebt, ich habe mich im Stillen bei anderen Russen nach seinen Verhältnissen erkundigt und habe gehört, dass er unermesslich reich ist. Ich erwarte jeden Tag seinen Antrag und kann dir nur raten, nimm ihn, wenn er auch viel zu alt für dich ist.« Sie antwortete ihm: »Mich schüttelt der Ekel, wenn ich ihn ansehe. Aber ich sehe ein, dass du Recht hast, ich darf heute nicht mehr wählen, ich muss nehmen, was sich findet.«

Eines Tages traf sie der Fürst im Garten und fragte sie, ob sie ihn lieben könnte. Sie sagte, sie wolle es versuchen, stelle aber die Bedingung, dass die Hochzeit so schnell wie möglich stattfinde, da die drei Monate, die sie in Karlsbad bleiben durfte, bald um wären. Da wurde der Fürst sehr verlegen und sagte, er sei verheiratet, aber seine Frau sei sehr krank, und man könne auf ihren baldigen Tod rechnen. Sie solle jetzt als seine Freundin mit ihm nach Russland kommen, und er werde sie später dann, wenn er frei sei, heiraten. Meine Großmutter war sehr temperamentvoll. Bevor er das letzte Wort ausgesprochen hatte, gab sie ihm eine schallende Ohrfeige, drehte sich um und ließ ihn stehen. Der Fürst lief empört zu ihrem Bruder, kündigte augenblicklich die Wohnung und sagte, dass er zu einem anderen Arzt ziehen werde, und am Morgen des nächsten Tages zog er aus.

Als Leopold, statt die der Schwester angetane Schmach mitzufühlen, ihr bitterste Vorwürfe für ihr Benehmen machte, kann man sich vorstellen, in welcher Gemütsverfassung er sie zurückließ.

Im Hause des Dr. Leopold Herschel waren zwei Ordinationszimmer: eines, hochlegant, für die Reichen, ein dürftiges für die Armen. Selbstverständlich wurden zuerst die Reichen behandelt, dann kam die Ordination für die Armen. An dem Tage, an dem der Fürst ausgezogen war, einem drückend heißen Maitage, war das Ordinationszimmer der Reichen voll besetzt, während in dem der Armen bloß ein Patient saß. Charlotte hatte ihr Zimmer neben der »Armenordination«. Sie sah daher schon viel früher, als die Ordination beginnen sollte, einen Mann mit einem kleinen Kind an der Hand hineingehen und hörte, dass immer nur die Tür aus dem anderen Ordinationszimmer ging, während sich im Armenzimmer nichts rührte. Da ging sie hinein und sah auf einem Stuhl ein Skelett von einem Mann, der ein kleines Mädel auf dem Schoß hielt, das

auch halb verhungert aussah und mit dem er leise sprach. Als sie eintrat, ließ er das Kind vom Schoß gleiten, sprang auf und sagte: »Ich küß die Hand Euer Gnaden.« Sie sagte zu ihm: »Es ist wohl sehr heiß heute, in diesem Zimmer besonders, das Kind wird vielleicht Durst haben. Ich möchte ihm ein wenig Milch bringen. Denn die Ordination im Nebenzimmer dürfte noch länger dauern.« Er verbeugte sich sehr tief, und sie hieß ihn wieder Platz nehmen und fragte ihn, was ihm fehle. Er sagte, er sei magenkrank und wäre beim berühmten Dr. Herschel in Prag gewesen, der ihn zu seinem Bruder nach Karlsbad geschickt habe. Sie meinte: »Das ist auch mein Bruder.« Dann ging sie aus dem Zimmer, strich in der Küche zwei riesengroße Butterbrote, schüttete in einen Krug kalte Milch und stellte alles mit einem Glas zum Trinken auf ein Servierbrett und trug es selbst hinein. »Ich bringe etwas für das Kind, damit der Kleinen die Zeit nicht gar so lang wird. Sie dürfen vor der Untersuchung nichts essen. Aber mein Zimmer ist nebenan. Diese Türe führt hinein. Wenn Sie gerufen werden, bringen Sie mir das Kind und holen Sie es dann von mir ab. Inzwischen werde ich auch Ihnen etwas zu essen vorbereiten.«

Die Augen eines verprügelten Hundes blickten sie aus dem abgemagerten Gesicht mit unbeschreiblicher Dankbarkeit an. Sie hatte den Eindruck, dass sie der erste Mensch war, der je im Leben mit ihm freundlich gesprochen hatte. Nach einiger Zeit klopfte es auch ganz schüchtern an, das Kind trat herein und setzte sich mit einem artigen Knix auf den Sessel und besah mit ihr die Bilder aus einer illustrierten Zeitschrift. Da sich Dr. Leopold Herschel zur Untersuchung der Armen nicht so viel Zeit nahm, wie zu der der Reichen, dauerte es nicht lange, als der Mann ins Zimmer kam. Sie fragte ihn, was ihr Bruder ordiniert hätte, und sagte ihm, dass sie für ihn eine Fleischsuppe vorbereitet habe, die das Mädchen auf ihr Läuten auch gleich brachte, erkundigte sich, was zu essen ihm sonst erlaubt sei. Er antwortete, dass der Doktor gesagt habe, es sei nur ein leichter Magenkatarrh, hervorgerufen durch eine unverträgliche Kost. Sie verstand, es hieß Hunger. Da sagte sie ihm, er würde wahrscheinlich doch nur dreimal in der Woche zur Ordination erscheinen müssen, aber er möchte jeden Tag zu ihr hier in dieses Zimmer kommen, aber nicht vor zwei Uhr (denn Punkt zwei begann die Ordination, und sie wollte nicht, dass ihn ihr Bruder sehen sollte), und möchte mit ihr speisen.

Der Mann hieß Emanuel Singer. Er wurde zutraulich wie ein Vogerl, erzählte ihr, dass er Mauteinnehmer bei einer Brücke in Wotitz sei. Seine Frau sei nach der Geburt des Kindes gestorben, er habe das kleine Roserl allein aufgezogen. Nun sei er magenkrank geworden. Da er aber nicht das Geld gehabt habe, mit der Post von Prag nach Karlsbad zu fahren, sei er mit dem Kind zu Fuß gegangen. Gute Menschen hätten ihn immer eingeladen. Aber er und sein Kind fühlten sich zu Tode erschöpft von der Strapaz des Marsches, sie seien erst heute früh angekommen und suchten jetzt eine Herberge.

Der Rabbiner von Karlsbad, der von ihrem Vater immer fürstlich beschenkt worden war und ihr in Dankbarkeit zugetan schien, bekam ein Briefchen von Herrn Emanuel Singer übergeben, in dem Charlotte Herschel ihn bat, sich dieses Mannes und Kindes anzunehmen und ihnen ein Obdach zu verschaffen. Da öffnete ihm die Frau des Rabbiners ihr Gastzimmer und versprach, ihn während der Zeit seines Aufenthaltes bei sich zu beherbergen. Der arme Mann wusste vor Glück nicht, wie er danken sollte. Heiße Tränen rannen ihm über die abgezehrten Wangen, er wagte nicht, ihr die Hand zu küssen. Er sagte nur immerfort: »Wie soll ich danken!« Dass der Mann mit dem Kind von dem Tag an bei Charlotte ein reichliches und seiner Krankheit entsprechendes Essen fand, ist selbstverständlich. Sie beschäftigte das Kind und verstand es, den Mann zum Reden zu bringen. Er erzählte ihr seine Lebensgeschichte, die so traurig war, dass sie das tiefste Mitleid mit ihm empfand.

Herrn Singers Vater war Gutsverwalter gewesen. Da aber das Gut eine Waldherrschaft war, mit nur wenig Wiesen und fast gar keinen Feldern, hatte der Mann nicht viel zu verwalten. Dafür waren aber sieben hungrige Mäuler da, die gesättigt werden wollten. Als daher Emanuel, der Älteste, dreizehn Jahre alt war, gab ihm sein Vater einen neuen Anzug, zwei Hemden, zwei Unterhosen, drei Paar Socken, ein Gebetbuch und eine kleine Geldsumme und sagte ihm: »Jetzt musst du dich allein ernähren!« So zog er, unter Tränen Abschied nehmend, von dem Hause, in dem er sich zwar nie sattgegessen hatte, aber die heißgeliebten Eltern und Geschwister verlassen musste. Der nächste Ort, in den er kam, hatte ein großes Gasthaus mit Fremdenverkehr. Der Wirt stand an der Tür.

»Bitte kann ich hier eine Arbeit bekommen?« »Wie alt bist du denn, Kleiner?« »Dreizehn Jahre.« Das ist nicht wahr, du bist höchstens neun. Was willst du denn arbeiten?« In dem Augenblicke wurden von einem Wagen Pferde abgeschirrt. »Reiten«, sagte der Kleine, die Tiere liebevoll betrachtend. Der Wirt lachte schallend. »Das geht nicht«, sagte er, »aber du kannst hier bleiben und sie pflegen«, denn er sah, wie ängstlich der Kleine ihn ansah und eine Ablehnung fürchtete, »und kannst den Gästen das Gepäck aufs Zimmer bringen.«

Das Kind war glücklich, es liebte Pferde und war später auch ein fabelhafter Reiter. Aber das Gepäck! Er war so klein, so verhungert, dass ihm das kleinste Kofferchen zu erschleppen unmöglich war. Der Hausknecht hatte Mitleid mit dem Kleinen. Wenn Gäste kamen, Gepäck abzuladen war, schob er ihn zur Seite und trug es in die Zimmer. Die Wirtin, ein böses Weib, die es ärgerte, den Jungen für so wenig Arbeit füttern zu sollen, schlug ihn, als sie bemerkte, dass er einen Koffer nicht aufheben konnte, und warf ihn hinaus. Er bekam die paar verdienten Groschen, legte sie zu seinem Geld und ging weiter. Von Ort zu Ort blieb er immer ein paar Monate, wo man ihn für leichte Arbeit brauchen konnte, bis er endlich in ein Bräuhaus kam, wo man ihn auf Dauer anstellte.

Der Besitzer hatte eine Tochter, alt und hässlich, aber ein gutes Geschöpf. Da sie keine äußerlichen Reize, aber auch kein Geld hatte, war sie ledig geblieben. Der Bräuer sah, dass der Bursch, der zehn Jahre sich so anständig benahm, ein fleißiger, gutmütiger, feiner Mensch war, und bot ihm seine Tochter zur Frau an. Er heiratete sie und lebte beim Schwiegervater weiter. Im Wochenbett starb ihm die Frau. Zu der Zeit hörte er, dass in dem benachbarten Wotitz die Maut einer Brücke vergeben wird. Sein Schwiegervater riet ihm, sich um diese Maut zu bewerben, ging mit ihm hin (er war so schüchtern, dass er allein es sicher nicht durchgesetzt hätte, sie zu bekommen), und er wurde Mauteinnehmer von Wotitz.

Der Ertrag dieses Geschäftes war so gering, dass er eben knapp das Kind und sich ernähren konnte. Nach der Art, wie er sich und das Kind ernährte, machte sich Charlotte ein Bild von seinen Einkünften. Er war so froh, sich endlich mitteilen zu können, dass er auch von seinen Gedanken und Gefühlen erzählte. So studierte sie ihn. Sie erkannte, dass »das Schreiben und das Lesen zwar nie sein Fall gewesen«¹³, aber dass er grundgütig, bescheiden, anspruchslos, von tiefer Frömmigkeit erfüllt, ein vornehmer Charakter war. Einige Tage vor seiner Abreise, als er wieder bei ihr saß und ihr sein Herz ausschüttete, fragte sie ihn: »Herr Singer, möchten Sie mich heiraten?« Er blickte sie an und sagte: »Fräulein, das ist nicht schön von Ihnen, dass Sie mich verspotten.« Da sagte sie ihm: »Ich verspottete Sie nicht. Es ist mein tiefer Ernst.«

Dann erzählte sie ihm ihre Geschichte, in welcher Lage sie sei, wie lieblos ihre Brüder sich benommen haben, wie einsam und allein sie im Leben stand und ein Dach suche, das ihr gehöre. Sie schloss: »Ich stelle eine Bedingung. Ich habe nicht einen Heller Geld. Ich habe keine Ausstattung an Wäsche oder Kleidern. Sie nehmen mich, wie ich bin. Wenn ich dieses Haus verlasse, um Ihre Frau zu werden, habe ich keine Brüder mehr. Ich werde niemals einen Groschen von einem von ihnen annehmen. Hingegen verspreche ich Ihnen, ich werde Ihrem Kinde eine gute Mutter sein. Ich werde Ihnen eine pflichttreue Gattin sein, Sie sollen nie von mir eine Klage hören, wenn wir Mängel und Entbehrungen leiden. Ich werde arbeiten, von zeitlich Früh bis in die tiefe Nacht, um Ihnen Ihr Leben leichter zu machen. Sind Sie einverstanden?«

Da er viel zu schüchtern war, um »Nein« zu sagen, sagte er »Ja«. »Also wann heiraten wir?« Er antwortete: »Wann Sie wünschen.« »Dann gehen wir zum Rabbiner und werden das dort abmachen.«

Nach der Ordination ging sie zu ihrem Bruder und sagte ihm: »Ich habe mich mit Herrn Emanuel Singer verlobt. Ich war beim Rabbiner und habe das Aufgebot bestellt.

¹³ »Ja, das Schreiben und das Lesen, / Ist nie mein Fach gewesen, / Denn schon von Kindesbeinen / befasst' ich mich mit Schweinen«: Auftrittlied des Kálmán Zsupán aus der Operette *Der Zigeunerbaron* (1885) von Johann Strauß (Sohn).

Ich heirate von heute in drei Wochen. Ich bitte, für diese drei Wochen hier bleiben zu dürfen. Dann sieht mich keiner von Euch wieder, und ich wünsche auch nichts mehr von Euch zu hören.« Leopold dachte, sie sei übergeschnappt. Als er aber merkte, dass es ihr Ernst war, tobte er wie ein Wahnsinniger »über die Schande, die sie über die vornehme Familie brachte«.

Damals galt im Dorfe nur die Braut als fein, die viel mitbrachte. Da ging der arme Mann, ein Zeichen seiner vornehmen Gesinnung, in den nächstgelegenen Ort, kaufte dort viele Kisten, füllte sie mit Sand und ließ sie durch einen Fuhrmann zu einer Zeit, als er wusste, dass es das größte Aufsehen im Dorfe machen würde, vor seinem Hause abladen. Er wollte ihr Ansehen und Achtung verschaffen. Dann fuhr er, diesmal auf Charlottes Wunsch, mit der Post nach Karlsbad. Und die Hochzeit fand statt.

5

Emanuel Singers Haus bestand aus einer Küche, einem Raum, in dem zwei Betten standen, ein Kinderbett, ein Tisch, Sessel, Kästen, war peinlich rein, stand ungefähr fünfzig Schritte weit von der Brücke entfernt. Mein Großvater hatte sich einen so leisen Schlaf angewöhnt, dass er, wenn er in tiefer Nacht Räderrollen oder den Schritt eines einsamen Gesellen, der die Brücke überschritt, hörte, schon erwachte, in der eisigen Kälte des Winters oder im strömenden Regen aus seinem Bette sprang, etwas umhängte und schon auf seinem Posten stand, bevor der Wagen oder der Fußgänger ihn um das bisschen Mautgeld hätte bringen können. Das war sein Beruf.

Während der drei Wochen, die meine Großmutter als »glückliche Braut« auf ihren Zukünftigen gewartet hatte, hatte sie hin- und hergedacht, wie sie ihr Leben erträglich gestalten könnte. Dazu gehörte, dass sie Äußerlichkeiten, die sie an meinem Großvater störten, beseitigen musste. Sie wusste, dass sein größter Fehler war, was wir heute als »Minderwertigkeitskomplex« benennen. Den Ausdruck kannte man damals nicht und nannte es »Schüchternheit«. Sie musste es daher vermeiden, an ihm einen Fehler auszusetzen. Wie ihn daher erziehen?

Da kam ihr der Gedanke, es durch das Kind zu versuchen. Energisch, wie sie war, begann sie ihr Erziehungswerk gleich am ersten Morgen nach ihrem Eintreffen in ihrem neuen Heim. Beim Frühstück zeigte sie der Kleinen, wie man die Schale zu halten hatte, beim Mittagessen den Gebrauch von Messer und Gabel. Als sie am Nachmittag von einer kleinen Besorgung im Dorf zurückkam, flüsterte ihr die Kleine ins Ohr: »Vaterle und ich haben die ganze Zeit, während du weg warst, mit Messer und Gabel geübt.«

Sie fühlte, wie sie vor Freude rot wurde. Jetzt wusste sie, dass sie auf dem richtigen Wege war. Nach kurzer Zeit aßen Vater und Kind wie die englischen Aristokraten. Nun

fragte sie ihn, ob er nicht glaube, dass es richtig wäre, mit dem Unterricht des Kindes zu beginnen? Da er zu allem »Ja« sagte, was sie vorschlug, begann sie in seiner Gegenwart das Kind zu unterrichten. Sie bat ihn, aufzuhorchen, damit er während ihrer Abwesenheit dem Kind nachhelfen könnte. Und der Arme saß da mit weitoffenen Augen und trank ihr jedes Wort von den Lippen.

Wenige Tage, nachdem die junge Frau in das Haus eingezogen war, wurde ihr Mann unpässlich, und sie musste sein Amt übernehmen. Als man wieder einmal Räderrollen hörte, lief sie zur Brücke und sah eine Equipage heranrollen. Ihr Mann hatte ihr erzählt, dass ein Graf Deym das Schloss bewohne und das große Gut besitze.¹⁴ Sie nahm an, das müsste der gräfliche Wagen sein, und sagte später ihren Kindern, sie habe die Empfindung gehabt: »Jetzt entscheidet sich mein Schicksal.« Als daher der Wagen hielt, zeigte sie ihr bezauberndstes Lächeln, richtete sich zu ihrer vollen Länge auf und nahm das Geld in Empfang.

Die Gräfin sagte in französischer Sprache zu ihrem Mann: »Was ist das für eine Schönheit?« Sie antwortete ebenfalls Französisch: »Ich bin entzückt, der Frau Gräfin zu gefallen.« Voll Staunen fragte diese: »Ja wer sind Sie denn?« »Die Frau des Herrn Singer.«

Nun mischte sich auch der Graf ins Gespräch, die beiden stiegen aus dem Wagen, fragten meine Großmutter nach ihrem Leben, und als sie ihnen sagte, dass sie Latein, Griechisch, Englisch und Französisch beherrsche und das Gymnasium absolviert habe, all dies in ihrem wunderschönen Französisch, ersuchte sie die Gräfin, sie möchte doch am kommenden Nachmittag zu ihr kommen, sie werde inzwischen überlegen, welche Tätigkeit man für sie im Schlosse finden könnte.

Überflüssig zu sagen, dass sie pünktlich erschien, dass sie Graf und Gräfin bezauberte und man ihr den Unterricht der älteren Kinder übertrug. Die Gräfin war glücklich, da die Söhne im Herbst nach Prag hätten geschickt werden müssen, um das Gymnasium zu besuchen. Jetzt konnte sie sie zu Hause behalten.

Zuerst unterrichtete meine Großmutter bloß, später wurde sie das Faktotum¹⁵ des Hauses. Sie beaufsichtigte die Dienerschaft, sie half bei der Wahl der Toiletten, sie spielte mit den Kleinen. Wenn die Herrschaften über den Fasching nach Wien zu Hofe gingen, übersiedelte sie sogar dauernd ins Schloss, um auch bei Nacht bei den Kindern zu sein. Dafür waren auch die Herrschaften die aufmerksamsten und gütigsten Freunde, die sie hatte finden können. Schon nach wenigen Monaten ließen sie ihr das Haus umbauen, das dadurch drei große Zimmer im Erdgeschoss und zwei große Mansarden

¹⁴ Vermutlich Johann Nepomuk Wenzel Graf von Deym (1788–1844).

¹⁵ Faktotum (lat. fac totum – tu alles): lang gediente, unentbehrliche Person, die in einem Haushalt oder einem Betrieb eine Vielzahl von Aufgaben wahrnimmt.

erhielt. Sie sandten die entsprechenden Möbel, die sich Charlotte aus den leeren Gastzimmern auswählen durfte. Wenn für die Gräfin im Herbst Kartoffel geliefert wurden, fuhr eine Fuhre bei ihrem Hause vor und wurde in ihrem Keller abgeladen. Desgleichen versorgten sie sie mit Holz, mit Kraut und Rüben, mit Mehl und Gries, Hülsenfrüchten; eine Kuh aus dem gräflichen Stall wurde ihr geschenkt und täglich Milch und Butter ins Haus geschickt. Wenn die Gräfin zu Weihnachten für alle ihre Leute Kleider aussuchte, kam die Schneiderin in das Haus meiner Großmutter, und jede der Töchter bekam zwei Kleider, einen Mantel und zwei Paar Stiefel und so viel Wäsche, als sie für das Jahr brauchten, die Knaben Anzüge. Mein Großvater wurde reich beschenkt. Meiner Großmutter wurden jedes Jahr von Wien aus schöne Kleider mitgebracht, kurz: man sorgte für sie wie für eine Schwester. Die größte Freude aber bereitete ihr, dass auf Geheiß der Gräfin ihrem Mann die Pacht auf ein Drittel heruntersetzt und ihm außerdem ein Raum vor der Brücke gebaut wurde, in dem ein Kanapee, ein Tisch und ein Stuhl Platz hatten; der Raum war beheizbar, so dass ihr Mann im Winter nicht aus der Wärme in die Kälte hinaus musste, sondern durch ein Schiebefenster das Geld in Empfang nehmen konnte. Jetzt konnte er, der täglich geistig wuchs und dem das Lesen die größte Freude geworden war, ungestört bei seinem Buch sitzen. Sie freute sich seiner klugen Ansichten und des richtigen Urteils über das Gelesene.

So lebten sie ein Jahr. Dann kam ein Mädel, das sie nach ihrer Mutter Ruth hießen. Das Kind war aber nicht lebensfähig und starb zu ihrem großen Schmerz nach wenigen Tagen. Ein Jahr später kam ein Sohn: blond, stark und schön, das Ebenbild seines Großvaters, nach dem er auch Sigmund genannt wurde. Jetzt in Abständen von eineinhalb bis zwei Jahren drei Töchter, Anna, Minna, Julie, dann kam wieder ein Sohn Rudolf und nach einer Pause von drei Jahren wieder in einem Abstand von je zirka zwei Jahren drei Mädchen, Marie, Fanny und Josepha (Peperl). Man kann sich vorstellen, was meine Großmutter zu leisten hatte. Da es damals keinen Schulzwang gab, in dem Dorfe auch nur eine tschechische Volksschule war, die aus einer einzigen Klasse bestand, unterrichtete sie alle Kinder selbst. Französisch und Englisch, Kochen und Hauswirtschaft, Nähen und Flickern, Stricken und Sticken. Wenn man bedenkt, dass sie, obzwar fürstlich bezahlt (sie bekam hundert Gulden monatlich)¹⁶, aber täglich sechs bis sieben Stunden im Schloss sein musste, kann man die Arbeitsleistung beurteilen. Beim Morgengrauen stand sie auf, im Sommer um vier, im Winter um sechs Uhr, und wann sie schlafen ging, war allen ein Geheimnis.

Sie sah bald ein, dass sich mein Großvater zu allem eignete, nur nicht zum Erzieher. Jedes seiner Kinder war für ihn eine Gottheit. Wann immer sie nach Hause kam, fand sie die vier Jüngsten auf seinem Schoße sitzen und die Großen so nahe an ihn ange-

¹⁶ Gulden: heutiger Kaufwert ca. 10 Euro.

presst, als es nur möglich war. Ihm vertrauten sie ihre kleinen und großen Geheimnisse an. Er war erfinderisch im Ausdenken von Spielen. Er kannte nicht das Wort »Tadel«. Für ihre großen und kleinen Verbrechen gegen Mutters Gebote fand er eine Entschuldigung oder einen Grund. Die Kinder beteten ihn auch an. Die Mutter war ihnen mit ihrem kritischen Geist die strafende Gerechtigkeit. Sie sah dafür jeden Fehler doppelt. Sie lebte in der beständigen Angst, dass ihre Kinder im Leben Schiffbruch erleiden könnten, hatte nur ein Bestreben, sie zu möglichst vollkommenen Menschen zu erziehen. Sie studierte und beobachtete sie, selbst wenn sie sie scheinbar unbeaufsichtigt ließ.

So saß sie einmal in ein Buch vertieft an ihrem Fensterplatz, während die Kinder plaudernd um ihren Tisch saßen. Sie hörte, wie eine Tochter, da es drückend heiß war, über Durst klagte: »Geh zum Brunnen und hole dir Wasser«, meinte die andere. »In dieser Hitze so eine Strecke laufen?« Der Brunnen war im Dorfe. Nach einer längeren Pause sagte ihr die Mutter: »Hole mir ein Glas Wasser, aber pumpe fest, damit es recht kalt ist.« Der Mutter einen Dienst erweisen zu dürfen, war höchste Auszeichnung. Sie sprang auf und war gleich wieder zurück. »Trink das Glas aus, da du Durst hast«, sagte ihr die Mutter.

Um daher die Milde des Vaters zu paralisieren, zwang sie sich, doppelt streng zu sein. Der Unterricht machte keine Schwierigkeiten. Die Kinder lernten sehr brav, aber in punkto Ordnungsliebe ließen sie viel zu wünschen übrig. Sie sah darauf, dass bei jedem Bett, da immer zwei in einem schliefen, zwei Sessel standen, auf die sie vor dem Schlafengehen, in einer ganz bestimmten Reihenfolge, schön geglättet, ihre Kleider niederlegen mussten. Wenn alles schlief, ging sie inspizieren. Und wehe, wenn ein Stückchen auf den Boden gefallen war! Der Betreffende wurde geweckt, bekam seine Schläge, musste alles in Ordnung bringen, dann konnte er weiter schlafen. Jedes Loch, jeder Riss, der in einem Kleidungsstück von ihr gefunden wurde, wurde fürchterlich bestraft, wenn er nicht sofort ausgebessert worden war. Das focht aber die Kinder weiter nicht an. Sie waren alle von unbändiger Lustigkeit, voll Geist und Witz. Lachen, Necken, Witze flogen den ganzen Tag durch die Luft. Alle wollten gleichzeitig sprechen und erzählen, wenn sie nach Hause kam, und da sie ausnahmslos schöne Kinder waren, hatte sie an jedem einzelnen ihre Freude. Der Vater behauptete zwar, dass zwei von ihnen, Sigmund und Marie, von ihr allen anderen vorgezogen werden, was sie bestritt, aber immer doch hinzufügte »weil sie die Wertvollsten sind.«

Sigmund war fünfzehn Jahre alt, als er mit seinen Studien so weit war, dass er hätte die Universität besuchen können. Aber sie wollte ihn, da er gar nicht an anderen Umgang als den seiner Geschwister gewöhnt war (trotz wiederholter Aufforderung der Gräfin hatte sie aus Klugheitsgründen einen Verkehr ihrer Kinder mit denen im Schloss nicht zugelassen), erst noch ein Jahr ins Gymnasium geben. So setzte sie sich mit ihm eines Tages in den Postwagen und fuhr nach Prag. Sie brachte ihn bei einfachen, aber

anständigen Leuten unter und bat die Frau, sich um den Jungen zu kümmern und ihr von Zeit zu Zeit zu schreiben, wie er sich aufführe.

Sie hatte seit Jahren die Sehnsucht gefühlt, etwas von ihren Geschwistern zu hören. Die Zeit schwächt auch den glühendsten Hass ab. Sie ging daher, tief verschleiert, damit man sie nicht erkenne, in den Kaufmannsladen, der neben dem Hause war, in dem ihr Bruder Josef lebt und fragte die Frau nach ihm. »Ja die Leute haben viel Unglück gehabt. Ein Kinderl hatten sie, das ist ihnen mit vier Jahren gestorben. Und dann hat der Herr einige Jahre später eine Lungenentzündung bekommen und war unter paar Tagen tot. Die Frau hat wieder geheiratet, hat aber einen sehr schlechten Mann. Es geht ihr gar nicht gut.« Meine Großmutter war erschüttert. Dass Gottes Mühlen so rasch mahlen, dass er das Kind verlor, um dessentwillen er sie nicht ins Haus nehmen wollte, hatte sie nicht erwartet. Sie hätte noch gerne gewusst, wie es ihrem Bruder in Karlsbad ging, aber es konnte ihr in Prag keiner Auskunft geben. Auch vom Trautenauer konnte sie keine Nachricht bekommen. Hingegen hörte sie, dass Ludwig ein berühmter Professor in Berlin geworden war. Traurig fuhr sie zurück. Sie hatte nicht gedacht, dass ihr die Nachricht so nahe gehen werde.

Ihren Sohn Sigmund hielt sie für ein Genie. Nicht nur, weil er noch leichter lernte als seinerzeit ihre Brüder, sondern wegen des Geistreichtums, mit dem er alles verarbeitete, und wegen der Art seiner Auffassung. Sie erwartete, er werde dereinst die Stütze ihrer anderen Kinder werden. Wie groß war daher ihre Bestürzung, als sie nach wenigen Monaten von der Quartierfrau einen Schulzettel überschickt erhielt, in dem sein Betragen und seine Fortschritte getadelt wurden.

Es war vor Weihnachten, die Zeit, in der sie im Schlosse am nötigsten war und nicht wagte, um einen Urlaub zu bitten. Da tat diese kluge Frau etwas, was sie sich ihr ganzes Leben lang vorwerfen musste, da es die größte Dummheit war, die sie hatte begehen können. Sie schickte meinen Großvater nach Prag, damit er dort nach dem Rechten sehe. Der kam hin, fand den Buben, da es zeitlich früh war, im Bett, und die Quartierfrau sagte vor Sigmund, dass er die Schule geschwänzt habe, sich mit anderen Jungen seines Alters den ganzen Tag vergnüge und kein Buch anschau. Mein Großvater begann bitterlich zu weinen und sagte ihm: »Du weißt, wie sich die Mutter plagt, um das Geld für deine Erziehung zu sparen, du weißt, wie sie darauf rechnet, dass du, der Älteste, die Stütze der Familie wirst. Und du machst uns einen solchen Kummer!« Der Bub, ein seelengutes Kind, war so außer sich, vom Vater gerügt zu werden (von der Mutter war er es gewöhnt), dass er vor dem Vater niederfiel, dessen Knie umklammerte, ihm die Hände küsste, weinte und schluchzte: »Vaterle, fahr ruhig nach Hause, ich schwöre dir, dass ich dich nichts mehr kosten werde, ich werde von heute ab mich bemühen, mich allein fortzubringen und Euch nur Freude zu machen.« Daraufhin war der Vater sichtlich beruhigt, begleitete ihn in die Schule, wartete vor dem Tor, bis der

Unterricht beendet war, ging dann mit seinem Kinde in ein Speisehaus, ließ sich noch von ihm zur Post begleiten und fuhr nach Hause. Beim Abschied küsste und umarmte ihn der Bub wiederholt, weinte bitterlich und konnte sich von ihm gar nicht trennen. Meinem harmlosen Großvater fiel das nicht weiter auf. Trotzdem ihm vor Mitleid über den Schmerz des Kindes das Herz schwer war, berichtete er scheinbar frohgemut der Mutter, dass von jetzt an alles in Ordnung sein werde.

Es verging ein Monat. Da kam ein Brief von der Wirtin des Knaben mit der Anfrage, warum denn Sigmund vom Weihnachtsurlaub noch nicht zurückgekehrt sei, da die Schule doch längst begonnen habe. Die Wirkung dieser Nachricht war furchtbar. Meine Großmutter brach ohnmächtig zusammen, denn sie fühlte, dass ein Unglück geschehen war. Sie fuhr mit der nächsten Post nach Prag und hörte von der Wirtin, dass Sigmund den nächsten Tag nach der Abreise des Vaters gesagt hatte, er wolle seine Eltern überraschen und fahre nach Hause, habe sein ganzes Gepäck mitgenommen und sei von dem Tage an nicht wiedergekommen. Alle Nachforschungen blieben vergeblich. Die Trauer im Hause war unbeschreiblich, trotzdem die Eltern nie die Hoffnung verließ, dass er nach Amerika gegangen sei und eines Tages wiederkommen werde. Als meine Großeltern später nach Prag übersiedelten, jubelten sie, so oft sie von einem Spaziergang nach Hause kommend hörten, ein Herr sei dagewesen: »Das war der Sigmund!« Aber leider war es der Sigmund nicht. Der kam nie wieder. Und man konnte auch nie erfahren, wo er hingeraten war.¹⁷

Dieser Schatten trübte für immer das Leben meiner Großeltern. Die Kinder trauerten selbstverständlich auch um den Bruder, aber sie waren viel zu jung, um nicht mit der Zeit zu vergessen, und nach einer Zeit scholl wieder ihr Lachen und Scherzen durch das Haus. Meine Großmutter hat aber nie mehr gelacht. Ihr Leben war für immer zerstört.

6

Die Älteste, Emanuels Roserl, war inzwischen nach damaligen Begriffen ein altes Mädchen geworden. Sie war nicht hübsch, nicht begabt, aber auch nicht liebenswürdig. Immer verdrossen, immer mürrisch. Sie erklärte eines Tages meiner Großmutter, es sei ganz ausgeschlossen, dass sie in diesem elenden Neste einen Mann finden könnte, sie

¹⁷ Ein Prager Meldezettel des Jahres 1862 listet die Eltern Markus und Sara Singer mit den noch im gemeinsamen Haushalt lebenden Kindern auf: Karoline (die allerdings zu dieser Zeit bereits verstorben war), Rudolf (geb. 1837), Marie (geb. 1841), Franziska (Fanny, geb. 1843) und Josepha (Peperl, geb. 1846). Beim ältesten Sohn Sigmund (geb. 1834) steht der Vermerk: »im Jahre 1850 aus dem elterlichen Hause entwichen, unbekannt«.

aber wolle heiraten. Sie fahre zu Besuch zu ihren Großeltern, vielleicht sei dort eine Chance für sie. Richtig fand sie dort einen Mann. Er hieß Freitag, war auf einem Gut Verwalter, ein Witwer mit zwei Kindern. Meine Großmutter machte eine schöne Ausstattung, der Großvater mütterlicherseits gab etwas Geld, und Roserl heiratete.

Inzwischen war aber auch die Anna sechzehn Jahre alt geworden und quälte die Eltern, sie nach Prag ziehen zu lassen, wo sie die Lehrerbildungsschule besuchen wollte. Denn sie hatte von Kindheit an nur einen Wunsch, sie wollte Lehrerin werden, unterrichten wie die Mutter.

Infolge der furchtbaren Erfahrung mit dem Sohn Sigmund konnten sich die Großeltern nicht entschließen, ein Kind von sich gehen zu lassen. Meine Großmutter hatte das für damalige Verhältnisse enorme Vermögen von 30.000 Gulden in diesen neunzehn Jahren, die sie in dem Orte gelebt hatten, erspart, man frage nicht, unter welchen Entbehrungen und welcher Mühsal. Nun wollte sie ihren Kindern ein Leben in der Stadt und damit Heiratsmöglichkeiten bieten. Als sie daher meinem Großvater erklärte, sie habe sich entschlossen, nach Prag zu übersiedeln, und ihm die Gründe auseinandersetzte, war er zwar zu Tode erschrocken, denn er war ein Landkind und konnte sich ein Leben in der Stadt nicht vorstellen. Er war aber ein so selbstloser Mensch, dass er an sich und seine Wünsche zuletzt dachte. So beschlossen sie den Umzug. Eine alte Dame, die einstens im Hause der Gräfin Erzieherin gewesen war und die Ferien immer auf dem Schlosse zubrachte und meine Großmutter sehr liebte und schätzte, lud sie ein, bei ihr abzusteigen und eine Wohnung zu suchen. Das war keine leichte Sache. Meine Großmutter wollte ja nicht viel Geld ausgeben, denn die Ersparnisse sollten die Mitgift für die sechs Töchter bilden. Sie wollte daher nur eine kleine, billige Wohnung mieten. Jeder Hausherr aber, der von sieben Kindern hörte, verweigerte die Aufnahme. Da machte die alte Erzieherin den Vorschlag, sie möge schwindeln, nur drei Kinder einbekennt und ihr die vier Kleinen inzwischen zur Aufbewahrung geben. Nach einer Zeit würden sie dann nach und nach erscheinen und möglichst unbemerkt in die Wohnung gebracht werden. Und nur so war es der armen Großmutter möglich, in Karolinenthal, nahe der Wohnung der alten Erzieherin, eine Zwei-Zimmerwohnung zu finden, in der sie bis zum Tode des Großvaters wohnte. Niemals durften die Kinder, auch in späteren Jahren, das Haus gleichzeitig verlassen oder betreten, damit der Hausherr nicht erfahre, wie viele Personen in dieser kleinen Wohnung er beherberge. Teils aus diesem Grund, teils aus Ersparnisrücksichten wurden die drei Großen ganz gleich gekleidet und wiederum auch die drei Kleineren. Ähnlich sahen sie sich, der Altersunterschied war nicht groß, lautlos mussten sie immer die Treppen hinunterschleichen und hinaufgehen, so gelang der »Betrug« durch viele Jahre.

Als sie die Wohnung gemietet hatte, ging meine Großmutter auf die Suche nach einem Beruf für ihren Mann. Sie suchte sehr lange und fand nichts seinem Charakter

Entsprechendes. Durch einen Zufall hörte sie dann, dass ein altes Ehepaar, das in dem Hause der Erzieherin wohnte, ein Kaffeehaus betrieb, welches es verkaufen wolle, um sich zur Ruhe zu setzen. Sie setzte sich mit den Leuten in Verbindung, besah die Geschäftsbücher, einigte sich mit ihnen über den Kaufpreis, erstand das Kaffeehaus, das wohl fast ihre ganzen Ersparnisse kostete, und übersiedelte nach Prag.

Der Abschied von der gräflichen Familie war rührend. Der Graf ließ ihr mit seinen Wagen und Pferden die Möbel und Kisten nach Prag schaffen, stellte ihr seinen Reisewagen für die Familie zur Verfügung, die Gräfin nahm ihr das Wort ab, in brieflicher Verbindung zu bleiben und sich mit allen Sorgen und Nöten immer an sie zu wenden. Sie versprach es, wusste aber, dass sie viel zu stolz war, um sich in »Nöten« irgendetwem anzuvertrauen.

7

Die älteste Tochter Anna legte 1849 die Aufnahmeprüfung so erfolgreich ab, dass man sie in die letzte Klasse der Lehrerbildungsschule aufnahm. Dort lernte sie, da für die männlichen Zöglinge die Schule im selben Hause war, einen wohl viel älteren Kandidaten kennen, der sich in sie verliebte. Zum Unterschied von der heutigen Zeit bekam damals sowohl der Mann wie auch sie, kaum dass sie das Abiturientenzeugnis in der Hand hatten, eine Stelle in einer neugegründeten Volksschule für Mädchen und Knaben in Iglau, so dass der Hochzeit nichts im Wege stand. Großmutter stattete auch diese Tochter schön aus, sie bekam genau dasselbe wie die Roserl, damit der Großvater sehen solle, dass sie keinen Unterschied zwischen Stief- und eigener Tochter mache. Dann fuhr sie mit dem jungen Paar nach Iglau, kaufte dort Möbel und verließ sie mit der Beruhigung, die Tochter bei einem anständigen Mann versorgt zu haben.

Den Großvater freute die Tätigkeit im Kaffeehause nicht. Der Rauch, die vielen Menschen bedrückten ihn. Das einzige, was ihn freute, war, dass seine beiden älteren Töchter Minna und Julie den ganzen Tag um ihn waren. Minna, die Ältere, saß an der Kasse und leitete mit unerhörter Tüchtigkeit von dort aus das Ganze. Julie war in der Küche und kochte Kaffee, der bald in Prag zur Berühmtheit gelangte. Meine Großmutter stand die ganze Nacht in ihrer Küche und buk Gugelhupfe, Buchteln und Kolatschen von solcher Güte¹⁸, dass die Gäste sie nicht nur zum Kaffee nahmen, sondern sich auch von Minna ganze Pakete machen ließen, die sie ihren Kindern und Frauen

¹⁸ Gugelhupf: Napfkuchen aus Hefeteig, oft mit Rosinen; Buchtel: süßer, meist gefüllter Hefeknödel; Kolatsche: runder Kuchen mit Mohn-, Quark- oder Pflaumenmusfüllung.

mitbrachten. Jeden Abend übergab Minna ein schönes Säckchen Geld ihrer Mutter, denn das Unternehmen wuchs und gedieh.

Um diese Zeit gab es in Prag noch keine Kaffeehäuser nach unseren heutigen Begriffen. Kein Fremder kam hinein, um einen Kaffee zu bestellen. Die Lokalitäten waren immer im Stockwerk. Von der Gasse aus, wie man zum Beispiel in ein Geschäftslokal eintritt, gab es keines. Die Kaffeehäuser hatten ihren ganz bestimmten Kundenkreis, der sich wiederum aus einer bestimmten Gesellschaftsklasse rekrutierte, und entsprachen unseren heutigen Klubs. Man brachte einen Bekannten mit, stellte sich gegenseitig vor, und nur durch Empfehlung von Mund zu Mund konnte ein solches Kaffeehaus bestehen.

Wie in allen Kaffeehäusern wurde auch in diesem Karten gespielt. Mein Großvater hatte bis zum Tage, als er in das Kaffeehaus eintrat, keine Karte gesehen. Aus Längeweile setzte er sich zu den Spielern und lernte durch Zuschauen nach und nach allerlei Spiele kennen. Selbstverständlich berührte er für seine Person keine Karte. Eines Tages stand er in einer Ecke und hörte, wie bei einem Spieltisch ein Streit ausbrach. Ängstlich wie er war, flüchtete er in die Küche, um ja nicht Zeuge irgendeiner Szene sein zu müssen. Da kam ihm einer der Streitenden nach und rief ihn hinein. Er musste ihm folgen und wurde beim Tisch gefragt, nachdem man ihn über den Grund des Streites informiert hatte, wer Recht habe. Der Unglückliche sagte ängstlich: »Ich verstehe nicht viel von dem Spiel, aber ich glaube der Herr Mendl.« Daraufhin sprang der andere, dem er Unrecht gegeben hatte, auf und sagte: »Das sollen Sie mir bezahlen. Ich werde nicht ruhen, bevor ich Sie nicht zugrunde gerichtet habe.«

Und der Mann hielt Wort. Trotzdem Minna, die schöne Minna, der er immer den Hof gemacht hatte, geistesgegenwärtig hinzugesprungen war und ihn anflehte, doch dem Vater nicht böse zu sein und um ihretwillen ihm zu verzeihen, lief er wütend fort. Den nächsten Morgen pflanzte er sich vor der Kaffeehaustüre auf und redete seinen Bekannten ab, hineinzugehen. Durch Beharrlichkeit und Ausdauer erreichte er seinen Zweck. Meine Großmutter demütigte sich, besuchte ihn in seiner Wohnung – vergeblich. Das Kaffeehaus, das eine Goldgrube für die Familie gewesen war, ging ein, und meine Großmutter sah, dass sie sich entschließen musste, es schnellstens zu verkaufen, wollte sie das Objekt nicht vollkommen wertlos werden lassen. Der neue Käufer gab selbstverständlich kaum ein Drittel von der Summe, die sie seinerzeit dafür bezahlt hatte, da er wusste, dass sie zum Verkauf gezwungen war. Meine Großeltern hörten, dass er im Laufe der Jahre daran ein schwerreicher Mann geworden war.

Mein Großvater fand keinen neuen Erwerb. Er saß den ganzen Tag verstört und todtraurig in einer Ecke des Zimmers und weinte still vor sich hin, trotz aller Aufmunterung meiner Großmutter und der Kinder. Von den Ersparnissen, die sie mitgebracht hatten, war nur mehr wenig übrig. Einen Teil kostete die Aussteuer der Töchter, dann

der große Geldverlust beim Verkauf des Kaffeehauses. Die Großmutter sagte zu den Töchtern: »Da der Vater nichts verdienen kann, müsst Ihr versuchen, Geld ins Haus zu bringen, da keine Aussicht ist, dass Ihr in absehbarer Zeit heiratet.«

8

Minna war eine Schönheit ersten Ranges. Blauschwarze Haare, die blauen Augen ihrer Mutter mit deren blendendem Teint; eine sehr hohe, schlanke Gestalt, voll Geist und Witz, hatte sie wohl Verehrer, aber noch keinen richtigen Freier. Einer von ihnen, ein Student der Medizin aus reichem Hause, machte ihr wohl täglich einen Heiratsantrag, aber er gefiel ihr nicht. Daher musste sie sich, wenn auch widerwillig, entschließen, eine Tätigkeit zu finden. Auf der Suche nach dieser war sie in eine nicht weit von ihrer Wohnung befindliche Nähsschule gegangen und hatte der Besitzerin den Vorschlag gemacht, deren Schülerinnen während des Nähens französische und englische Konversationsstunden zu geben. Die hatte die Idee aufgegriffen, Minna angestellt und ihr ein recht ansehnliches Gehalt ausgesetzt. Statt aber dieses Gehalt der Mutter zu bringen, gab Minna, die eine Egoistin war, nur sich selbst liebt, ihr kaum die Hälfte und kaufte sich für das übrige Geld unter der Angabe, es wären Geschenke für Schülerinnen, was ihr gefiel und was ihr schmeckte, denn zuhause war Schmalhans Küchenmeister geworden. Kartoffeln zum Mittagessen und ein Stückchen dünn geschnittenen Brotes zum Nachtmahl war alles, was die Mutter den Kindern bieten konnte.

Minna aß ihre Naschereien aber nicht nur außer Hause, sondern brachte sie auch nach Hause mit. Einmal sah die Mutter, wie die drei Kleinen um Minna herumstanden, während diese einen Indianerkrapfen¹⁹ mit viel Freude verspeiste. »Werdet Ihr Euch umdrehen und mir nicht so in den Mund schauen, dass mir der Bissen stecken bleibt«, brüllte sie die Kinder an. Die flüchteten erschrocken in eine Ecke. Die Mutter rief Minna zu sich, gab ihr zwei schallende Ohrfeigen und befahl den Kleinen, den Krapfen zu teilen. Von da ab brachte Minna nichts Essbares mehr nach Hause.

Minna war in der Schule so beliebt, dass viele Schülerinnen sie zu ihren Tanzabenden und Gesellschaften einluden. Bei einer dieser Gelegenheiten lernte sie den Bruder der Haustochter, namens Engländer²⁰, kennen, einen bildschönen Menschen. Die beiden verliebten sich ineinander, und schon nach wenigen Wochen kam der junge Mann zu den Großeltern, um die Hand der schönen Minna anzuhalten.

¹⁹ Indianerkrapfen: halbkugelförmiges Biskuitgebäck, das mit Schlagobers (Sahne) gefüllt und mit Schokolade überzogen wird.

²⁰ Karl Engländer (geb. 1834 in Alt-Lieben/Libeň, heute Stadtteil von Prag).

Die damalige Mode schrieb den Mädchen und Frauen dicke Zöpfe vor. Da aber nur wenigen solche auf dem eigenen Kopfe wuchsen, trugen sie falsche Zöpfe. Herr Engländer war Haarhändler. Er reiste im Sommer nach Schweden und Norwegen und kaufte dort von den Bäuerinnen das schöne blonde Haar, und im Winter reiste er nach Italien und kaufte dort das schöne schwarze Haar. Er konnte mit dem Erlös dieser Reisen seiner Frau das schönste Leben bieten, denn er war ein reicher Mann geworden. Da auch sonst nichts gegen ihn vorlag, willigten die Eltern mit tausend Freuden ein. Meine Großmutter wollte aber ihre Tochter nicht in die reiche Familie kommen lassen, ohne ihr, wenn schon kein Geld, so doch wenigstens eine Ausstattung an Wäsche mitzugeben. Woher aber das Geld nehmen? Die Ersparnisse waren fast bis auf den letzten Groschen aufgebraucht. Da ging sie zu dem alten Fräulein, ihrer einzigen Freundin, und borgte sich von ihr das dazu nötige Geld aus. Man kann sich vorstellen, was diese neuerliche Demütigung für die stolze Frau bedeutete und wie sie sich mühte und sorgte, um möglichst viel für die kleine Summe, die sie ausgeliehen hatte, der Tochter mitgeben zu können. Sie und alle Kinder saßen von frühem Morgen an bei der Arbeit und nähten und nähten bis in die sinkende Nacht. Der Hochzeitstag rückte heran, und die Mutter hatte es sogar möglich gemacht, ihrer Minna ein Seidenkleid für die Hochzeit zu beschaffen.

Gleichzeitig mit Minna heiratete ein anderes Mädchen aus einem der reichsten Häuser Prags, die auch wieder einen schwerreichen Mann bekam. Wie damals üblich, wurde die Ausstattung ausgestellt, und Minna erhielt eine Einladung, sich diese anzusehen. Meine Großmutter konnte sich zu dieser Zeit nicht einmal mehr ein Dienstmädchen halten und wusch die Ausstattungswäsche allein. Sie stand beim Herd, auf dem im Topf die Wäsche kochte, die sie eben mit einem großen Holzlöffel herausheben wollte. Ihre größte Sorge, wie es ermöglichen, der Freundin das geliehene Geld zurückzugeben, beschäftigte sie. Trotzdem sie hoffte, Minna werde ihr von dem reichen Wirtschaftsgeld nach und nach die Summe geben, konnte sie bei ihrem Charakter nicht mit Sicherheit darauf rechnen und schlief und aß nicht vor Sorge, wie sie die Schuld abzahlen sollte. In dem Moment kam Minna nach Hause und sagte: »Mutter, das ist eine Ausstattung, die du mir gibst, das sind ja Fetzen; Paula bekommt von jeder Sorte 12 Dutzend und ein blaues, ein braunes, ein schwarzes und ein grünes Seidenkleid und ein weißes Brautkleid.«

Da brach das Temperament bei meiner Großmutter wieder einmal durch. Mit dem Kochlöffel, den sie gerade hielt, stürzte sie sich auf die Minna und schlug sie auf den Rücken und sagte: »Da hast du ein braunes, da ein grünes, da ein schwarzes, da ein blaues Seidenkleid. Da hast du zwölf Dutzend von jeder Sorte Wäsche.« Und sie schlug und sie schlug. Minna brüllte vor Schmerzen. Meine Großmutter ließ mit Schlägen nicht nach. Die Schwestern stürzten aus dem Nebenzimmer in die Küche. Der Mutter in den Arm zu fallen, verbot der Respekt. Die Minna der Mutter wegzureißen, hatten

sie nicht die Kraft, denn die Großmutter hatte in ihrem unbeschreiblichen Zorn Riesenkräfte und schlug mit dieser Riesenkraft unaufhörlich und erbarmungslos solange auf die Minna ein, bis diese vor Schmerz halb ohnmächtig zu Boden fiel.

Am nächsten Tage heiratete Minna. Einige Tage nach der Hochzeit kam der Schwiegersohn zu Besuch und sagte zu meiner Großmutter sehr entrüstet: »Sie haben die Minna gut zugerichtet. Nicht nur, dass sie in der Hochzeitsnacht vor Schmerzen nicht liegen konnte, ist sie heute noch unbeweglich und weiß vor Schmerz nicht, auf welche Seite sie sich drehen soll.« Daraufhin antwortete ihm meine Großmutter seelenruhig: »Wenn sie mir das nächste Mal wieder so eine Frechheit sagt, tauche ich wieder den Kochlöffel in das kochende Wasser und haue sie genau ebenso durch.«

Der Gegensatz von Minnas Charakter war die dritte Tochter Julie. Sie war auch sehr lang geraten, im Gegensatz zu der herrlichen Gestalt Minnas aber mager, was damals für hässlich galt, hatte goldblonde Haare, die schwarzen Augen des Vaters und ein sehr hübsches Gesicht. Vor allem wirkte sie durch ihre ruhige Art und Haltung ungewöhnlich elegant. Sie war seelensgut, liebte die Eltern heiß und war zu jedem Opfer für sie bereit. Sie hatte gleichzeitig mit Minna eine Arbeitsmöglichkeit gesucht, aber lange nichts gefunden. Sie erfuhr, dass sich der einzige Sohn der vornehmen Familie Morawetz, ein sehr reicher Mann²¹, was in Prag ein ungeheures Aufsehen erregte, auf dem Wenzelsplatz, in seinem eigenen Haus, ein Fleischhauergeschäft einrichten und mit für damalige Begriffe unerhörtem Luxus ausstatten werde. Sie ging hin und fragte, ob er nicht eine Hilfskraft brauche. Er nahm sie als Aufseherin auf, zahlte ein sehr gutes Gehalt, bei nur halbtägiger Arbeitszeit.

Gleich nach Minnas Hochzeit ging Julie in die Nähsschule, in der Minna unterrichtet hatte, und frug an, ob man sie als Ersatz halbtägig anstellen möchte. Man war mit Minna so zufrieden gewesen, dass sie die Stelle sofort erhielt und man ihr dasselbe Gehalt gab, das Minna gehabt hatte. So erfuhr sie, dass Minna der Mutter nur die Hälfte dessen abgeführt, was sie erhalten hatte.

Kurz nach ihrem Eintritt in das Geschäft machte ihr Herr Morawetz einen Heiratsantrag. Er war nicht nur ein sehr reicher, sondern auch ein schöner Mann, galt als Sonderling, weil er es nicht nötig hatte, überhaupt zu arbeiten. Er machte einen Fleischerladen auf, was damals in der kleinen Stadt als minderwertig galt. Trotzdem war er von den Müttern als Ehekanidat sehr umworben. Julie gefiel er nicht, er war ihr zu selbstbewusst und im Verhältnis zu ihr, die viel gelernt hatte, zu ungebildet. Um aber die Eltern von einer Sorge zu befreien, nahm sie seinen Antrag an, und die Hochzeit fand in kurzer Zeit statt.

²¹ Guttman Morawetz (1830–1879).

Wenn man glaubt, dass die Leidenszeit meiner Großmutter damit erledigt war, irrt man sich. Der allerschwerste Schlag traf sie kurz nachher. Ihr Sohn Rudolf, zu dieser Zeit siebzehn Jahre alt, hatte eine Stelle in einer großen Fabrik als Buchhalter gefunden. Er war von jeher ihr Sorgenkind gewesen. Die Natur hatte ihm eine ganz ungewöhnliche Schönheit, sehr viel Humor und schlagenden Witz gegeben. Damit waren ihre Gaben erschöpft. Er hatte nichts lernen wollen, musste geprügelt werden, damit er seine Aufgaben machte, war leichtsinnig, zu dummen Streichen aufgelegt, kurz: ein Taugenichts. Da er aber ein gutmütiger Kerl schien, wurde er außer von seinen Eltern und Geschwistern, die schwer unter seinen Fehlern litten, von allen Menschen gergehabt. Er hatte immer neue Freunde. Sein Gehalt abzuliefern und der Mutter das Leben zu erleichtern, fiel ihm nicht ein. Jeden Monat hatte er eine andere Ausrede.

Eines Tages bekam die Großmutter einen Brief des Chefs, der noch mit ihrem Vater in Geschäftsverbindung war, es habe in der Kasse nicht gestimmt, und er sei daher genötigt gewesen, dem Rudolf zu kündigen. Brauche ich den Eindruck dieser Nachricht zu schildern? Die Großmutter ging gleich hin und erfuhr, dass der wohl lächerliche Betrag von vier Gulden aus der Kasse gefehlt hatte. Aber der Chef wollte nichts mehr von Rudolf hören, ihn nicht weiter behalten, da er das Vertrauen in ihn verloren hatte. Die Ursache der Defraudation²² war eine kindische. Die vier Herren, die im Büro arbeiteten, hatten beschlossen, sich für den Sonntagnachmittag einen Fiaker zu mieten, der pro Sonntag vier Gulden kostete, und miteinander nach Baumgarten zu fahren, wo sich die schöne Welt traf. Sie hatten verabredet, dass ihn jeden Sonntag ein anderer bezahlen sollte. Als es nun den Rudolf traf, hatte er wieder einmal kein Geld, die vier Gulden zu bezahlen, nahm sie aus der Kasse, mit dem Vorsatz, sie, da es bereits gegen Ende des Monats ging, am ersten des nächsten Monats von seinem Gehalt zu ersetzen. Wie das schon so geht, kontrollierte der Chef am 30., es kam auf, und Rudolf flog. Nun hieß es, ihm eine neue Stelle finden. Der Chef hatte ihm ein so gutes Zeugnis gegeben, dass sie sich bald fand. Er ließ sich von da ab nie mehr etwas zu Schulden kommen. Aber die Ruhe meiner Großeltern war dahin. Täglich am Morgen sagte die Mutter zu ihren Töchtern: »Könnte ich mich nur schon schlafen legen und wüsste, dass der Rudolf nichts angestellt hat.«

Wenn es ein Schulbeispiel gibt, dass sowohl Erziehung als auch Vorbild wertlos sind, was unsere Pädagogen ja bestreiten, so wäre es mein Onkel Rudolf. Er war das schlechteste Kind, was man sich vorstellen kann. Jede Strafe, jede Ermahnung wertlos. Als kleiner Junge wollte er nichts lernen, hatte nur immer Lausbübereien im Kopf, als großer Junge nur unter Gleichaltrigen sein, kein Einsperren half, keine Strafe durch Schläge oder durch Hungern, er wusste sich immer aus der Schlinge zu ziehen. Trotzdem er sah, wie meine Großmutter sparen musste, riss er ihr einmal, als sie ihn eingesperrt hatte, die

²² Defraudation: Betrug, Unterschlagung.

Leintücher aus den Betten, zerriss sie in Streifen und ließ sich an ihnen aus dem zweiten Stock in den Hof hinunter. Er hatte keine Liebe für Eltern und Geschwister, kam nur zu den Mahlzeiten mit einem großen Appetit, immer unzufrieden mit dem Gebotenen. Meine Großmutter ließ dies zwar sehr kalt; da er ihr nie einen Groschen Geld gab, sagte sie ihm: »Wenn es dir bei mir nicht schmeckt, geh aus der Kost«, was ihm zu seinem Schmerz, in Anbetracht seines leeren Beutels nicht möglich war.

Die Ehe meiner Tante Julie war nicht glücklich. Trotzdem ihr Mann ein einziges Kind aus reichem und angesehenem Hause war, hatte er nichts Ordentliches gelernt. Da man damals zur Ausübung eines Gewerbes weder Kenntnisse noch Konzession brauchte, hatte er die Idee gehabt, es mit der Fleischhauerei zu versuchen. Er konnte vielleicht einen Ochsen von einem Schaf unterscheiden, damit waren aber seine Kenntnisse von dem Gewerbe erschöpft. Er nahm sich daher einen Geschäftsführer und einen Hacker, stand im tadellosen Anzug mit der Krawatte nach modernstem Muster, der wertvollen Perlnadel darin, den funkelnden Solitär am kleinen Finger, im Laden, machte den Damen den Hof, nahm um 12 Uhr mittags das Geld aus der Kasse in Empfang, und damit war seine Tätigkeit für den Tag erledigt.

Julie hatte gehofft, ihre Eltern unterstützen zu können. Damit war es aber nichts. Für ihre Person war er freigebig, er war stolz auf seine elegante Frau, zeigte sich mit ihr bei allen Anlässen, aber dass sie ihren Leuten etwas geben sollte, wollte er nicht haben. Sie durfte die Eltern nur im Geheimen besuchen, und wenn sie zu ihr kamen, ging er ihr nicht von der Seite, aus Angst, sie würde ihnen ein Geschenk machen. Sie wollte sich das nicht gefallen lassen, und so gab es oft Streit.

Dank seiner Vermittlung hatte mein Großvater eine Stelle erhalten, die zwar sehr wenig eintrug, aber ihn doch außer Haus beschäftigte. Er bekam beim größten Steinmetz Prags einen Vertrauensposten, die Aufsicht über das sehr wertvolle Lager, war den ganzen Tag dadurch im Freien und füllte diesen Posten zur vollen Zufriedenheit seines Chefs aus. Die Verantwortung war groß, das Gehalt klein, daher blieb der Hunger weiter täglicher Gast im Hause.

Die kleine Marie wusste, dass die Eltern jeden Abend vor dem Schlafengehen die Kinder noch einmal ansahen und dass sie dabei manchmal Bemerkungen machten. Sie hielt sich künstlich wach, um diese Gespräche zu belauschen. Da hörte sie, wie ihre Mutter sagte: »Das ist das einzige unserer Kinder, das keinen Fehler hat. In diesem Herzen wohnt kein Falsch. Darin ist nur Liebe.« Ein andermal, wie sie schon viel größer war, hörte sie die Mutter sprechen: »Gott hat mich so schwer heimgesucht, dass ich an seiner Gerechtigkeit zweifeln müsste, hätte er mir nicht dieses Kind geschenkt.« Marie war das zärtlichste, liebevollste, aufopferungsvollste Kind, das Eltern jemals hatten.

Die drei kleinen Mädchen wurden täglich kleiner und blasser. Besonders Marie war so schwach und sah so erbarmungswürdig aus, dass sich ihre Mutter entschloss, einen

Arzt aufzusuchen. Nach gründlicher Untersuchung erklärte dieser, das Kind sei ganz gesund, nur unterernährt und frischer Luft bedürftig. Einige Tage nach diesem Befund kam ein Brief der Anna aus Iglau, in dem diese die Mutter bat, ihr die Marie zur Hilfe zu schicken. Sie hatte vier Buben, der jüngste fünf Monate alt, sehr kränklich, und sie möchte jemanden zur Aufsicht bei den Kindern haben, wenn sie, um Stunden zu geben, das Haus verlassen musste. Die Mutter sah dies als einen Fingerzeig Gottes an, dachte an gute Luft, Milch, Butter und Eier, echtes Landbrot und willigte sofort in Marias Bitte ein, indem sie ihr schrieb, dass sie ihr mit der nächsten Post die Marie schicke, und gleichzeitig werde ihr Julie pro Monat für dieselbe zahlen, damit sie die Marie besonders gut ernähre, was der Arzt für noch nötiger als gute Luft hielt. Marie weinte bitterlich über die Trennung von Eltern und Geschwistern und bat flehentlich, die Fanny zu schicken. Mutter aber blieb fest, und Marie reiste ab.

Die Iglauer hatten eine schöne Wohnung im Schulgebäude, aber drei schlimme, bösartige Buben, mit denen die Marie nicht fertigwerden konnte. Der Kleinste in der Wiege, ihr zur Pflege vollständig übergeben, raubte ihr den Schlaf. In der Nacht stellte man die Wiege an ihr Bett und band den Fuß der Wiege mit einem Strick um ihre Hand, damit sie, wenn das Kind sich rührte, gleich wach werde. Sie musste es dann aus der Wiege nehmen und solange im Zimmer herumtragen, bis es wieder einschlief. Auch bei Tag fand sie durch das schreiende, kranke Kind keine Ruhe. Dabei war ihre Ernährung alles andere als gut, man sparte an allem. Die zwölfjährige Marie schrieb Jammerbriefe nach Hause, Anna, die sehr zufrieden mit ihr war, Jubelbriefe, wie gut Marie schon aussehe, in Wirklichkeit täglich noch blasser wurde, und wie wohltätig die gute Luft auf sie einwirke. Meine Großmutter glaubte, dass die Jammerbriefe der Marie nur ihrer Sehnsucht und Bangigkeit nach ihrem Heim entsprangen, und antwortete: »Du bleibst solange, bis du ganz gesund bist.«

Da kam dem Kind ein Zufall zu Hilfe. Es war vor dem Neujahrsfest. Anna buk Kuchen und ließ sich von der Marie vom Dachboden zu dem Zweck einen Hut Zucker herunterbringen. Sie fand aber doch noch das Auslangen mit dem alten und schaffte durch Marie den Hut Zucker wieder hinauf. Marie litt bitteren Hunger, mehr noch, als sie je zu Hause gehungert hatte. Da ging sie einmal auf den Boden hinauf und versuchte, mit ihren kleinen Zähnen ein Stückchen Zucker von dem Hut herunterzubeißen, ein Unternehmen, das selbstverständlich nicht gelang, aber doch die Spuren der Zähne hinterließ. Am Vortage des Versöhnungstages²³, an welchem die Anna wieder backen wollte, schickte sie die Marie um den Hut Zucker, und als sie die schwarze

23 Versöhnungstag (Jom Kippur): höchster jüdischer Feiertag im ersten Monat des jüdischen Kalenders (September/Oktober), strenger Ruhe- und Fasttag, Tag des Sündenbekenntnisses und der Läuterung.

Papiertülle heruntergehoben hatte, bemerkte sie die Spuren der Kinderzähne. Da rief sie ihren Mann, zeigte ihm die Indizien und verlangte, dass Marie exemplarisch für ihre Naschhaftigkeit bestraft würde. Der Pädagog zwickte das Kind derartig in die Wange, dass sie so schrie, dass man vom Hause vis-a-vis der Schule zu den Fenstern lief. Diese Misshandlung war eine derartige, dass bei Marie bis zu ihrem Tode, also durch 55 Jahre, jedes Jahr um dieselbe Zeit die Narbe sichtbar wurde.

Eine Frau, die ihnen gegenüber wohnte und mit dem Kind immer schon das größte Mitleid empfunden hatte, sprach Marie bei nächster Gelegenheit auf der Straße an, warum sie so geschrien habe, und bat dann um die Adresse der Mutter, um dieser einen Brief zu schreiben, in welchem sie ihr die Qualen des Kindes schilderte. Selbstverständlich wurde Marie dann durch ein Telegramm zurückbefohlen, und meine Großmutter wollte von dem Tage an von Anna und ihrem Manne nichts mehr wissen. Sie konnte hassen. Marie kam in so erbarmungswürdigem Zustand an, hervorgerufen durch Hunger und Schlaflosigkeit, dass sie ins Bett gelegt werden musste. Mit der ganzen Liebe und Zärtlichkeit, die Eltern und Geschwister für sie hegten, wurde sie gepflegt und auch nach Möglichkeit gefüttert. Dieses Glück, sich so verwöhnt zu sehen, währte aber nicht lange.

9

In einem Hause im Ghetto Prags wohnte Ende des 18. Jahrhunderts ein Mann, der durch seine Gelehrsamkeit nicht nur in Böhmen, sondern weit über die Grenzen der österreichisch-ungarischen Monarchie berühmt war. Er war ein Philosoph und korrespondierte mit allen geistigen Größen Frankreichs, Englands und Italiens, und es kam kein Mensch von wissenschaftlicher Bedeutung nach Prag, ohne ihn in seinem ärmlichen Zimmer zu besuchen. Interessant ist, dass er alle diese Sprachen tadellos schreiben konnte, aber mit seinen illustren Gästen Latein sprechen musste, da er die Worte so aussprach, wie sie geschrieben waren, ihn daher kein Mensch verstand. Die Gemeinde war so stolz auf ihn, dass sie seinen Lebensunterhalt deckte. Da er aber zu stolz war, um dies ohne Entgelt anzunehmen, unterrichtete er die begabtesten Kinder der Gemeinde gratis.

Der angesehenste Mann des Ghettos, ein Tuchhändler namens Bein, hatte ein einziges Kind, eine Tochter, deren sehnlichster Wunsch es war, bei diesem berühmten Mann, der Michlup hieß, zu lernen. Dieser unterrichtete sonst keine Mädchen, sondern nur Knaben, aber über Bitten des Vorstehers der Gemeinde übernahm er den weiblichen Zögling. Sie hieß Ema. Sie war 15 Jahre alt, nicht hübsch, aber ungewöhnlich intelligent und lernbegierig. Das Mädchen verliebte sich Hals über Kopf in den weit älteren Lehrer

und setzte es durch Hungerstreik und Bitten bei ihrem Vater durch, dass er in diese Ehe willigte. Das im Alter so ungleiche Paar wurde sehr glücklich.²⁴ Sie bekamen zwei Söhne und eine Tochter.²⁵ Als der Vater Emas starb, war niemand da, der das große Geschäft hätte übernehmen können. So musste sie sich entschließen, es mit Hilfe der langjährigen Angestellten weiterzuführen. Wenn auch nicht in demselben Umfang und mit demselben Erfolg, ernährte es die Familie doch reichlich. Der ältere Sohn war ein Tunichtgut, der jüngere hochbegabt, fleißig und anständig. Als der Ältere 16 Jahre alt war, starb die Mutter in wenigen Tagen an der Cholera. Der Vater, der von Geschäften gar nichts verstand, wurde beim Verkauf des Geschäftes schwer geschädigt, und, noch geschäftsunkundiger als die Mehrzahl der Gelehrten, verlor er auch bald den Rest des Geldes. Aus Kränkung, teils über den Tod der geliebten Frau, mit der er so glücklich gewesen war, teils über sein Unvermögen, den Kindern das Ererbte erhalten zu können, starb er in kurzer Zeit.

Nun war es mit dem Studium des jüngeren, hochbegabten Sohnes vorbei. Er sah ein, dass er für die kleine Schwester, die erst zehn Jahre alt war, sorgen und sich dem Kaufmannsstande widmen musste, um schnellstens Geld zu verdienen. Durch einen Angestellten seiner Mutter bekam er eine Stelle als Lehrbub in einem Wirkwarengeschäft in Teplitz. Er brachte den großen Bruder in einer Fein Schlosserei unter und die Schwester bei entfernten Verwandten. Wenige Wochen nach seinem Eintritt erkrankte der Buchhalter, was den Chef in große Verlegenheit brachte. Da bot sich der kleine Michl als Ersatz an. Er hatte eine herrliche Schrift, selbstverständlich auch einen guten Stil und hatte in der Zeit, die er im Geschäft war, sich um den Buchhalter so lange herumgedreht, bis er ihm einiges abgesehen hatte, so dass er für kurze Zeit ihn notdürftig vertreten konnte. Der Chef hatte den Jungen lieb gewonnen, machte ihn gleich zum zweiten Buchhalter und gab ihm ein anständiges Gehalt. Nach einem Jahr bat er den Chef, ihn nach Prag als ersten Buchhalter zu empfehlen, da er sich um seine kleine Schwester umsehen und ein größeres Einkommen haben müsse, um Bruder und Schwester erhalten zu können. Er fand eine Anstellung in einem großen Seidenhaus, das ihn mit einem großen Gehalt aufnahm. Sein Bruder wollte nicht in Europa bleiben. Die Theaterstücke, in denen der Onkel aus Amerika die gefüllte Briefftasche mitbringt, spukten im Kopfe des Siebzehnjährigen. So musste der Bruder die Ersparnisse eines Jahres harter Arbeit opfern, um für ihn die Überfahrt zu zahlen. In Parenthese sei mitgeteilt, dass er jenseits des großen Wassers bis zu seinem Tode auf die Unterstützung seines jüngeren Bruders angewiesen blieb. Dieser lebte im Winter von einem Häufchen Äpfel, die er teils faul,

²⁴ Hirsch (Herschmann) Michlup (Miecholup, 1777–1847) und Ema, geb. Bein (1777–1831).

²⁵ Einer früh verstorbenen Tochter Franziska (geb. 1805) folgten die Söhne Jakob (geb. 1807) und Simon Herschmann (geb. 1816) sowie die Tochter Rosalia (geb. 1820).

teils hart vom Obstmarkt um acht Kreuzer kaufte und nebst einem Brot als Mittags- und Nachtmahl verspeiste. Dazwischen trank er etwas Milch, das war seine Nahrung. Im Sommer wurden die Äpfel durch ein anderes Obst ersetzt und die Milch durch ein Butterbrot.

Nach fünf Jahren hatte er durch diese Entbehrungen so viel erspart, dass er daran denken konnte, sich selbstständig zu machen. In einem Hause am Altstädter Ring fand er einen passenden Raum. Es war ein fensterloses, ebenerdiges Hofzimmerchen, in das Licht und Luft nur durch die Tür strömte. Er ließ Regale anfertigen, kaufte ein Pult, eine Matratze, einen Polster²⁶, eine Decke, ein Lavoir²⁷ mit Kanne und schlief bei Nacht auf dem Pult im fensterlosen, stickigen Zimmer. Im Seidenhaus, in dem er angestellt war, lernte er die Fabriken kennen, von denen sein Chef die Ware bezog, machte sich mit seinen Ersparnissen auf den Weg und ging zu Fuß nach Wien. Er marschierte acht Tage, kam zu einem der Fabrikanten, zeigte ihm seinen Geldbeutel und fragte ihn: »Wie viel borgen Sie mir an Ware auf diesen Betrag?« Der antwortete: »Wenn Sie mir Wechsel unterschreiben, borge ich zwei Drittel.« Sehr erstaunt sagte ihm Herr Michlup: »Sie werden doch nicht glauben, dass ich einen Wechsel unterschreibe. Ich bitte daher um das eine Drittel.«

Nachdem er die Ware gekauft hatte, ging er auf die Suche nach einem Fuhrmann. Man wies ihm ein Wirtshaus an, in dem diese Leute abzusteigen pflegten, und da fand sich einer, der gerade am selben Tag nach Brünn fuhr und ihm gegen eine kleine Zuluße, nicht nur die Kisten mitnehmen wollte, sondern ihm neben sich am Bock den Platz anbot. So fuhr er, noch todmüde von dem anstrengenden Marsch, am selben Tag, an dem er in Wien angekommen, wieder nach Prag zurück. Auch in Brünn fand er sogleich eine Möglichkeit zur Weiterreise, kam dadurch aber in einem so erschöpften Zustand in Prag an, dass er sich in seinem Loch zwei Tage niederlegen musste, bevor er daran denken konnte, auch nur eine seiner Kisten auszupacken.

Er hatte so gut gewählt, und die Ware fand einen solchen Absatz, dass er schon nach einer Woche ausverkauft war. Dies brachte ihm einen sehr schönen Gewinn ein. Da gönnte er sich jetzt die Post, fuhr sehr bequem nach Wien und bezahlte dem erstaunten Fabrikanten, der ihn so schnell nicht erwartet hatte, seine Schuld. Jetzt sagte ihm dieser: »Nun borge ich Ihnen nicht nur zwei Drittel, sondern das Doppelte des Geldes, das sie hier haben.«

Das ergab schon so viele Kisten, dass er sich eine eigene Fuhr nehmen musste. Sein Geschäft blühte und wuchs. Nach wenigen Monaten reichte das kleine Lokal nicht mehr aus, und er bezog in demselben Hause ein großes Gassenlokal, engagierte Perso-

²⁶ Polster (österr.): Kissen.

²⁷ Lavoir (frz.): Waschschüssel, im Wienerischen gebräuchlich (auch »Lavur«, »Lavor«).

nal und arbeitete mit so unerhörtem Erfolg, dass er im Alter von 25 Jahren als angesehene Firma in Prag galt.

Das Haus, in dem sich das Geschäft befand, ein ehemaliges Kloster mit großen hohen Zimmern, gehörte zwei alten Schwestern. Eine starb. Weitläufige Verwandte wurden Erben des halben Anteils am Hause, wollten aber dies Erbe zu Geld machen. Herr Michlup kaufte es ihnen zu billigem Preise ab und nahm jetzt eine kleine Wohnung in seinem eigenen Hause im ersten Stock. Er war Prager Hausbesitzer geworden! Er lebte nur seinem Geschäfte, suchte keine Vergnügungen. In seinen freien Stunden las er wissenschaftliche Bücher und bildete sich weiter. Seine Schwester hatte er, als sie sechzehn Jahre alt war, verheiratet, sie war aber kurz nach ihrer Hochzeit an den schwarzen Blattern gestorben. Er stand ganz allein in der Welt.

Einmal las er in der Zeitung, dass ein großes Wohltätigkeitsfest auf der Bastei veranstaltet werde, und dachte, es wäre doch angezeigt, dass er, der Modewarenhändler, sich ansehe, was die letzte Mode bringe. Er ging hin, fand alle Tische bereits besetzt, und nur an einem, an dem zwei junge Männer und eine Dame saßen, gab es noch einen freien Sessel. Bald kamen die jungen Leute und das Mädchen in ein lebhaftes Gespräch. Man stellte sich gegenseitig vor, die drei Geschwister hießen Schalek²⁸ und kannten sein Geschäft, erst spät abends trennte man sich. Wenige Tage nachher kam die junge Dame unter dem Vorwand, etwas zu kaufen, in sein Geschäft, er plauderte mit ihr, und dann kam sie immer öfter und öfter, bis sie ihn eines Tages einlud, sie zu besuchen. Er, der jedem Heiratsvermittler die Türe gewiesen hatte und vom Heiraten nichts hören wollte, ging hin. Sie hieß Franziska Schalek, war aus gutem Hause, vermögend, nicht sehr hübsch, aber »fein« und sehr gebildet. Man musste mit ihr nicht nur über leichte Themen sprechen, sondern konnte auch gelehrte und philosophische Gespräche führen. Nach kurzer Zeit wurden die beiden ein Paar.²⁹ Er nahm jetzt in seinem Hause eine große Fünzimmer-Wohnung, die er mit viel Geschmack einrichtete, und lebte mit der jungen Frau in glücklichster, wenn auch kinderloser Ehe. Das Geschäft wuchs, es reichte bald nicht mehr das große Lokal. Er kündigte den Parteien des ersten Stockwerkes und richtete dort ein Engros-Lager ein. Sein Glück wäre vollkommen gewesen, wenn nicht seine geliebte Frau an einem Herzleiden erkrankt wäre, so dass sie oft Wochen hindurch nicht ihr Zimmer verlassen konnte.

Durch einen Zufall hörte meine Großmutter, dass in dem Modenwarenhause Michlup das Geschäft wieder einmal vergrößert wurde. Da nahm sie die Marie und ging mit ihr hin. Sie ließ sich beim Herrn melden, und als sie ihm sagte, sie sei eine geborene Herschel aus

28 Amalie Schalek (geb. 1825) hatte sieben Geschwister; zwei der drei älteren Brüder, Joseph Wolf (geb. 1811), Matias (geb. 1814) und Carl (geb. 1815), dürften sie hierher begleitet haben.

29 Simon Michlup und Franziska Schalek wurden am 6. April 1845 in Karolinenthal getraut.

Kratzin und bitte ihn, ihr Töchterchen in das Geschäft zu nehmen, fiel der Herr Michlup vor Schrecken fast um. Er hatte, wie alle Kaufleute in Böhmen gewusst, was die Fabrik Herschel und ihr Inhaber für eine Rolle im Geschäftsleben der Monarchie gespielt hatten, er hatte auch von dem Brand gehört, ebenso auch von der Familie und ihrem hohen geistigen Niveau. Er konnte es nicht fassen, dass eine Tochter dieser Leute zu ihm kam, um ihn um Aufnahme für ihr Kind zu bitten. Selbstverständlich sagte er sofort nicht nur »Ja«, sondern bot ein verhältnismäßig hohes Gehalt an, um auf diese Weise zu zeigen, dass er sie nicht als irgendjemanden betrachte, rief die Direktrice und sagte in Gegenwart der Frau Singer: »Wir bekommen eine neue Mitarbeiterin. Die ist aber nicht zur Arbeit zu verwenden, sondern ich stelle sie unter Ihren persönlichen Schutz, damit Sie sie unterrichten.« Um vor Frau Singer der Direktrice etwas Liebenswertes zu sagen, fügte er, was psychologisch unrichtig war, hinzu: »Damit die Kleine dereinst so tüchtig wird wie Sie.«

Von diesem Augenblick an hasste die Person das Kind, da sie dachte, Herr Michlup wünsche, dass sie ihm ihre Nachfolgerin erziehe. Die Kleine war notdürftig gekleidet. In dünnen Schuhen, dünnen Strümpfen, dünnem Manterl, hungernd, schwach, ertrug sie nur schwer die Kälte des furchtbaren Winters, der gerade damals herrschte. Der Betrieb war zu groß, als dass sich der Chef weiter um sie hätte kümmern können. Vielleicht hatte er sogar schon eine Stunde nach der Aufnahme das Kind im Drange der vielen Geschäfte vergessen.

In dem Betrieb war es Sitte, dass man die Modistinnen und Schneider von den Verkäuferinnen besuchen ließ, die ihnen Ware zur Auswahl ins Haus trugen. Diese Mädchen schienen dem Herrn Michlup zu schwach, dass sie die Schachteln hätten tragen können. Daher nahm er zu diesem Zwecke kräftige Burschen auf. Die Direktrice befahl, dass Marie bei einer dieser Verkäuferinnen das Amt des Burschen übernehme. Es wurden ihr je sechs Kartons zusammengebunden, in die Hände gehängt, und sie musste hinter der Verkäuferin hergehen und diese Gewichte, die sie kaum erschleppen konnte, tragen. Aber noch eine weitere Grausamkeit hatte sich die Leiterin ausgedacht. Während die Verkäuferin in das gut geheizte Lokal der Kundschaft ging, dort oft sehr lange warten musste, bevor diese Zeit hatte, ihre Waren zu besichtigen, ließ sie die kleine Marie auf der Gasse vor der Türe warten, dass das Kind, oft von Kälte und Schwäche gequält, heiße Tränen weinte. Der Weg von Karolinenthal, wo die Eltern wohnten, war viel zu weit, als dass sie zu Mittag hätte nach Hause gehen und sich im geheizten Zimmer erwärmen können. Die Mutter gab ihr ein Stück Brot als Mittagsjause mit. Da aber alle anderen Verkäuferinnen die Mittagspause nützten, um in der Familie zu essen, war die Kleine zu stolz, im geheizten Geschäft zu bleiben, um vor den anderen die eine Schnitte Brot zu essen, die man ihr mitgab. Sie ging daher in irgendein Haus, wo sie sich auf ein Fensterbrett setzte und mit Ungeduld wartete, dass die Stunde vorübergehe und sie wieder in die Wärme zurückkehren konnte.

Da die Direktrice es aber auch an anderen Quälereien raffiniertester Art nicht fehlen ließ, flehte Marie ihre Mutter händeringend an, sie zuhause zu lassen. Durch die Schnüre, an denen sie die Pakete trug, waren ihr die kleinen Hände blutig gerissen und blau gefroren. Wenn sie am Abend nach Hause kam, rann ihr das Blut aus den Handflächen. Einmal warf sie sich verzweifelt vor der Mutter auf die Knie, hob die Hände bittend zu ihr auf und rief: »Mutterlinko, ich will auch kein Nachtmahl mehr haben, ich will nie mehr klagen, dass meine Schnitte Brot so dünn ist, dass ich den Žiškaberg³⁰ durchsehe (diesen Berg sah man von ihren Fenstern aus), ich will am Abend auch nur ein Stückchen Brot haben, nur lass mich zuhause und zwing mich nicht mehr in diese Hölle zu gehen.«

Kann man sich vorstellen, wie dieser Mutter das Herz blutete, als sie dem Kinde antworten musste: »Es nützt nichts, du musst durchhalten, dort kannst du dein Glück machen und es zu etwas bringen.«

Da kam ein glücklicher Zufall der Marie zu Hilfe. Sie stand eines Tages in der Nähe des Herrn, als das Stubenmädchen der gnädigen Frau zu ihm trat und ihm etwas ausrichtete. Er nahm eine Geldsumme aus der Kasse und sagte der Kleinen, die neben ihm stand: »Zieh dich flink an, geh in das Tuchgeschäft unter den Lauben, hole dort ein Paket, das Frau Michlup bestellt hat, und bringe es ihr in die Wohnung.«

Wie der Blitz rannte die Kleine aus dem Geschäft hinaus, und wie der Blitz mit dem Paket in den zweiten Stock hinauf in die Wohnung der Gnädigen. Das Stubenmädchen wollte ihr das Paket abnehmen, da sagte sie: »Der Herr hat mir angeschafft, es der Gnädigen zu übergeben.« Die Frau, die krank im Nebenzimmer im Bette lag, hatte das durch die offene Türe gehört. Es gefiel ihr, dass sich die Überbringerin so genau an ihren Auftrag hielt, ließ sie eintreten und fragte nach ihrem Namen. Als Marie ihn nannte, setzte sie sich überrascht im Bette auf und sagte: »Mein Mann hat mir schon vor Monaten erzählt, dass er eine Tochter der Herschels im Geschäfte hat, aber ich habe mir nicht vorgestellt, dass es so ein kleines Mäderl ist. Setzen Sie sich hier an mein Bett und erzählen Sie mir von sich.« Und die Dame fragte nach Mutter, Vater und Geschwistern, und das Kind erzählte zutraulich. Dann erkundigte sich die Dame nach ihrem Bildungsgang: »Können Sie auch vorlesen?« »Selbstverständlich«, sagte die Kleine, »Französisch, Englisch so gut wie Deutsch.«

Da hieß sie Frau Michlup ein Bibliotheksbuch nehmen, das neben ihrem Bette lag, und ließ sich vorlesen. Sie war entzückt von ihrem Benehmen, bemerkte aber, dass das Mädchen fast ängstlich auf dem Sessel herumrutschte. Auf ihre Frage, warum sie so unruhig sei, antwortete sie, sie habe Angst, dass die Direktrice sie vermissen könnte.

³⁰ Žiškaberg: östlich des Prager Zentrums, benannt nach dem Hussitenführer Jan Žižka (siehe S. 42, Anm. 58).

Frau Michlup läutete dem Stubenmädchen, hieß sie hinuntergehen und der Direktrice melden, dass sie die Marie bei sich zu behalten wünsche. Als Herr Michlup zum Mittagessen in die Wohnung kam, luden sie die Kleine ein, daran teilzunehmen.

Damit begann das Glück der Marie Singer.

Der Herr fragte: »Franzi, soll ich dem Mädchen läuten, dass sie den Tisch hereinträgt?« »Ich möchte einen Versuch machen und dem lieben Gast zu Ehren aufstehen und im Speisezimmer essen.«

In dieses wurde nach ein paar Minuten vorsichtig die Frau geführt, und Marie sah zum ersten Mal voll Entzücken einen Tisch mit frischen Blumen geschmückt, mit funkelndem Silber, Porzellan und Kristall gedeckt. Als man ihr den Platz anwies, fragte die Dame sie ganz erschrocken: »Soll ich nicht Ihre Mutter verständigen, dass Sie bei mir sind, damit sie sich nicht sorgt?« »Danke vielmals«, erwiderte die Kleine, »ich komme nie zum Essen nach Hause.« »Ja wo speisen Sie denn dann?« Marie wurde glühendrot und sagte verlegen: »Irgendwo.« Ein Blick des Einverständnisses flog zwischen dem Ehepaar hin und her, dann sagte die Dame: »Von heute ab sind Sie täglich unser Mittagsgast.«

Während Marie das Fleisch zerschnitt, bemerkte der Herr, wie sich ihr Gesichtchen schmerzlich verzog. Er fragte: »Was hat Ihnen plötzlich so weh getan?« Da legte sie das Besteck auf den Teller und zeigte ihre wunden Handflächen. »Ja was haben Sie denn da?« fragte er entsetzt. »Die Stricke zerschneiden mir jeden Tag von neuem die Hände. Handschuhe kann ich nicht anziehen, denn sonst würden die Stricke diese zerschneiden, es bluten die Hände und die Stricke, das tut furchtbar weh.« Darauf fragte er entsetzt: »Was für Stricke?« »Mit denen die Schachteln zusammengebunden sind.« Er sprang von seinem Sessel auf. »Wer lässt Sie denn Schachteln tragen, dazu sind doch die Männer da.« »Die Frau Direktrice.«

Er bedeckte die Augen mit der Hand und sagte traurig zu seiner Frau: »Da ist man von früh bis abends im Geschäft und weiß nicht, was bei einem vorgeht. Bitte läute. Die Direktrice soll sofort heraufkommen, wenn sie vom Essen zurückkommt. Ich, der ich mich von Monat zu Monat erkundige, was in anderen Häusern bezahlt wird, um dann meinen Leuten das Doppelte zu geben, damit sie sich ein besseres Leben leisten können als andere Angestellte, ich muss erfahren, dass in meinem Hause ein kleines Kind missandelt wird!«

Die Frau legte ihm begütigend die Hand auf die Schulter und sagte zu dem Kind: »Mein Mann ist der gütigste Mensch auf der Welt. Zu hören, dass irgendjemandem ein Unrecht geschieht, ist ihm ein großer Schmerz. Er wird von heute an dafür sorgen, dass in unserem Hause Ihnen kein Leid mehr zugefügt wird.« Mit vor Rührung schwimmenden Augen blickte Marie diese zwei Menschen an, die zu ihr so gütig sprachen. Und in ihrem kleinen Herzen wuchs zu dem Manne eine tiefe Liebe auf.

Nach kurzer Zeit kam die Direktrice. Der Herr fragte in ruhigem Ton: »Ist es wahr, dass Sie dieses kleine, schwache Kind beauftragten, die Schachteln der Rosa nachzutragen?« Sie wurde sehr verlegen und sagte: »Die Burschen wurden von den anderen Verkäuferinnen gebraucht, da musste sie eben aushelfen.« Jetzt fuhr der Herr in die Höhe: »Ist mein Haus eine Folterkammer? Sie, die Sie mit jedem Quark zu mir kommen, können mich nicht fragen, ob ich das billige oder mich aufmerksam machen, dass noch ein Träger gebraucht wird? Wenn ich noch eine Klage höre, dass Sie sich gegen das Personal nicht so benehmen, wie Sie wissen, dass es in meinem Sinne ist, können Sie sich einen anderen Posten suchen.«

Sie versuchte, sich zu entschuldigen, als ihr die Frau ins Wort fiel: »Wir haben Sie kennen gelernt und brauchen nichts mehr zu hören. Unser Urteil ist gebildet.« Sie ging. Nach dem Essen nahm der Herr Marie bei der Hand und sagte ihr: »Ich werde deiner Mutter sofort einen Brief schreiben und mich entschuldigen. Was muss sich diese vornehme Frau von mir gedacht haben? Komm mit mir ins Geschäft hinunter, ich werde dir jetzt eine Arbeit zuweisen.«

Und während sie hinter ihm die Treppe hinunterging, sagte er ihr: »Dass etwas derartiges in meinem Hause passieren konnte, lässt mich vermuten, dass auch noch andre Sachen hier vorgehen, von denen ich nichts erfahre. Von heute an ist es dein Amt aufzupassen und mir alles, was dir nicht in Ordnung scheint, zu melden. Außerdem aber bitte ich dich, sooft als möglich zu meiner Frau hinaufzugehen, um ihr Gesellschaft zu leisten. Ich habe bemerkt, dass sie heute viel heiterer war als sonst und dass es ihr sichtlich gutgetan hat, Jugend um sich zu haben.«

Von dem Tage an war Marie die gefürchtetste Person im Hause. Wenn sie eintrat, wurde nur geflüstert. Trotzdem sich alle sehr in Acht nahmen, bemerkte sie doch, dass sie stahlen wie die Raben, und besonders die Frau Direktrice verließ keinen Abend das Lokal, ohne Ware mitzunehmen. Nachdem sie eine Zeitlang sich davon überzeugt hatte, machte sie den Herrn aufmerksam, und so wurde fast das halbe Personal mit Knall hinausgeworfen.

Das Ehepaar lernte das Mäderl so lieben, dass eines Tages Frau Singer einen Brief erhielt, in welchem die Dame sie um ihren Besuch bat. Sie ging hin, wurde mit großen Ehren empfangen, und dann sagte ihr Frau Michlup: »Mein Mann und ich haben Ihre Tochter wie unser eigenes Kind lieben gelernt. Geben Sie sie uns. Wir wollen sie adoptieren und sie dereinst, wenn sie heiratsfähig ist, gut versorgen.«

Meine Großmutter war sehr überrascht, denn alles andere hätte sie eher erwartet als diesen Vorschlag, und sagte, dass sie nicht allein darüber zu entscheiden habe, sondern ihr Mann und vor allem das Kind gefragt werden müsse. Da rief die Frau: »Die können wir ja gleich fragen. Ich fühle es, wie sie mich und besonders meinen Mann liebt.«

Marie wurde herbeigerufen, und als man ihr die Frage vorlegte, sagte sie, ohne eine Minute zu überlegen: »Von meinen Eltern und Geschwistern mich trennen! Niemals! Ich will für die gnädige Frau tun, was ich nur kann, aber von meinen Schwestern, die, trotzdem sie wissen, dass ich erst um 8 Uhr fortgehen kann, in der größten Kälte und im strömendsten Regen eine Stunde weit herlaufen und schon um 6 Uhr vor der Türe warten müssen, nur um mich wenigstens durch die Spiegelscheiben hie und da zu sehen und dann mit mir nachhause gehen zu können, von denen soll ich mich trennen?« Meiner Großmutter strahlte das Glück aus den Augen.

Seitdem Marie schönes Geld jeden Monat nach Hause brachte (der Herr besserte ihr ununterbrochen das Gehalt auf), gab es im Hause keine Not, aber beileibe auch keinen Überfluss. Die Mutter war immer traurig, der Vater am Abend todmüde, und alle schauten nur, dass sie bald ins Bett kamen, um dem Tag ein Ende zu machen, und trotzdem wollte die Marie dieses Heim nicht eintauschen gegen das herrliche, das sie bei Michlups erwartet hätte.

10

Durch das böhmische Dorf Janovice³¹ zog im Jahr 1803 ein Trupp Soldaten, die man in der Pfalz für Napoleons Heer angeworben hatte. Die Leute wurden bei den Bauern untergebracht. Einer von ihnen, ein Wachtmeister Mathias Weisl, ein Jude aus der Rheingegend, quartierte sich beim jüdischen Dorfarzt ein. Er war ein bildschöner Kerl, müde des Herumziehens und froh, sich in der Behaglichkeit dieses Hauses ausrasten zu können. Er hatte aber nicht nur das Kriegsleben satt, sondern es zog ihn auch magnetisch zu dem frischen, jungen Töchterchen Cäcilia. Und als nach ein paar Wochen die Soldaten den Befehl erhielten, weiterzuziehen, kaufte ihn der Arzt vom Militär los, verschaffte ihm eine Stelle als Steuereinnehmer. Er heiratete und lebte bei dem Schwiegervater in Glück und Frieden.

Sie bekamen fünf Söhne und eine Tochter. Der älteste Sohn hieß Wolf.³² Der Großvater hatte zwar alle Enkel lieb, aber dieser stand seinem Herzen besonders nahe. Während die anderen Buben sich in Wald und Wiese herumtrieben, saß Wolf bei ihm und

31 Janovice/Janowitz: Kleinstadt, 8 km südwestlich der Bezirksstadt Klattau/Klatovy (135 km südwestlich von Prag). Der erste Nachweis der Existenz von Juden in Janovice ist mit 1466 datiert, die Synagoge und der jüdische Friedhof wurden 1723 angelegt. Zu dieser Zeit lebten fünf jüdische Familien in der Stadt, 1838 waren es 21. Während der nationalsozialistischen Besetzung wurde die jüdische Gemeinde ausgelöscht, die Synagoge wurde 1951 in ein Feuerwehrhaus umgewandelt.

32 Mathias Weisl (gest. 1840) und seine Frau Cäcilia, geb. Bloch (gest. 1837), hatten elf Kinder, neun Söhne und zwei Töchter, von denen einige früh verstarben.

bat: »Großvaterle, etwas lernen.« Und der Großvater unterrichtete nicht nur, sondern lehrte ihn die Namen der Bäume, Blumen und Kräuter, erklärte deren Heilkräfte, lehrte ihn, Vögel am Gesang zu erkennen, Insekten und Käfer wurden ihm vorgestellt, bis er die Natur und ihre Geschöpfe nicht nur kennen, sondern auch lieben gelernt hatte. Als Wölfchen zehn Jahre alt war und der Großvater ihn bereits in die Anfänge des Lateinischen, Griechischen und Hebräischen eingeweiht hatte, starb der schon erblindete alte Herr.

Wie alle Landärzte hatte er nicht nur das Haus, sondern auch ein paar Wiesen und Äcker, einen kleinen Viehstand besessen, so dass die Familie behaglich leben konnte. Wenn die Bauern auch nicht viel Geld brachten, lieferten sie dem Arzt viele Naturalien. Mit dem Tode des Großvaters hatten diese Einnahmen aufgehört, wodurch die Not ins Haus kam. Wölfchen erhielt nicht nur keinen Unterricht mehr, sondern, was noch schmerzlicher für ihn war, fast nichts zu essen. Als er 13 Jahre alt wurde, gab ihm sein Vater fünf Gulden, eine goldene Uhr und etwas Kleidung: »Von jetzt ab musst du dich allein ernähren.«

Nicht nur in meiner Familie wurde dieser Usus praktiziert, sondern in den meisten Familien am Anfang des 19. Jahrhunderts, da, wie ich schon erzählt habe, die Armut bei den böhmischen Juden allgemein und der Wohlstand eine Ausnahme war. Die Söhne wurden nur bis zu ihrer Bar-Mizwa³³, dem dreizehnten Lebensjahr, von ihren Eltern erhalten und mussten dann sehen, wie sie sich allein weiterbringen konnten.

Der liebe Wolf, ein für sein Alter großer und starker Bursch, wanderte wohlgenut in die Ferne. Er hatte nur einen Wunsch: Er wollte Arzt werden wie der Großvater. Der erste Ort, in dem er Halt machte, hatte eine von einer jüdischen Familie betriebene Gerberei außerhalb des Städtchens. Gerbereien stanken damals wohl noch mehr als heute, und wegen dieses Geruchs duldeten man sie nicht im Stadtgebiet. Wolf trat in das Gerberhaus ein – vielleicht, weil es das erste Geschäft auf seinem Weg war, vielleicht weil es keine andere jüdische Familie dort gab. Er fragte, ob man dort für ihn Arbeit habe. Die Hausfrau hatte zwei erwachsene Töchter, etwa achtzehn Jahre alt, heiratsfähig. Für böhmische Mädchen galt damals (1823) als Beweis von »Bildung«, dass sie nicht nur das landesübliche »Jüdisch-Deutsch« sprachen, sondern reines, grammatisch richtiges Schriftdeutsch. Da der Knabe beteuerte, er könne Grammatik unterrichten, wurde er zum Hauslehrer bestellt und bekam Kost und Logis, die beide allerdings durch den Gerberei-Gestank wenig reizvoll waren.

Die Mädchen waren faul und noch kräftiger als ihr Lehrer. Wenn er sie zurechtwies, kam es vor, dass sie ihn verprügelten. Aber das war es nicht, was seinem Bleiben

33 Bar-Mizwa (hebr., »Sohn des Gesetzes«): religiöse Mündigkeit dreizehnjähriger Knaben, die als vollwertige Mitglieder in die jüdische Gemeinde aufgenommen werden.

ein Ende machte. Einmal brachte die Hausfrau eine Gans vom Markt heim, während die Mädchen bei der Lektion saßen. Die eine Tochter fragte: »Mama, was hat die Gans gekostet?« Die Frau war wütend, sie schlug die Gans dem »Lehrer« um den Kopf und schrie: »So lange hat er den Mädchen Grammatik gelehrt, und sie wissen nicht, was eine Gans kostet!«

Wolf schnürte sein Bündel und wanderte weiter zum nächsten Ort. Da fand er Unterkunft beim Krämer, der zwei kleine Jungen hatte. Diesmal war man mit seinem Unterricht und den Fortschritten der Kinder zufrieden. Der gütigen Frau des Hauses vertraute er seine Sehnsucht an, in einem Gymnasium »fertig lernen« zu können. Nun gab es, ganz in der Nähe, »nur« zwei Gehstunden entfernt, ein Piaristen-Gymnasium.³⁴ Die Mutter war einverstanden, dass die Buben nur Mittwoch, Samstagnachmittag, Sonntag und an allen Feiertagen, wenn die Gymnasiasten Freizeit hatten, Unterricht bekämen. Der junge Lehrer könne daher jeden Tag früh in die Stadt gehen und am Abend zu ihnen zurückkehren. Wolf ließ sich das nicht zweimal sagen. Er marschierte am nächsten Tag, es war Winter und um fünf Uhr früh noch tiefe Nacht, zum Städtchen, um sich so zeitlich als möglich vorzustellen.

Das Gymnasium war, wie damals fast alle Mittelschulen Böhmens, eine Klosterschule. Alle Lehrer waren Mönche, und Wolf war der erste Jude, der sich dort um Aufnahme bewarb. Er konnte in späteren Jahren nicht genug davon erzählen, wie gütig, verständnisvoll, hilfsbereit diese Patres zu dem armen Judenjungen gewesen waren. Er wurde sofort geprüft und – mitten im Semester – in die fünfte und so in eine höhere Klasse aufgenommen, als seinem Alter entsprochen hätte. Der Direktor gestattete ihm, die zweistündige Mittagspause im Klassenzimmer zu verbringen und dort seine Aufgaben zu machen. So marschierte er drei Jahre hindurch bei jedem Wetter zwei Stunden am Morgen hin, zwei Stunden nach Schulschluss zurück, und nur einmal in 24 Stunden, am Abend, hatte er eine richtige Mahlzeit, bis er sein Abiturium gemacht hatte.

Dann hieß es von den gütigen Krämerleuten Abschied nehmen und nach Prag wandern, um die Universität zu besuchen. Woher das Geld nehmen für die Inskription? Woher das Geld für die Bücher? Wo eine Unterkunft finden? Diese Sorgen bedrückten ihn. Als er gegen Abend im großen Prag einzog, stand er ratlos hinter dem Stadttor. Vor allem wollte er sehen, wo die Universität stand. Man wies ihm den Weg, er stellte sich vor das Gebäude und blickte es traurig an. Da näherte sich ihm ein Student und fragte ihn, was er um diese Stunde hier suche. Wolf klagte ihm sein Leid, und da sagte ihm

³⁴ In Böhmen gab es damals sieben Piaristengymnasien. Vermutlich handelt es sich um das 1703 gegründete Gymnasium in der 37 km südöstlich von Prag gelegenen Kreisstadt Beneschau/Benešov (16 km nördlich von Wotitz). Wolf Weisls Enkelsohn Wolfgang wird später in Wien ebenfalls ein Piaristengymnasium besuchen (vgl. LWV 161, 167, 535).

der: »Ich bin in ähnlicher Lage voriges Jahr hergekommen. Von einem sehr billigen Quartier kann ich Ihnen sagen, wenn Sie sich nichts daraus machen, dass es eine unheizbare Bodenkammer und winzig klein ist. Dann müssen Sie sich um Privatstunden umschauchen. Hier werden solche sehr gesucht, da nicht alle Gymnasiasten ohne Nachhilfe fortkommen können.«

Wolf dankte ihm, ließ sich von ihm zu der Quartierfrau führen, die die Kammer zu vermieten hatte, die wohl noch schlechter war, als er sie sich nach der Schilderung vorgestellt hatte. Er sagte sich bei dem Anblick des Raumes: »Welches Verbrechen habe ich begangen, das ich hier absitzen muss?« Da der Arme nicht sehr verwöhnt war in punkto Wohnung, kann man sich vorstellen, wie die Kammer aussah. Aber sie war so billig, dass er sie gleich bezog.

»Unter Dach wären wir«, sagte er sich hoffnungsvoll. Da klopfte es an die Tür, ein ältliches, mageres, hässliches Mädchen trat herein, stellte sich als die Haustochter vor, der Herr Student werde wohl nach dem Marsch hungrig und durstig sein, da bringe sie ihm einen Topf Kaffee. Wolf wurde rot bis über die Ohren und stammelte, dass er das nicht annehmen könne, denn er habe kein Geld. Schön wie ein Bild stand er vor ihr. Ein Hüne mit kastanienbraunen Haaren, großen blauen Augen, einem Teint, weiß und rot, blitzenden weißen Zähnen und kleinen Händen und Füßen. Das Mädchen sah ihn wohlgefällig an, lachte und sagte: »Aber Sorge er sich nur nicht, der Herr Student, bei uns gibt es genug zu essen, Vater ist Bäcker. Ich bring schon täglich von meinem Kaffee herauf und so viel Brot und Semmeln, dass der Herr zu essen haben wird. Und Sonntag gehen wir miteinander spazieren. Ich zahle.«

Als Wolf in späteren Jahren ein gesuchter Arzt war und große Einkünfte hatte, klagte er, dass ihm (nebst vielen anderen) ein Wunsch im Leben unerfüllt geblieben war. Er habe jahrelang nach dem Mädchen gesucht, welches so gut zu ihm gewesen war, um ihr das, was sie an ihm getan, zurückzuzahlen, aber sie war unauffindbar.

Das gute Geschöpf sorgte nicht nur für sein leibliches Wohl. Jeder, der in den Laden trat, wurde von ihr angesprochen, ob er nicht einen Herrn »Doktor« zum Unterricht für seine Kinder brauche. Sie verschaffte ihm in kurzer Zeit ein paar Lektionen, womit er seine Kollegengelder bezahlen und sich kleiden konnte. Selbstverständlich musste er sehr sparsam leben, während der Studienjahre hauptsächlich von dem Kaffee und den Lebensmitteln, die ihm das Mädchen zusteckte. Da das Zimmerchen nicht geheizt werden konnte, lag er im Winter auch bei Tag im Bett, um zu studieren. Die Winter waren damals viel kälter als heute. Das Wasser im Krug war oft gefroren. Wollte er sich waschen, musste er das Eis aufhacken. Musste er umblättern beim Studieren, so tat er das mit der Zunge, da er sich nicht entschließen konnte, die Hand unter der Decke hervorzuziehen. Aber seine Energie war so groß, dass er alle Schwierigkeiten überwand und endlich doch vor der Promotion stand. Neue Sorge!

Es war damals Vorschrift, im Frackanzug zu derselben zu erscheinen. Woher einen Frack nehmen? In seiner Not wandte er sich an einen Kollegen, der kurz vorher zu seiner Promotion sich einen solchen angeschafft hatte. Er bat ihn, ihm den Frack zu borgen. Der junge Doktor war ein sehr schüchterner Herr, maß Wolf mit ängstlichen Blicken, konstatierte, dass dieser um mindestens 20 cm größer und um vieles breiter und stärker war. Es war klar, dass es nicht zum Vorteil seines Frackanzuges gereichen werde, wenn ihn Wolf anziehen würde. Aber da er, wie gesagt, schüchtern war, äußerte er zwar diese Bedenken, lieh ihm aber doch den Frack, dessen Hose allerdings trotz aller Kunst beim Anziehen so kurz blieb, dass die Socken zu sehen waren, während die Ärmel nicht weit über die Ellbogen reichten. Aber wohl kein glücklicherer Mensch hat je im Leben den Promotionssaal verlassen als unser Wolf. Als er danach seine Alma Mater verließ, wurde er nachdenklich und überlegte: »Jeder Mensch hat jemanden auf der Welt, mit dem er so einen Festtag verbringt. Nur ich stehe allein. Zu wem könnte ich gehen?« Während er so grübelte, fiel ihm ein, dass sein Großvater einmal von einer Nichte gesprochen hatte, die lebe in der Prager Vorstadt Záběhlice/Sabechlitz. »Zu der gehe ich«, sagte er sich.

Und in seinem zu kurzen Frack marschierte er in glühender Mittagshitze zu der Verwandten. Er musste im Dorfe herumfragen, bevor er sie fand. Dann aber war die Freude der Frau so ehrlich, dass ihm ganz warm ums Herz wurde. Sie tischte ihm auf, was sie im Hause hatte, ganz stolz auf den Herrn Doktor, der ihr Vetter und so elegant gekleidet war, dass die Dorfbewohner staunten. Plötzlich stürzte ein Diener des Schlosses ins Zimmer und meldete, der Herr Doktor möge augenblicklich zur Frau Gräfin kommen. Das Gut gehörte den Grafen Trautmannsdorf³⁵, die Frau Gräfin habe sich den Fuß gebrochen. In dem kleinen Ort hatte es sich so schnell herumgesprochen, dass zur Frau Nachbarin ein nobler Doktor gekommen war, und die Nachricht war bis ins Schloss gedrungen. Wolf lief hin, so verlegen und aufgeregt, vergaß, dass die Frau Gräfin ja mit gebrochenem Fuß im Bette liegen würde, und hielt die Zofe für die Schlossherrin. Er bückte sich, um ihr die Hand zu küssen, und in dem Augenblick, oh Krach, ging die viel zu enge Hose auseinander und platzte am interessantesten Teil des Körpers. Jetzt war er erst recht verlegen. Wie sich drehen und winden, dass man unter den Frackschößen das Unglück nicht bemerke? Als er aber an dem Bett der Kranken stand, war er nur noch Arzt. Er arbeitete mit Ruhe und Sicherheit. Man hieß ihn warten, bis der Professor käme, um den man nach Prag geschickt hatte. Inzwischen plauderte die Gräfin mit ihm. Zufällig war dieser Professor sein Lehrer. Als er später kam und die Arbeit des jungen Arztes kontrolliert hatte, sagte er der Gräfin: »Ich bin hier ganz überflüssig. Der Herr

35 Maria Joachim Vincenz Ignatz Mauritius Graf von Trautmannsdorf (1771–1835): seit 1832 Besitzer des Gutes Záběhlice.

Kollege hat alles so gut gemacht, dass mir zu tun nichts übrig bleibt. Ich fahre daher gleich zurück.«

Der Graf behielt Wolf vorsichtsweise über Nacht im Schloss, ließ ihm einen Anzug, soupierte mit ihm, und der junge Mann gefiel ihm so gut, dass er am nächsten Morgen ihm vorschlug, »Herrschafts- und Bezirksarzt« in Záběhlice zu werden. Die Zukunft des jungen Arztes war sichergestellt. Er fuhr nach Prag, um den inzwischen tadellos geflickten Frackanzug zurückzugeben, nahm von dem weinenden Mädchen, seiner gütigen *filia hospita*³⁶, Abschied und ging an seinen neuen Bestimmungsort. Es wurde ihm ein großes Haus zugewiesen mit einem prachtvollen Obstgarten und einer angrenzenden großen Wiese. Der arme Mensch zwickte sich, wie er später erzählte, ins Bein, um festzustellen, ob er dieses unerhörte Glück nicht träume. Der Knochenbruch der Gräfin heilte glänzend, sein Ruf als Arzt war damit gemacht. Ein fürstliches Honorar ermöglichte ihm die Anschaffung des nötigen Hausrates und der wichtigsten Instrumente. Nach einer Zeit kaufte er Pferd und Wagen, um in entlegene Dörfer fahren zu können, und lebte glücklich und zufrieden.

Nach ein paar Jahren heiratete er. Seine Frau war ein Einzelkind, lieb und gut, brachte eine schöne Mitgift und prächtige Möbel mit, sie lebten in Eintracht und Zufriedenheit. Leider starb sie nach kurzer Ehe.³⁷

Der junge Landarzt hatte inzwischen auch eine Praxis in Prag eingerichtet. Einmal wurde er zu einer Familie Schalek gerufen, wo der Vater erkrankt war.³⁸ Dort lernte er auch die Tochter Franziska kennen, die mit dem Simon Michlup verheiratet war. Er wurde dadurch auch Arzt bei dieser herzkranken Frau und später der liebste Freund ihres Mannes.

Im Hause Schalek gab es noch eine ledige Tochter: Amalie. Die war der genaue Gegensatz zu ihrer Mutter. Während diese ernst und schüchtern, gut und gebildet, aber beinahe hässlich war, war Amalie eine vollendete Schönheit, beinahe so groß wie Dr. Wolf Weisl, mit blauschwarzem Haar und elfenbeinweißer Haut, lustig, übermütig

³⁶ *Filia hospita* (lat.): Wirtstochter.

³⁷ Wolf Weisl hatte am 11. Juni 1843 Regina, Tochter des Familianten Joachim Emanuel Pereles aus seinem Heimatbezirk Klattau, geheiratet; sie starb am 10. März 1848 im Alter von 26 Jahren an Lungentuberkulose.

³⁸ Wolf Schalek (1782–1860) hatte mit seiner Frau Theresia geb. Robiczek neben Franziska und Amalie sechs weitere Kinder, darunter der jüngste Sohn Heinrich Markus, Vater der bekannten Fotografin und Journalistin Alice Schalek (1874–1956), der einzigen Frau, die vom Kriegsministerium in Wien während des Ersten Weltkriegs als offizielle Kriegsberichterstatterin akkreditiert war und von Karl Kraus wegen ihrer »kriegsverherrlichenden«, in der »Neuen Freien Presse« publizierten Berichte bekämpft und verspottet wurde.

und witzig, so dass sie in Prag den Beinamen »Fräulein Saphir« hatte (nach dem berühmten Witzbold).³⁹

Dr. Weisl hatte nie vorher so etwas Schönes und Liebenswertes gesehen. Sie bezauberte ihn. Er gefiel ihr auch, aber Záběhlice gefiel ihr nicht. Als er um sie anhielt, versprach er, sobald sich seine Praxis in Prag so weit gefestigt hätte, dass sie ihn ernähren könne, in die Hauptstadt zu übersiedeln. Inzwischen müsse sie Geduld haben und mit ihm im Dorfe bleiben. Am 19. August 1849 heirateten sie in der Prager Synagoge, Wolf war selig. Er war schwerfällig und ernst, die harte Jugend war nicht spurlos an ihm vorübergegangen. Er erzählte später, dass die ersten fünf Gulden, die er sich erspart hatte, ihm als eine so große Summe erschienen, dass er eigens mit ihnen nach Prag zur Sparkasse fuhr. Die junge, schöne, lustige Frau vergötterte er, sah in ihr Helena.⁴⁰ Nach einem Jahr, am 29. September 1850, kam ein Knabe: Hugo. Im zweiten Jahr, am 17. Dezember 1851, ein Mädchen: Emilie. Bis dahin war die Ehe ungetrübt und glücklich gewesen. Jetzt aber hatte die schöne Frau sowohl das Kinderkriegen als auch das Landleben satt. Kinderpflege war nicht ihre Sache. Sie sehnte sich danach, wie einst der Mittelpunkt eines großen Kreises zu sein, von geistreichen Männern angebetet zu werden. Sie sehnte sich nach Theater, nach Bällen, kurz, nach den Zerstreungen der Großstadt. Dafür hatte ihr Mann kein Verständnis. Er war so glücklich, wenn er am Abend, müde von des Tages Arbeit, bei ihr und den prächtig gedeihenden Kindern in seinem Garten sitzen konnte. Er begriff nicht, dass dies nicht auch ihr genügte. Sie erfand jeden Vorwand, um zu den Geschwistern nach Prag zu fahren. In dem Hause ihrer Schwester Franziska fand sie immer ein vorbereitetes Gastzimmer, der gebefreudige Schwager machte ihr Toiletten zum Geschenk, sorgte für Theater und Konzerte. Ihre verheirateten Brüder gaben oft große und kleine Gesellschaften, bei denen sie mit der schönen Schwester paradierten und zu denen Leute kamen, die sonst ihre Einladung nicht angenommen hätten. Dieses Leben gefiel ihr. Immer schwerer und schwerer trennte sie sich von Prag, um in das elende Dorf zurückzukehren.

Nach drei Jahren, am 4. Oktober 1853, bekam sie noch ein Töchterchen: Hedwig. Da gab es aber schon viel Streit in der Ehe. Wenn sie gar zu lang in Prag blieb, fuhr ihr Mann hin und holte sie. Ihre Brüder, die inzwischen sehr reich geworden waren, machten ihm Vorwürfe, dass er eine so schöne Frau einsperre. Sie mahnten ihn, dass er versprochen habe, nach Prag zu übersiedeln, und hetzten die Schwester gegen den Schwager auf. Er erklärte ihnen, dass seine Einkünfte aus der Landpraxis so groß seien,

39 Moritz Gottlieb (Moses) Saphir (1795–1858): 1837 Gründer der Wiener satirischen Zeitschrift »Der Humorist«.

40 Helena (griech. Mythologie): Tochter Ledas, die von Zeus in der Gestalt eines Schwanes gezeugt wurde, galt damals als die weltweit schönste Frau, die jeder Mann besitzen wollte.

wie er sie noch in Jahren nicht in der Stadt erhoffen könne, dass er das Eisen schmieden müsse, solange es heiß sei, dass man als Arzt nie wissen könne, wie lange man arbeitsfähig bleibe. Die Argumente überzeugten nicht. Seine Frau war unglücklich, wenn sie in Záběhlice war, sie wurde launisch, verschwenderisch, vernachlässigte die Kinder und die Wirtschaft und zeigte dem Gatten nur noch ein mürrisches Gesicht.

Sie bekamen nach vierjähriger Pause, am 3. Mai 1857, noch einen Sohn, der Ernst hieß. Das Kind war so zart und hilflos, dass der routinierte Arzt befahl, es mit Muttermilch aufzuziehen. Die ersten drei Kinder waren mit Kuhmilch ernährt worden, da die Mutter sich geweigert hatte, sie zu nähren, aus Angst, ihre schöne Gestalt einzubüßen. Diesmal aber bestand der Vater darauf, dass sie dieses Kind anlege. Sie tat es nach heftigem Widerstand und großen Szenen, aber das Kind kam verständlicherweise auch da nicht recht vorwärts und gab dem Vater zu Besorgnissen Anlass. Wer beschreibt daher sein Entsetzen, als er eines Abends von einem Krankenbesuch zurückkommend hörte, dass seine Frau gleich nach Mittag weggefahren war, zu einer Gesellschaft bei ihrem Bruder. Das Kind war seither ohne Nahrung geblieben. Er nahm das erbärmlich weinende Buberl auf den Arm, ging mit ihm zu einer Bäuerin, die ein gleichaltriges Kind nährte, und bat sie, sein Kind anzulegen. Der Arzt verstand, dass die Mutter auf diese Weise erzwingen wollte, dass er auf sie als Amme verzichte und dem Kind andere Milch verschaffe. Voll Schmerz und Zorn ging Wolf stundenlang vor seinem Hause auf und ab, die »Pflichtvergessene« erwartend. Sie kam erst nach Einbruch der Nacht. Als ihr Wagen vor dem Tore hielt, sagte er: »Hier wird nicht mehr ausgestiegen. Dieses Haus wirst du nie mehr betreten.«

Er befahl dem Kutscher, zurückzufahren. Da er dies in Gegenwart der Dienstboten tat, die beim Tore standen, blieb der Frau nichts übrig, als zu gehorchen. Sie wusste, wie sehr er sie liebte und wie oft er sie schon von ihren Brüdern abgeholt hatte. Daher wartete sie ganz ruhig ein paar Tage. Dann wurde sie nervös und wollte nach Hause. Die Brüder rieten ihr ab. Sie sagten: »Gibst du einmal nach, hast du das Spiel verloren. Du musst warten, bis er dich holt.«

Nur ihr Schwager und ihre Schwester Franziska gaben ihr Unrecht. Simon Michlup sagte ihr: »Wie ich meinen Freund Wolf kenne, holt er dich nicht mehr. Wie man ein Kind im Stiche lassen kann, das so kränklich, so hilflos, so auf dich angewiesen ist, begreife ich nicht.« Zu seiner Frau sagte er: »Ich habe die Amalie immer gerngehabt, weil ich sie trotz ihres Mundwerks und Leichtsinnes für einen im Grunde guten Menschen gehalten habe. Jetzt mag ich sie nicht mehr. Lade sie nicht mehr als Logiergast zu uns ein, sie soll bei deinen Brüdern bleiben, die durch ihre schlechten Ratschläge mutwillig meinem Freund sein Glück zerstört haben.«

Da Frau Franzi alles tat, was sie ihrem Mann an den Augen ablesen konnte, verlor Amalie auch ihr zweites Heim, das Haus ihres Schwagers. Sie wartete vergeblich auf

ihren Mann. Statt seiner kam ein Brief: Ihr Mann hatte die Klage auf Trennung wegen böswilligen Verlassens eingebracht. Das war ein unerwarteter Schlag, sie liebte ja ihren Mann, war nur vergnügens- und gefallsüchtig. Sie schrieb an Wolf einen demütigen Brief. Er kam ungeöffnet zurück. Sie schickte einen Bruder nach Záběhlce. Er wurde nicht ins Haus gelassen. Sie lief zu ihrem Schwager und bat ihn mit aufgehobenen Händen, ihr Fürsprecher zu sein. Simon, von ihrer Verzweiflung gerührt, schrieb Wolf einen langen Brief und schilderte ihm den Seelenzustand der Amalie.

Er bekam folgende Antwort: »Nur Dir will ich Rede stehen. Ich habe bis jetzt sieben Ammen für das Kind gehabt, das zum Verlöschen war. Jetzt habe ich endlich eine gefunden, die mir etwas Hoffnung gibt, den Kleinen zu erhalten. Sie hat an ihr Bleiben die lächerliche Bedingung geknüpft, dass das Kind nach ihrem eben verstorbenen Sohn Franz heißen müsse. Sie quält das ganze Haus mit ihren Launen, macht mir das Leben sauer, wo sie kann, weil sie ihre Macht spürt. Ich ertrage aber alles. Ich habe, seit meine Frau fortgegangen ist, keine Krankenbesuche mehr gemacht. Ich pflege das Kind, sitze die ganze Nacht und den ganzen Tag an seiner Wiege und werde erst wieder ein Mensch sein, bis ich die Sicherheit habe, dass ich mein Kind am Leben erhalten kann. Willst Du mir bleiben, was Du mir bisher warst, mein liebster Freund, darf der Name Amalie nie mehr zwischen uns fallen. So glühend, wie ich diese Frau geliebt habe, so glühend hasse ich sie heute. An ein Zusammenleben ist daher nie mehr zu denken. Ich kann ihr nicht verzeihen, dass sie mich fast um dieses Kind gebracht hätte.«

Als ihr Schwager ihr diesen Brief übergab, war Amalie wie vernichtet. Sie weinte Tag und Nacht. Die Brüder trösteten sie damit, dass sie ihr versprachen, einen Advokaten zu nehmen und von ihm die Kinder zu verlangen. Da sie wussten, dass er die Kinder um keinen Preis der Welt hergeben würde, hofften sie auf diese Weise, eine Versöhnung zu erwirken. So begann ein langjähriger Kampf der Ehegatten um die Kinder. Da fasste Amalie den Plan, das Jüngste, die Ursache des Zwistes, an dem ihr Mann scheinbar am meisten hing, zu rauben, um ihn auf diese Weise zu zwingen, mit ihr zu sprechen. Sie hoffte, durch ihre sieghafte Schönheit und ihre Beredsamkeit seinen Zorn zu entwaschen. Mit Franz, ihrer Schwester, heckte sie Folgendes aus: Ihre Kinder waren im Hause Michlup häufige Gäste und Marie immer deren Spielgefährtin. Es würde daher nicht auffallen, wenn Marie nach Záběhlce käme, mit den Kindern zu spielen. Sie würde dann mit dem kleinen Ernst aus dem Garten zur Straße gehen, wo Amalie sie im Wagen sitzend erwarten und mit dem Kinde zu ihrem Bruder flüchten würde. Der Raub gelang, aber der Erfolg blieb aus. Doktor Weisl, der den Zusammenhang ahnte, fiel ihr nicht hinein. Er ließ ihr das Kind und kam nicht.

Der Kleine spielte eines Tages vor dem Hause. Da er ein auffallend schönes Kind war, sprach ihn ein Vorübergehender an; auf die lieben Antworten des Kindes schenkte er ihm eine Kupfermünze. Der Kleine glaubte, es sei etwas zu essen, steckte sie in den

Mund und holte sich so einen Scharlach. Darauf folgten eine Wassersucht und eine Nierenentzündung, so dass der behandelnde Arzt das Kind verloren gab. Die Mutter bekam Angst, bat ihren Schwager Michlup, den einzigen, von dem ihr Mann einen Brief annehmen würde, den Vater zu verständigen. Wolf kam, stieg mit dem großen Schafpelz aus dem Wagen, ging in das Krankenzimmer, grüßte weder die Gattin noch die Verwandten, nähte stumm mit einer mitgebrachten Nadel das Kind in den Pelz ein, trug es hinunter und fuhr davon. Das Kind wurde gesund, und die Scheidungsformalitäten gingen weiter.

11

Nach langem schwerem Leiden verschied Frau Michlup im Jahre 1859. Kurz vor ihrem Tode hatte sie noch den Wunsch geäußert, nach Wien zu einem berühmten Internisten gebracht zu werden. Ihre letzte Freude war es, als zwei Tage später der Professor, von ihrem Mann telegraphisch bestellt, an ihr Bett trat und ihr baldige Heilung versprach. Ihrem Mann sagte er, dass ihr Leben nach Stunden zähle.

Der Schlag traf den Gatten schwer. Er hatte seine Frau, trotzdem sie 15 Jahre krank war und er wusste, sie könne plötzlich sterben, so gerne gehabt, sie so hoch geschätzt, dass er sie aufrichtig betrauerte. Auch Marie konnte ihren Tod nicht verschmerzen. Sie hatte sie so geliebt, wie man eben einen Menschen liebt, der zu einem so gut ist, wie diese vornehme Frau zu ihr gewesen war. Marie, inzwischen fünfzehn Jahre alt geworden, wurde durch ihre Tüchtigkeit und Klugheit eine Stütze im Geschäft. Sie arbeitete für drei: Es wurde nichts mehr gestohlen, ihre Augen waren an allen Orten gleichzeitig, das Personal flog auf ihre Befehle wie der Wind, denn alle wussten, wie nahe sie dem Chef stand.

Vier Jahre waren seit dem Hinscheiden der Frau ins Land gegangen, als sie einmal in den ersten Stock hinauflaufend, den Herrn, der gerade herunterkam, traf. »Warum rennen Sie so?« fragte er sie. Mit ihren lustigen Augen ihn anblitzend, antwortete sie: »Weil ich immer renne.« Da sagte er: »Ich wollte Sie schon oft etwas fragen, Marie. Trotzdem hier nicht der richtige Ort ist, doch sehe ich Sie nie allein, ich muss Sie daher bitten, mich hier anzuhören: Sie haben es seinerzeit abgeschlagen, unser Kind zu werden. Möchten Sie einwilligen, meine Frau zu werden?« Da antwortete sie: »Aber wie gerne, ich habe niemanden auf der Welt so lieb, wie Sie, Herr Michlup, und ich kann mir auch nicht vorstellen, dass je ein anderes Mädchen Sie lieber haben könnte, als ich Sie habe.« Da nahm er ihre beiden Hände, küsste sie in tiefer Rührung und sagte: »Melden Sie mich für morgen, 12 Uhr Mittag, bei Ihren Eltern an. Ich werde kommen, um Ihre Hand anzuhalten.«

Sie flog nach Hause wie ein kleines Schulmädchen. Dass sie sich, als die Braut des reichen Michlup, einen Wagen hätte gönnen können, fiel ihr nicht ein. Atemlos stürmte sie ins Zimmer. Die Mutter saß, wie gewöhnlich, beim Nähtisch. Als Marie eintrat, fragte sie besorgt: »Bist du krank geworden?«, denn die Stunde war ungewohnt für die Heimkehr. »Mutterlinko«, rief das Mädchen aus, »der Herr hat um meine Hand angehalten!« Da wurde die Mutter böse, gab ihr einen Schlag auf die Schulter und sagte: »Wie unterstehst du dich, dir aus mir einen Narren zu machen?!«

Marie rief: »Aber Mutterlinko, es ist wirklich wahr!« Jetzt blickte die Mutter in das leuchtende Gesicht des Mädchens, und diese energische und starke Frau, die alle Schicksalsschläge stoisch ertragen hatte, brach, als endlich das »Glück« bei ihr eintrat, in tiefer Ohnmacht zusammen, fiel der erschrockenen Tochter vor die Füße. Die aus dem Nebenzimmer herbeigeeilten Schwestern brachten sie mit vereinten Kräften ins Bett, wo sie sich langsam erholte. Inzwischen kam der Vater zum Mittagessen, aber an Essen dachte niemand. Die verheirateten Schwestern wurden verständigt, die Wohnung, trotzdem sie immer blitzblank war, nach Möglichkeit herausgeputzt. Am Morgen wurden die Betten zusammengeschlagen und ein Wohnzimmer improvisiert. Der Vater kam zeitig nach Hause.

Pünktlich um 12 Uhr erschien der »Herr«, wie er genannt wurde, im schwarzen Anzug, mit weißen Handschuhen, und sagte zu den Eltern: »Ich bin 47 Jahre alt, Marie ist 19. Ich weiß, dass das jedem als haarsträubender Altersunterschied erscheinen muss. Wenn aber Liebe und Zartsinn, vereint mit Reichtum, einem Menschen das Leben schön machen können, so soll es Marie haben.«

Die Mutter antwortete ihm: »Wir leben so still und einsam, dass nur Marie durch ihre Erzählungen von Ihnen und dem Geschäft die Außenwelt zu uns gebracht hat. Ohne dass das Kind es ahnte, habe ich seit Jahren mit Schrecken gesehen, dass sie Sie vom ersten Tage an nicht nur bewundert, sondern als Weib geliebt hat. Wenn Sie um noch zehn Jahre älter wären, könnte ich sie keinem Manne lieber anvertrauen als Ihnen, denn Sie sind mir durch die Erzählungen des Kindes längst kein Fremder mehr, ich kenne die Hände, in die ich Marie gebe.«

Er blieb noch eine Viertelstunde, dann lud er die ganze Familie für den Abend ein, die Verlobung zu feiern. Sie kamen. Die Eltern mit Rudolf und den drei Mädchen, Minna und Julie mit ihren Männern. Der Tisch war mit einem Kranz herrlichster weißer Rosen geschmückt, im Kronleuchter brannten die Wachskerzen, auf dem Tisch standen silberne Girandolen. Meine Großmutter war nach so vielen Jahren Armut zum ersten Mal wieder in die Atmosphäre von Wohlstand versetzt, in dem sie ihre Jugend verlebt hatte. Minna, die Neidische, sah ihre Schwester an und sagte: »Sie ist ja schön, aber ich bin noch schöner, denn ich habe die schönere Gestalt, sie ist um einen Kopf kleiner als ich, und da macht sie so ein Glück.« Julie, die Gute, dachte: »Sie sieht so strahlend aus, aber er ist schon so alt, wie lang kann ihr Glück noch dauern?«

Nach dem Essen zog man sich in den Salon zurück. Der »Herr« trat mit der Mutter in eine Ecke und sagte: »Ich bitte, zu veranlassen, dass der Vater seine Stelle kündigt, denn von heute ab darf weder er noch Sie mehr arbeiten. Überlegen Sie sich, wie viel Sie monatlich brauchen, um behaglich leben zu können. Sagen Sie lieber etwas mehr als zu wenig. Morgen wird Ihnen ein größerer Betrag übergeben werden, damit Sie für sich und die Ihrigen an Kleidern, Wäsche und Hausrat ersetzen können, was im Laufe der Jahre Ihnen zugrunde gegangen ist. Ich möchte sehr gerne bald heiraten, passt es Ihnen von heute in einem Monat? Die Ausstattung und die Toiletten für die Marie sowie die Hochzeitskleider für die ganze Familie zu besorgen, überlassen Sie meinem Geschmack.«

Sie dankte ihm tief gerührt für seinen Zartsinn und erklärte sich mit der baldigen Hochzeit einverstanden. Dann setzte er sich zu Marie: »Willst du irgendetwas in der Wohnung geändert haben?« Sie meinte, das Schlafzimmer, in dem die Frau gestorben war, die sie ja bis zum Tode mit Liebe gepflegt hatte, erwecke zu schmerzliche Erinnerungen, sie möchte es nicht bewohnen.

Da sagte er ihr: »Ich will dir jetzt etwas erzählen, was dich freuen wird. Wie meine Franzi ihr Ende nahen fühlte, Monate bevor der Tod wirklich eintrat, sagte sie mir wiederholt: »Wie ruhig könnte ich sterben, wenn ich wüsste, dass dich die Marie heiraten würde. Ich sehe ihr an, dass sie dich verehrt, aber werden ihre Eltern erlauben, dass sie einen alten Mann nimmt? Bei ihr wärest du so gut aufgehoben, und ich wüsste dich glücklich.« Wie ich daher gestern dein Jawort erhielt, bin ich gleich zu ihrem Grab gefahren und habe ihr gesagt: »Franzi, die Marie hat deinen letzten Wunsch erfüllt. Du kannst in Frieden ruhen, sie heiratet mich.«

Marie weinte Tränen der Freude, sie hatte die gütige Frau wie eine zweite Mutter geliebt, ohne zu ahnen, dass sie auch von ihr so geliebt wurde, dass sie ihr ihr Liebstes schenken wollte. Dann besprachen sie, dass das große Gastzimmer als ihr zukünftiges Schlafzimmer eingerichtet und das einstige Schlafzimmer als Heiligtum instand gehalten werden sollte.

Wenn in früheren Jahren die Mutter mit großem Schmerz das Geld, das Marie nach Hause brachte, für den Haushalt in Angriff nehmen musste, sagte sie zu ihr: »Du plagst dich so, und statt das Geld für deine Ausstattung aufheben zu können, muss ich jeden Monat so viel davon wegnehmen.« Marie lachte ihre Bedenken hinweg: »Einen solchen armen Schlucker, der auf die paar Gulden angewiesen wäre, nehme ich nicht. Wenn ich heirate, will ich ein weißes Seidenkleid, einen Brautkranz, einen Schleier, weiße, seidene Schuhe haben. Nur so gehe ich zur Trauung.« Während es heute auch ärmeren Bräuten selbstverständlich erscheint, so zu heiraten, war dies damals nur bei den aller-allerreichsten üblich. Daher lachte die Mutter und sagte: »Du wirst es billiger geben.« Aber wie sie es sich vorgenommen hatte, so wollte sie es nun haben. Im ersten Salon Prags

wurde für sie die Ausstattung bestellt. Desgleichen die Hochzeitskleider für die Mutter und die Schwestern. Rudolf war selig, einen Frackanzug, gebaut vom vornehmsten Schneider, zu erhalten. Wegen Überfüllung musste der Tempel, in dem am 15. Februar 1863 die Trauung stattfand, gesperrt werden, da ganz Prag das schönste Mädchen (diesen Ruf hatte sie) als Braut sehen wollte. Nach dem Hochzeitsdiner im Hause des »Herrn« fuhr das Paar nach Wien. Die junge Frau hatte dort zwei Brüder ihres Vaters, von denen der eine, Josef, in sehr guten, der andere, Franz, in mittelguten Verhältnissen lebte. Beide hatten viele verheiratete Kinder, so dass sie ihren Mann einer großen Familie vorstellen konnte, die ihnen zu Ehren große Gesellschaften veranstaltete. Auch in den Familien der Fabrikanten, bei denen wiederum er seine junge Frau einführte, wurden sie zu großen Soireen geladen und verlebten drei schöne Wochen. Die junge Frau erregte allgemeine Bewunderung. Sie war mittelgroß, hatte blauschwarze Haare, die ihr wie ein Mantel über die Knie hingen, ein marmorblaues Gesicht mit einem feinen Näschen, einem winzig kleinen Mund, lustige, wie die Schwarzkirschen glänzende Augen und Hände von einer so unerhörten Schönheit, dass nie ein Maler oder Bildhauer diese ansah, ohne sie zu bitten, sie verewigen zu dürfen. Sie war der Mutter, trotzdem diese blond und sie schwarz war, von allen acht Kindern am ähnlichsten, denn sie war die einzige, deren Gesicht den unvergleichlichen Liebreiz des Ausdrucks hatte, der ihrer Mutter großen Reiz bildete. Von übersprudelndem Temperament, liebenswürdigster Heiterkeit, hatte sie die Gabe, sofort Mittelpunkt jeder Gesellschaft zu sein.

Von Wien aus führte die Hochzeitsreise nach Paris, wo sie in den Familien der Fabrikanten liebenswürdigste Aufnahme fanden. Marie benützte diese Zeit nicht nur zur Unterhaltung, sondern zum Lernen. Von ihrem Mann wurde sie in die Geheimnisse des Einkaufs eingeweiht, von den Gastgebern in die Kunst vornehmer Hausführung. Die selige Frau Michlup hatte wohl viele Gäste gehabt, aber ihrer Krankheit wegen nur aus dem Kreis der Familie. Gesellschaften im großen Stil hatte Marie daher nie gesehen. Jetzt lernte sie, wie man empfängt und wie man ein Haus führt. Als sie, nach ihren Antrittsbesuchen, selbst viele Gesellschaften gaben, wurden die »Soireen« im Hause Michlup bald Stadtgespräch in Prag.

Maries hervorstechendste Charaktereigenschaft war ihre Güte. Helfen können, Hunger stillen, war ihr höchstes Glück. Gleich nach dem Einzug in ihr neues Heim ging sie zum Leiter der Prager Jeschiwa⁴¹ und sagte ihm: »Ich möchte, dass Sie mir Ihre armen Studenten zum ›Tagessen‹ schicken. Ich möchte jeden Tag 24 Jungen zum Essen geben, aber jeden Tag anderen, so dass in jeder Woche 168 Schüler sich wenigstens

41 Vermutlich Salomo Juda Rapoport (1790–1867): Oberrabbiner in Prag, Mitbegründer der Wissenschaft des Judentums; Jeschiwa: jüdische Hochschule, an der sich männliche Schüler dem Studium der Thora und insbesondere des Talmud widmen.

einmal ordentlich satt essen können.« Es war in guten jüdischen Häusern damals üblich, dass man jeden Tag einem oder zwei frommen Thorastudenten zu essen gab. Aber 24– das war unerhört.

In einem leeren Zimmer wurde ein Tisch aufgestellt, an dem jeden Tag diese »Bachurim« (Thoraschüler) ihr Mittagbrot fanden. Das »Menu« bestand stets aus einer Fleischsuppe mit vier großen Knödeln, Rindfleisch mit Linsen und Kartoffeln und drei armgroßen Buchteln. Die Studenten durften sich auch Gefäße mitbringen, in welchen sie Fleisch und Buchteln nach Hause mitnehmen konnten, da die Suppe, die Linsen und Kartoffeln allein eine genügende Mahlzeit bildeten. So wusste Marie die Schüler für zwei Tage mit Nahrung versorgt. Selbstverständlich musste sie für diese Schützlinge eine eigene Köchin halten! Nachdem dies geregelt war, ging sie zum Rabbiner und bat ihn um Adressen von alten und kranken Leuten. Es wurden große Körbe angeschafft, und die Dienstboten trugen das Essen in die Wohnung der Armen.

Lange nach dem Tode dieser meiner Mutter bin ich einmal in Baden mit meinem Mann im Kurpark gesessen und kam mit einem Herrn ins Gespräch, der sich als Prager vorstellte. Als ich den Namen Marie Michlup nannte, sprang er ganz aufgeregt auf und fragte: »Wo lebt dieser Engel?« Ich musste ihm sagen, dass sie leider nicht mehr lebe. Dann erzählte er: »Dieser Frau danke ich mein Leben. Als die Cholera in Prag wütete, wurden meine Eltern von ihr erfasst. Hilflos lagen sie in ihren Betten. Da erschien eine weißgekleidete, schöne Dame und sagte: »Ich habe gehört, dass Sie Cholera haben. Haben Sie jemanden zur Pflege?« Als meine Eltern verneinten, sagte sie: »Dann werde ich Sie pflegen. Ich habe hier schon eine Menge Patienten.« Sie überzog eigenhändig die verunreinigten Betten, sie schickte Essen, mich nahm sie und führte mich in ihr Heim, übergab mich dort einer alten Frau und sagte: »Mutterle, das Kind müssen wir hier behalten, bis die Eltern gesund sind, die haben die Cholera.« Sie ging von früh bis abends von einer kranken Familie zur andern, schickte jeder den Arzt, die von ihm vorgeschriebenen Medikamente, Essen. Sie war furchtlos, wie wenn sie kein anfälliges menschliches Wesen wäre. Dieser Frau zu danken, war der sehnlichste Wunsch meines Lebens.«

Maries Mann allerdings war nicht weniger freigebig, nicht weniger wohlthätig. Mein Mann hatte ihn einmal gefragt, wie viel Geld er in seinem Leben verschenkt hatte. Der antwortete: »Wie soll ich das wissen? Ich will mal nachdenken, wem ich über 10.000 Gulden auf einmal gegeben habe.« Als er bei diesem Nachdenken bis zu einer Million Gulden gelangt war, machte er eine abwehrende Handbewegung und sagte: »Es ist doch gleichgültig. Zählen wir nicht weiter.«

12

Dr. Wolf Weisl lebte nach der Trennung von seiner Frau einsam mit seinen Kindern im Dorfe weiter. Er hatte seinen Eltern, dem Steuereinnehmer Mathias und seiner Frau Cäcilia, reichliche Zuwendungen zukommen lassen, sodass sie sorgenlos leben konnten. Als er die Nachricht erhielt, dass seine Mutter am 15. August 1837 gestorben war, fuhr er nach Janovice und holte, nach dem Begräbnis, seinen Vater mit nach Záběhlice, um seine Einsamkeit zu einer Zweisamkeit zu machen. Leider war der Vater erblindet und konnte sich des Anblicks seiner vier schönen Enkel nicht erfreuen. Er spielte mit ihnen und unterrichtete sie, und da er ein frommer Mann war, lehrte er sie auch beten. Der kleine Ernst sagte einmal zu ihm, als er ihn aus dem Gebetbuch vorlesen ließ und ihm Fehler aussetzte: »Großvaterle, ich sehe ja, und du bist blind. Wie kannst du wissen, dass ich falsch lese?«

Die größte Freude des alten Herrn war, Almosen geben zu können. So füllte ihm sein Sohn Wolf jeden Morgen die Börse mit Kupfermünzen an, und wenn ein Armer kam, reichte ihm Mathias die Geldbörse und sagte: »Nimm dir einen Kreuzer.« Der alte Soldat war übrigens auch weise. Fragte ihn sein Sohn gelegentlich um Rat, pflegte er zu sagen: »Rate ich dir zu tun, was du ohnedies willst, wirst du meinen Rat befolgt; rate ich das Gegenteil, wirst du nicht folgen. Daher tu gleich, was du willst.«

Lange konnte sich der alte Weisl des Lebensabends nicht erfreuen. Er starb wenige Monate, nachdem er zum Sohn gekommen war. Da trat eine Wendung im Leben des Dr. Weisl ein. Ein Telegramm berief ihn, über Empfehlung seines Patronatsherrn, des Grafen Trautmannsdorf, nach Krumau zum Fürsten Schwarzenberg, dessen Sohn schwer erkrankt war. Er fuhr so schnell wie möglich hin, erfuhr, dass der Typhus im Orte grassiere und auch der kleine Erbprinz darniederliege. Der anwesende Hausarzt empfing ihn mit dieser Diagnose. Dr. Weisl sah den Patienten an, und ohne ihn zu untersuchen, sagte er: »Das ist kein Typhus.« Nach eingehender Untersuchung fand er eine schwere Gehirnentzündung. Er wurde von dem fürstlichen Ehepaar nicht mehr fortgelassen, wachte mit der Fürstin wochenlang am Krankenbett, und als das Kind genesen war, bat sie ihn, nach Prag zu übersiedeln und ihr Hausarzt zu werden. Über ihr Ansuchen erklärte Graf Trautmannsdorf, dass er für den Bezirk keinen anderen Arzt anstellen werde. So übersiedelte Wolf, gleich nach seiner Rückkehr aus Krumau, nach Prag und blieb trotzdem Bezirksarzt des Sprengels Záběhlice.

Teils aus Dankbarkeit, teils weil die Schwarzenbergs in ihm den großen Arzt erkannten, empfahlen sie ihn ihrem ganzen Freundeskreis. Er wurde in kurzer Zeit der Hausarzt des böhmischen Hochadels. Aus Snobismus wollten ihn nun auch die Bürgerlichen haben. Und so wurde er nicht nur einer der bestbezahlten und meistbeschäftigten Ärzte,

sondern auch wegen seiner fabelhaften Diagnosen, die sich in Prag bald herumsprachen, ein von den Kollegen gesuchter Konsiliarius.

Dr. Weisls Frau Amalie, die bei ihrem Bruder lebte, wollte noch immer nicht die Hoffnung aufgeben, eine Versöhnung zustande zu bringen, denn jetzt, da er in der Stadt lebte, hatte sie noch mehr Sehnsucht, mit ihm wieder vereint zu sein. Als der Weihnachtsabend nahte, glaubte sie die Gelegenheit gekommen, sich ihm zu nähern. Sie brachte einen ganzen Wagen voll Spielsachen, ging schon am Nachmittag in die Wohnung, und da sie wusste, dass er im Nebenzimmer Ordination hielt, hoffte sie auf eine Einladung, den Abend in der Familie verleben zu dürfen. Stattdessen öffnete er, als es sieben Uhr war, die Türe und sagte mit strenger Stimme: »Ich denke, ›man‹ ist jetzt lange genug hier gewesen und ›man‹ könnte gehen.« Dann warf er die Türe krachend ins Schloss. Sie begann bitterlich zu weinen, regte sich maßlos auf und lief fort. Es war eine schneidend kalte Winternacht. Ein heftiger Wind tobte. Amalie hatte ein leichtes dekolletiertes Abendkleid angezogen, das sie besonders gut kleidete, und hätte im Wagen nach Hause fahren sollen. In ihrer Aufregung rannte sie zu Fuß den weiten Weg von der Korntorgasse nach Karolinenthal, einen Weg von mehr als einer Stunde, und bekam noch in der Nacht ein heftiges Fieber. Eine schwere Lungenentzündung folgte, und am 19. März des Jahres 1864 im Alter von 39 Jahren wurde sie begraben.

Dr. Wolf Weisl war, wie alle Riesen, von kindlicher Gutmütigkeit, aber unbegrenztem Jähzorn. Er konnte wie ein Kind über den dümmsten Witz lachen, keinem Armen ein »Nein« sagen. Sprach er mit einem Patienten, leuchtete Mitleid und Güte aus seinen Augen, aber wehe, wenn er zornig wurde! Es war nicht abzusehen, wozu er da fähig war. Da er wusste, dass er so stark war, dass wenn er im Zorn jemanden anfasste, er ihm die Knochen zerbrechen könnte, bemühte er sich, solange als möglich sich zu beherrschen. Geling es ihm nicht, waren die Folgen böse. So spielte sich einst folgende Gerichtsverhandlung ab.

Ein Arzt klagte ihn wegen Misshandlung. Eine Patientin, als Zeugin vorgeladen, gab an: »Ich bin taub und weiß daher nicht, was Herr Dr. Weisl mit meinem Neffen gesprochen hat, ich kann nur sagen, was ich gesehen habe. Ich wollte den Dr. Weisl zum Konsilium haben, da mein Neffe, der mich behandelte, doch noch ein junger Arzt ist. Als Herr Dr. Weisl eintrat und meinem Neffen mit ausgestreckter Hand entgegen ging, muss ihm dieser etwas gesagt haben, was ihn geärgert hat, denn ich sah, wie die Stirne des Herrn Doktor ganz rot wurde. Er setzte sich an mein Bett und fragte mit so sanfter Stimme: ›Wo tuts denn weh?‹, dass ich gleich ein großes Vertrauen zu ihm fasste. Er untersuchte mich lange, fragte dazwischen immer wieder etwas meinen Neffen, dann beugte er sich zu meinem Ohr und sagte: ›Bald werden Sie ganz gesund sein und am Wenzelsplatz spazieren gehen.‹⁴² Ich war darüber so glücklich, dass mir die Tränen ka-

⁴² Wenzelsplatz/Václavské náměstí: Zentrum Prags, nach dem böhmischen Herzog und National-

men, drehte mich zur Wand, um mein Taschentuch unter dem Polster zu suchen, als ich, trotzdem ich doch sehr taub bin, einen furchtbaren Knall hörte. Wie ich mich umdrehte, stand der große Herr Doktor vor meinem Bett, und der kleine Neffe war nicht da. Nach ein paar Minuten erst kroch dieser unter meinem Bett hervor.«

Dr. Weisl gab an: »Als ich ins Zimmer trat, sagte mir der noch sehr junge Kollege: ›Die Kranke bestand gegen meinen Rat darauf, dass ich Sie als Konsiliarium rufe. Ich empfahl Dr. Halla.⁴³ Ich war über diese Taktlosigkeit erregt, beherrschte mich aber der Patientin wegen und gab ihm keine Antwort. Bei der Untersuchung fand ich, dass der junge Herr Kollege die Kranke unrichtig behandelt hatte. Auf eine sehr vorsichtige Bemerkung, in der ich eine andere Behandlungsart empfahl, gab er mir schnippisch zur Antwort: ›Ich bin von der Richtigkeit Ihrer Diagnose nicht überzeugt und werde es doch durchsetzen, dass Prof. Halla gerufen wird.‹ Auf mein Ersuchen, mich dann von dem Befund des Kollegen zu verständigen, gab er mir auf eine unter Kollegen nicht übliche Art und in einem unter Kollegen nicht üblichen Ton eine Antwort, die mich so ärgerte, dass ich, wie ich bedaure, gestehen zu müssen, mich vom Zorn hinreißen ließ und ihn leicht an der Wange berührt habe.«

Der Richter lachte dröhnend: »Gar so ›leicht‹ kann diese Berührung wohl nicht gewesen sein, denn sonst wäre der Herr Doktor nicht gleich unter das Bett gerollt«, worauf Dr. Weisl sich beschämt entschuldigte: »Ich bin eben zu stark.« Leider kann ich Euch nicht erzählen, wie die Verhandlung ausgegangen ist und ob Dr. Weisl bestraft wurde.

13

Das Leben ohne Hausfrau und Mutter tat den Kindern des Dr. Weisl nicht gut. Er sah, dass sie schlecht gepflegt waren, ihre Aufgaben nachlässig erledigten, Ordnung und Aufsicht fehlte. Er war so beschäftigt, dass er um 7 Uhr früh das Haus verlassen musste, mittags knapp ein paar Bissen essen und erst in später Nachtstunde heimkehren konnte. Da entschloss er sich, noch einmal zu heiraten. Ein Heiratsvermittler trug ihm ein Mädchen namens Franziska Merores aus gutem, aber verarmtem Hause an. Sie war hübsch, aber 23 Jahre alt. Da sie vermögenslos war, hatte sie keinen Freier gefunden. Er war damals 55 Jahre alt, daher war sie im Verhältnis zu ihm jung, wenngleich ein

heiligen Wenzel (907–935) benannt, 750 m lang, 60 m breit, einer der größten städtischen Plätze Europas.

43 Joseph Halla (1814–1887): seit 1854 Professor für Pathologie an der Karls-Universität Prag und Chefarzt des Allgemeinen Krankenhauses.

Mädchen von 23 Jahren damals als ganz alte Jungfer galt. Sie gefiel ihm nicht. Er liebte blond, sie war schwarz. Ihm gefielen dicke Frauen, sie war spindeldürr. Er liebte Heiterkeit und Lebhaftigkeit, sie war ernst und gemessen. Er ging trotzdem wiederholt in ihr Haus, denn er glaubte, in dem gedrückten Mädchen die passende Mutter für seine Kinder zu finden, und sagte, nachdem er sie durch ein paar Wochen geprüft hatte, zu ihr: »Sie sind ein viel zu vernünftiges Mädchen, als dass Sie nicht wüssten, warum ich so oft herkomme. Durch harte Schicksalsschläge und Enttäuschungen bin ich ein ausgebrannter Krater. Sie sind noch jung und hätten Ansprüche auf einen Mann, der Ihnen Liebe entgegenbringen könnte. Ich aber suche nur eine Mutter für meine Kinder, eine Hausfrau für mein Heim. Liebe, wie sie sich ein junges Mädchen vorstellt, ist bei mir vorüber. Ich biete Ihnen einen guten Namen, eine angesehene Stellung und Wohlstand. Ich verspreche Ihnen, Sie hochzuhalten und Sie notariell so sicher zu stellen, dass Sie für den Fall meines Todes unabhängig leben können. Von Ihnen verlange ich nur das Versprechen, dass Sie meinen Kindern eine gute Mutter sein werden.« Sie war natürlich furchtbar enttäuscht von solch einem Heiratsantrag. Sie hielt mit Mühe die Tränen zurück und erbat sich Bedenkzeit. Er war ein so schöner Mann, sah um zehn Jahre jünger aus als sein Alter, hatte so vornehme Umgangsformen und eine solche Liebenswürdigkeit in seinem Wesen, dass sie sich in ihn verliebt hatte. So schrieb sie ihm dann doch, dass sie seinen Antrag annehme.

Als sich im Hause die Kunde verbreitete, dass der Herr Doktor eine Stiefmutter bringe, waren die Diensthofen sehr erbost. Ihre Herrlichkeit war zu Ende. Sie sagten zum kleinen Ernst: »Du armes Kind, du hast es jetzt so gut gehabt. Jetzt bekommst du eine ›Stiefmutter‹«. Der siebenjährige Kleine, der nicht wusste, was das ist, weinte für alle Fälle bitterlich über das ihm bevorstehende Los. Die Diensthofen erzählten ihm nur noch Märchen von bösen Stiefmüttern. Aber auch die großen Kinder waren über den Vater sehr aufgebracht, hielten untereinander Konventikel ab und verabredeten Feindseligkeiten gegen die neue Mutter. Zuerst leisteten sie einen Rütlichswur⁴⁴, dass der Name »Mutter« niemals über ihre Lippen kommen dürfe. Die Tote umgab der Glorienschein widerfahrenen Unrechts. Sie wussten, dass ihnen der Vater es zwar nicht verboten hatte, aber es nicht gerne sah, wenn sie ihr Grab besuchten. Daher gingen sie so oft als möglich auf den Friedhof und schworen dort der Mutter, wie sie der »Neuen« das Leben schwer machen wollten. Und sie hielten Wort. Der Vater hatte ihnen den Tag der Hochzeit (5. März 1865) verschwiegen. Sie waren daher sehr überrascht, als eines Morgens die »Neue« beim Frühstückstisch erschien. Sie war vorher schon öfters

44 Rütlichswur der Führer der Kantone Uri, Schwyz und Unterwalden auf dem Rütli, einer Wiese am Vierwaldstätter See, zum Aufstand gegen die tyrannischen Vögte der Habsburger, Geburtsstunde der Schweiz.

zu ihnen gekommen, hatte den Kleinen Spielsachen und den Großen Konfekt gebracht, mit der Absicht, sie sich günstig zu stimmen. Der Widerstand war zu heftig. Der kleine Ernst schlief noch, als sie an sein Bett trat und ihn weckte. Sie war eine große Frau, ein schöner Römerkopf mit schwarzem Haar und bronzefarbenem Teint. Ihre Bewegungen und ihr ganzes Wesen waren ruhig und statuenhaft. Als der Kleine, die Augen öffnend, die große, schwarzgekleidete Frau vor seinem Bett stehen sah, erschrak er derartig, dass er laut das Dienstmädchen zu Hilfe rief.

Nur noch in Romanen wird erzählt, was hier zur Wirklichkeit wurde, mit welcher Grausamkeit diese Frau von den Kindern gequält wurde, wie erfinderisch diese sich immer etwas Neues ausdachten, immer etwas noch nie Dagewesenes erfanden, um ihr das Leben schwer zu machen. Einmal hörte das kleine Ernsterl von den Geschwistern: »Wenn wir sie nur vergiften könnten.« Er hatte bemerkt, dass die Geschwister nach dem Genuss von Schwarzebeeren einen blauen Mund hatten. Da dachte er, Schwarzebeeren wären giftig, und verlangte vom Dienstmädchen, sie möchte ihm Blaubeeren geben. Als er sie bekommen hatte, trug er den Teller zur neuen Mutter und bot ihr die Beeren an. Sie blickte ihn durchbohrend an, denn der Kleine war so aufgereggt, dass ihm die Hand zitterte, in der er den Teller hielt. Sie fragte spöttisch: »Will mich der Bubi vergiften?« Das Kind, erschrocken, dass sie seinen fürchterlichen Plan durchschaut hatte, warf sich ihr weinend an den Hals und küsste und streichelte sie. Von dem Augenblick an war zwischen ihr und dem Bubi das vertraute Einvernehmen hergestellt. Die Geschwister waren für ihn zu alt, die Dienstboten hatten nie für ihn Zeit gefunden. Der Vater war nie zu Hause. Sein kleines Herz aber war so liebebedürftig, dass, wenn er sich von den Geschwistern unbeobachtet fühlte, er sich zur neuen Mutter schlich, um ein bisschen von ihr gestreichelt zu werden. Wehe aber, wenn es einmal die Geschwister bemerkten. Dann wurde er windelweich durchgehaut, weil er ein »falscher Kerl« war.

Die Frau tat ihr Möglichstes, um im Hause Ordnung und Reinlichkeit einzuführen. Die nachlässigen Dienstboten wurden entlassen, neue eingestellt, die Mahlzeiten wurden endlich sorgfältig zubereitet und pünktlich eingenommen, statt dass die Kinder aßen, wann sie gerade Hunger hatten, und nur, was ihnen schmeckte. Ihre Kleider und die Wohnung wurden peinlich sauber gehalten. Dem Gatten erzählte sie nichts über das gehässige Benehmen seiner Kinder. Und da diese sich in seiner Gegenwart, des Vaters Strenge fürchtend, zusammennahmen, hatte er keine Ahnung von den Vorgängen in seinem Hause.

Bei einer Entbindung hatte er sich sehr angestrengt. Das Kragenknöpfchen war dabei abgesprungen, so dass der Hals nackt blieb. Als er in kalter Nacht im offenen Wagen nach Záběhlice nach Hause fuhr, bekam er eine Lungenentzündung. Seine Frau pflegte ihn aufopfernd Tag und Nacht. Da kam der älteste Sohn, Hugo, zu Verstand. Als der Vater das Bett verließ, ging er auf sie zu, küsste ihr die Hand und sagte, zum ersten Mal

das Wort »Mutter« gebrauchend, während die Kinder bis dahin mit ihr nur in der dritten Person gesprochen hatten: »Mutter, verzeih mir mein schlechtes Benehmen. Ich danke dir für das, was du für Vater getan hast. Von jetzt ab will ich dir ein liebevoller Sohn sein.« Die Töchter, nun von beiden Brüdern im Stiche gelassen, fingen auch an, die Anrede »Mutter« zu gebrauchen. Von jetzt an war zwischen allen das Einvernehmen hergestellt.

14

Der Doktor war zwar genesen, hatte aber ein Emphysem behalten.⁴⁵ Er konnte seinem Beruf nicht mehr so nachgehen wie bisher. Er gab die Landpraxis vollkommen auf, beschränkte sich auf die Stadtpraxis. Nach einem Jahr gab er auch die Nachtpraxis auf, da ihn Atemnot quälte, wenn er Nachtluft einatmen musste. Er beabsichtigte, überhaupt nur noch so lange zu arbeiten, bis er seinem Ältesten, Hugo, der Medizin studieren sollte, die Praxis übergeben konnte. Dieser Hugo war ein ganz ungewöhnlicher Mensch. Schön wie sein Vater, energisch und zielbewusst wie dieser, aber weit, weit begabter. Nicht nur, dass er durch alle acht Gymnasialjahre Primus war, schrieb er mit dreizehn Jahren Gedichte, die in Zeitungen veröffentlicht wurden, mit vierzehn Jahren einen Roman, der in den »Narodni listy«, der angesehensten tschechischen Zeitung erschien. Um diese Zeit gab er eine tschechisch-deutsche Grammatik heraus und übersetzte die Psalmen ins Tschechische.⁴⁶ Er galt als stupendes Sprachtalent. Er verkehrte von seinem vierzehnten Lebensjahr an nur mit Universitätsstudenten, da er mit Gleichaltrigen keine gemeinsamen Interessen hatte. Mit 16 Jahren kam er an die Universität, inskribierte Medizin. Für seinen Vater war er die Zukunft, die Fortsetzung seines Lebens. Sein ganzes Glück, sein höchster Stolz. Ihm fehlte die Gabe, seine reichen medizinischen Kenntnisse schriftlich zum Ausdruck zu bringen, das sollte dereinst Hugo tun. Sein schriftstellerisches Talent sollte er verwerten, um seine medizinischen Erfahrungen der Nachwelt zunutze zu machen. Der Vater träumte, ihn an ausländischen Universitäten heranbilden zu lassen. Alle Möglichkeiten des Aufstiegs, die ihm in seiner Jugend durch die Not versagt blieben, sollten Hugo zu Gebote stehen. Trotzdem er ihn über alles liebte, war er ein strenger Erzieher geblieben. Keine Belobigung gab es für das Kind, wenn es die glänzenden Schulzeugnisse überreichte. Er sagte höchstens: »Ich sehe, du erwartest ein Lob. Wofür? Du hast ein Bett gehabt, das Essen am Tisch vorgefunden, wenn du nach Hause kamst, Papier bekommen, auf dem du die Aufgaben

45 Emphysem: irreversible Überblähung der Lungenbläschen.

46 Hugo Weisls Publikationen: nicht ermittelt.

machen konntest. Ich musste mir zuerst das Bett verdienen, dann das Essen und dann das Papier suchen gehen.«

Die verstorbene Mutter war tschechische Nationalistin geworden und hatte ihre Kinder als Tschechen erziehen wollen. Der Vater, in deutschen Schulen erzogen, hatte es nie so weit gebracht, diese Sprache zu beherrschen. Mit seinen Dorfpatienten wurde nur das sogenannte Kuchelböhmisches gesprochen. Die Kinder untereinander sprachen aber meist tschechisch, und Hugos ganze Sympathie galt den Tschechen. Kaum an die Universität gekommen, schloss er sich einem Kreis junger Leute an, die die Los-trennung Böhmens von Österreich propagierten. Er verkehrte nur in tschechischer Gesellschaft. Als im Jahre 1865 František Ladislav Rieger⁴⁷, der damalige Führer der tschechischen Nationalisten, eines politischen Deliktes wegen ins Gefängnis kam und eine Deputation zu ihm geschickt wurde, war es der 16jährige Hugo! Für Medizin interessierte er sich weniger als für Politik. Seine Gedichte, sein Roman, alles diente der Verherrlichung des böhmischen Volkes, machten ihn bekannt. Er wurde von den Nationalisten, die im Kampfe gegen Kaiser Franz Joseph standen, ins Haus gezogen und als einer behandelt, dessen Ansichten ernst genommen wurden.

Vergebens mahnte ihn der Vater: »Hör' auf mit der Politik! Studiere deine Medizin!« Vergebens warnte er ihn: »Lass' ab von den Tschechen! Du bist kein Tscheche. Du bleibst für sie nur der Jude. Und du bist ein Jude, und ein Jude hat kein Vaterland!« Als der Vater erriet, dass sich Hugo nicht nur auf literarische Arbeiten einließ, sondern in Konventikeln geheimer Art verkehrte, wurde er noch dringender: »Lass diese Leute allein! Trau' ihnen nicht! Du wirst der Erste sein, den sie umbringen – der Jud'!«

Es half nichts. Eines Tages sagte Hugo dem Vater: »Gib mir vier Gulden, ich muss heute in der Tanzstunde für den Winter vorausbezahlen.« Als ihm der Vater das Geld übergab und fragte, wann die Tanzstunde zu Ende sei, antwortete der Sohn: »Wie gewöhnlich nach 7 Uhr.« Als es 8 Uhr war und Hugo nicht da, wurde der Vater unruhig, um 9 Uhr besorgt. Und als er um 10 Uhr noch immer nicht kam, nahm er einen Pelz und fuhr in die Tanzschule, um zu erfahren, dass Hugo sein Monatsgeld bezahlt, bis 7 Uhr getanzt hatte und dann mit Freunden, man nannte dem Vater deren Namen, fortgegangen war. Der Vater fuhr von einem Freund zum anderen, um zu hören, dass keiner noch zu Hause war. Denkend, Hugo sei mit ihnen in einer politischen Versammlung, fuhr Wolf weit ruhiger nach Hause, legte sich aber nicht zu Bett, sondern wartete auf den Sohn. Aber es wurde Morgen, Hugo kam nicht. Da ging er wieder zu jenen Freunden. Jetzt waren sie zu Hause und behaupteten, bis 11 Uhr mit Hugo im Vereinslokal

47 František Ladislav (Franz Ladislaus) Rieger (1818–1903): tschechischer Schriftsteller, Mitglied des Österreichischen Reichsrats, neben seinem Schwiegervater František Palacký einer der Führer der tschechischen Nationalpartei.

gewesen zu sein. Dort hätten sie sich von ihm getrennt. Der Vater fuhr zur Polizei. Da er eine angesehene Persönlichkeit war, übernahm der Polizeipräsident persönlich die Leitung der Angelegenheit. Vergeblich. Hugo war unauffindbar.

Der Vater verließ nicht das Haus. Besuchte keinen Kranken. Kein Patient wurde vorgelesen. Er schlief nicht, er aß nicht, er sprach nicht mit Frau oder Kindern. Er saß vor seinem Schreibtisch, hatte den Kopf in die Hände vergraben, unbeweglich. Im Hause herrschte die Stille des Grabes. Keiner wagte zu sprechen. Die Kinder flüsterten sich ins Ohr, was sie sich zu sagen hatten. Die Dienstboten liefen auf Filzpantoffeln herum und durften trotzdem sein Zimmer nicht betreten, in das nur die Mutter hineinging. So vergingen sechzehn Tage. Da erschien ein Polizeibeamter mit der Meldung, in einem Keller sei der Körper eines jungen Mannes gefunden worden, der Herr Doktor möchte ihn ansehen kommen. Und er agnoszierte seinen Hugo. Der Körper zum Skelett abgemagert, unkenntlich das schöne Gesicht, nur ein Muttermal am Arm und in der Tasche ein Notizbuch mit seiner Schrift gaben Zeugnis, dass er es war. In dem Notizbuch stand, datiert mit dem Tag seines Verschwindens: »Welcher Unfug, mich hier eingesperrt zu lassen. Das sind unanständige Witze.« Mit Datum des nächsten Tages: »Ich habe schon wahnsinnigen Hunger, und die Freunde holen mich nicht.« So stand durch fünfzehn Tage jeden Tag ein Datum und dabei eine Bemerkung über Hunger. Am sechzehnten Tag schrieb er: »Gott sei meiner armen Seele gnädig, ich bin verraten und zum Tode verurteilt. Ich bin schon so schwach, dass ich nicht mehr schreiben kann.« *Und das letzte Wort: »Der Vater hat Recht – der Jude hat kein Vaterland!«*⁴⁸

Als der Vater nach Hause kam, sperrte er sich in seinem Zimmer ein. Der Riese weinte so stark, dass sich trotz geschlossener Fenster und obwohl sich die Wohnung in einem hohen zweiten Stock befand, Menschen vor dem Hause ansammelten.

Das Geheimnis, warum der arme Hugo sterben musste, wurde nie gelüftet. Der Vater nahm an, dass, da damals ununterbrochen von Verschwörungen und Attentatsplänen gegen Kaiser Franz Joseph gesprochen wurde, Hugo die schwarze Kugel gezogen, sich aber dann geweigert hatte, an der Verschwörung oder dem Attentat teilzunehmen und als »unverlässlich« von der Partei zum Hungertode verurteilt wurde.⁴⁹

Dr. Weisl war bis zu dem Tage, da sein Lieblingskind auf so entsetzliche Weise sterben musste, ein frommer Mann gewesen, hatte seine Kinder zum Gottvertrauen erzogen. Von dem Tage an wollte er von Gott nichts mehr wissen. Er haderte mit ihm, er besuchte keinen Tempel mehr, nahm kein Gebetbuch mehr in die Hand. In seinem Hause gab es keine Fest- und Feiertage mehr. Er war ein gebrochener Mensch, der das Lachen nicht mehr kannte. Erst als sein Sohn Ernst an die Universität kam und in ein

⁴⁸ Hervorhebung (ChvW).

⁴⁹ Zum Tod Hugo Weisls vgl. die Notiz in der »Prager Zeitung« vom 31. Oktober 1868 (S. 40).

Alter, in dem der Vater den Hugo nicht mehr gekannt hatte, begann er zu vergessen und wurde heiterer. Ernst bekannte sich nach dem Wunsche des Vaters zu den Deutschen, wurde Couleurstudent der deutschnationalen Burschenschaft »Carolina«.⁵⁰ Nach der wunschgemäßen Hochzeit seiner Tochter Emilie mit dem Regimentsarzt Philipp Schulhof (am 15. Februar 1874) wurde der Vater beinahe wieder der Alte.

15

Der 36jährige Philipp Schulhof (geb. 1838) war das Lieblingskind und der älteste Sohn einer wohlhabenden Witwe, die in Staab, einem kleinen Städtchen in der Pilsner Region, wohnte. Von der Mutter hatte er einen bedeutenden Zuschuss zu seiner Gage erhalten, so dass er als Junggeselle höchst vergnügt in angenehmsten Verhältnissen in seiner Garnison leben konnte. Als er wieder einmal auf Urlaub zu Hause gewesen war, hatte seine Mutter ihn beschworen, doch endlich zu heiraten. Als er lachend ablehnte, begann sie zu weinen. Er erschrak und meinte: »Mutterle, ich habe nicht gewusst, dass es dir so eine Herzenssache ist. Wen hast du mir denn zgedacht, die dir so nahesteht?« Sie sagte ihm, die Tochter ihrer besten Freundin, Frau Klein in Prag, habe alle Vorzüge, die sich ein Mann nur wünschen könne. Sie verlange ja nicht von ihm, dass er sie gleich heirate, aber ansehen solle er sie.

Das versprach er ihr und fuhr am nächsten Tag schon zu diesem Zweck nach Prag. Er kam an, sein Bursch, das Kofferl, in dem sein Waffenrock lag, in der Hand, wurde von ihm angewiesen, in ein dem Bahnhof gegenüber liegendes elendes Gasthaus zu gehen. Der Bursch verstand ihn nicht. »Trag den Koffer in dieses Wirtshaus, nimm ein Zimmer auf, pack den Waffenrock aus, ich gehe inzwischen etwas essen und komme mich dann umziehen.« Der Bursch war gewöhnt, im »Blauen Stern«, dem vornehmsten Hotel der Stadt, abzusteigen, und sagte: »Trag ich Kofferl in »Blauen Stern««.

Da der Regimentsarzt sah, dass es zu lange dauern würde, um dem Offiziersdiener klar zu machen, dass er diesmal nicht im »Blauen Stern« abzusteigen beabsichtige, da er mit dem nächsten Zug zu seiner Mutter zurückkehren wolle, sagte er: »Komm mit«, überschritt die Straße, zeigte mit dem Finger auf den Eingang des Hauses und sagte: »Da hinein!« In dem Augenblick trat Emilie Weisl, zwanzig Jahre alt, in ihrer ganzen strahlenden Schönheit aus einem Haustor heraus, die Notenmappe in der Hand, aus der Klavierschule kommend. Er sah sie an, wurde rot bis zu den Haarwurzeln und ging hinter ihr drein. Von der Hibernergasse in die Korntorgasse ist es ein Weg von einer Drei-

⁵⁰ Die deutschnationale »Akademische Verbindung Carolina« war 1860 an der Karls-Universität Prag gegründet worden (vgl. S. 27, 41, 43).

viertelstunde. Als Emilie in ihr Wohnhaus eintrat, nahm er einen Silbergulden, damals eine große Summe, überreichte sie der Hausbesorgerin und erkundigte sich, wer das Mädchen sei, die eben eingetreten war. Sie sagte ihm: »Is sie Tochter von Dr. Weisl.« Am Haustor sah er: Ordination von 3 bis 5 Uhr. Er nahm einen Wagen, fuhr in das Gasthaus zurück, wo ihn sein Bursch erwartete, legte den Waffenrock an, schrieb an Frau Klein, dass er bedauere, den angesagten Besuch nicht machen zu können, gab den Brief dem Diener zur Besorgung, ging in ein elendes Wirtshaus in der Korntorgasse etwas essen und zog sofort die Uhr, um zu sehen, wann es endlich 3 Uhr sein werde, denn er wollte der erste Patient sein.

Punkt zwei Uhr trat er bei Dr. Weisl ein und sagte, als er nach der langen Wartezeit endlich vor ihm stand: »Ich bin Dr. Schulhof, Regimentsarzt, Garnison Josefstadt, bin aus Stab«, worauf ihn der unterbrach, ihm die Hand entgegenstreckend, sagte: »Ich kenne Ihre Familie. Ich bin einmal von Ihrem Vater, als eines der Kinder krank war, nach Stab berufen worden. Wollen Sie Platz nehmen und mir sagen, was Sie zu mir führt.«

Der stand aber weiter Habtacht⁵¹ und sagte: »Ich komme, Sie um die Hand Ihrer Tochter Emilie zu bitten.« Dr. Weisl, sehr erstaunt, antwortete: »Meine Tochter hat mir nicht erzählt, dass sie Sie kennt, noch auch, dass sie Ihnen das Recht dazu gegeben hat.« »Das wäre auch nicht möglich, denn sie kennt mich nicht, ich habe sie erst heute zum ersten Mal gesehen.« Und er erzählte ihm den Vorgang. Dr. Weisl hörte ihm ruhig zu und dachte: ein Irrsinniger! Da heißt es, auf seinen Wahn vorderhand eingehen! Er antwortete: »Wollen Sie sie vielleicht sprechen?« »Nichts wäre mir erwünschter.« Da das Wartezimmer voll Patienten war, führte er ihn in die Wohnung hinein, wo er zunächst seiner Frau begegnete, ihn ihr vorstellte und leise zu ihr sagte: »Nicht ihn aus den Augen lassen«, und zeigte auf die Stirn.

Als er nach der Ordination in die Wohnung ging, saß der Herr Regimentsarzt neben der Emilie, und die beiden jungen Leute sprachen sehr angeregt miteinander. Er setzte sich zu ihnen, und jetzt merkte er, dass Dr. Schulhof nicht nur ganz bei Verstand, sondern ungewöhnlich gescheit war und interessant zu erzählen wusste. Er bat, ein Telegramm an seinen Oberst aufgeben zu lassen, in welchem er um Verlängerung seines Urlaubs ersuchte, und da er keine Anstalten machte zu gehen, lud ihn Dr. Weisl zum Nachtmahl ein. Acht Tage später war Verlobung.

Die zweite Tochter Hedwig war lange nicht so schön und imposant wie die Emilie. Sie war zierlich, hellbraun, mit treuherzigen, nussbraunen Augen, hatte den blendenden Teint aller Weisls und war ungewöhnlich geistreich. Sie hatte eine Freundin, die unsterblich in einen der gesuchtesten Ehekandidaten Prags verliebt war, das einzige Kind

⁵¹ »Habtacht!«: militärisches Kommando zum Strammstehen.

sehr reicher Leute, durch Einfluss seines Vaters in noch jungen Jahren Direktor einer ersten Bank. Der aber erwiderte die Liebe der guten Poldi nicht. Sie weinte täglich an Hedwigs Busen ihren Liebesgram aus, bis sie ihr erzählen konnte, dass sie den Direktor endlich doch so weit gebracht hatte, dass er in ihrem Hause Besuch machen werde. Von dem Tage an konnte Poldi immer weitere Fortschritte melden, bis sie endlich freudestrahlend Hedwig zur Verlobung einladen kam. Um 8 Uhr abends war das Souper für die beiderseitigen Familien; nur Hedwig, ihre einzige Freundin, sollte vorher, da der Bräutigam um 6 Uhr zu kommen versprach, ihn kennen lernen. Hedwig erschien, man plauderte zu dritt, das heißt, Hedwig sprach, und der junge Mann wurde immer einsilbiger, bis er nach einer Stunde aufstand und bat, Poldi einen Augenblick allein sprechen zu dürfen. Der Augenblick dauerte eine halbe Stunde, dann kam Poldi, mehr Leiche als lebendig, zu Hedwig. »Er hat mir gesagt, er kann sich nicht entschließen, ich soll ihm sein Wort zurückgeben. Er ist schon fort.« Hedwig suchte nach Trostworten und kehrte in unbeschreiblicher Aufregung nach Hause zurück. Nach einigen Tagen erhielt sie einen Brief des Herrn Direktor Leopold Saxl, in welchem er ihr schrieb, sie sei die Einzige, die er sich zur Frau wünschen würde, und bitte um die Erlaubnis, ihr einen Besuch machen zu dürfen. Der Vater sagte ein kategorisches »Nein!« und fügte prosaisch hinzu: »Aus diesem Topf werden keine Knödel gegessen.« Die liebe Hedwig, stolz auf die Eroberung des Salonhelden Prags, antwortete ihm, dass er sie aus der Sprachschule abholen könne, da der Vater nicht dulde, dass er ins Haus kommt. Reizte vielleicht den Verwöhnten und Umworbenen dieser Korb, oder war es wirklich Liebe auf den ersten Blick, er ließ Bank und Pflicht im Stich und war jeden Augenblick, wenn Hedwig unbeaufsichtigt war, mit ihr zusammen. Endlich wagte Hedwig doch, dem Vater zu gestehen, dass sie den Direktor treffe und ihn so liebe, dass sie ohne ihn nicht leben könne. Der Vater wurde gegen ihr Erwarten nicht zornig, sondern nur sehr, sehr traurig. Er sagte ihr: »Du bist siebzehn Jahre alt. Da weiß man noch nicht, was man will. Habe doch Vertrauen zu mir, zu meiner Erfahrung. Das ist kein Mann, das ist ein verwöhntes, unerzogenes Kind. Wenn man so jung ist wie du, braucht man einen Mann, der einen leitet und führt. Obwohl elf Jahre älter als du, ist er noch unreifer als du. Ich kann nicht zugeben, dass du in dein Unglück rennst.«

Hedwig vergötterte ihren Vater, wie alle ihre Geschwister, glaubte aber, dass er ihren geliebten Leopold verkenne. Sie lief zu den Brüdern ihrer seligen Mutter, ihnen ihr Herz auszuschütten. So erhielt Dr. Weisl nach einigen Tagen einen Brief seines Schwagers Schalek: »Du hast durch deinen Starrsinn die herrlichste Frau, die es auf der Welt gab, ins Grab gestürzt. Ist Dir das nicht genug? Willst Du auch Dein Kind so weit treiben, bis es Selbstmord begeht? Direktor Saxl ist heute die begehrteste Partie Prags; die ersten Häuser würden sich glücklich schätzen, ihn zum Schwiegersohn zu bekommen, und Du weisest für Dein Kind ein solches Glück zurück, ohne Gründe angeben zu kön-

nen? Trotzdem Du siehst, wie sich die beiden lieben? Ich möchte nicht in Deiner Haut stecken, wenn sich die immer schon exaltierte Hedwig etwas antut.«

Als er diesen Brief gelesen hatte, rief er Hedwig ins Zimmer und zeigte ihn ihr. Mit vor Trauer zitternder Stimme sagte er: »Du hast dich bei deinen Onkeln nicht nur über mich beklagt, sondern Menschen, von denen du weißt, dass ich sie hasse, zur Hilfe gegen mich aufgerufen. Ich habe geglaubt, wenn nicht die Liebe, so doch das Vertrauen meiner Kinder zu besitzen. Ich habe mich in dir getäuscht. Nimm ihn. Dein Wille geschehe. Dein Unglück sehe ich voraus und bin unglücklich, dass ich ein solcher Feigling bin, um es nicht zu verhindern. Du wirst es ein ganzes Leben lang bereuen, dich gegen deinen Vater so infam benommen zu haben. Nimm ihn. In vier Wochen musst du verheiratet und aus meinem Hause verschwunden sein.«

Und so fand einen Monat später die Vermählung der beiden Schwestern gleichzeitig und zur selben Stunde statt.⁵²

Wie er es vorausgesehen, wurde Hedwig sehr unglücklich. Ihr Mann betrog sie mit allen Frauen, die ihm in den Weg liefen, und da er ein sehr schöner Mann war, liefen ihm sehr viele in den Weg. Infolge der Weibergeschichten vernachlässigte er seinen Beruf, verlor die Stelle, kaufte eine Fabrik in Eger. Sie ging durch seine Unfähigkeit zu Grunde, nachdem er sein sehr großes Erbteil, außerdem noch die Mitgift und das Erbteil seiner Frau sowie 20.000 Gulden Darlehen seines Schwagers Ernst eingebüßt hatte. Dann ließ er sich von Hedwig scheiden – und heiratete eine junge hübsche Person.

Im Unglück wurde Hedwig ein großer Mensch. Sie erzog ihre vier Kinder⁵³ mit ihres Kopfes Arbeit, erteilte Tschechen Unterricht in Französisch, was damals eine Seltenheit war, und gab Gymnasiasten Nachhilfestunden. Statt die Ferien zu ihrer Erholung zu nutzen, fuhr sie nach Paris, studierte dort an der Sorbonne und bereitete, nach dort abgelegter Prüfung, Schülerinnen zur Staats- und Universitätsprüfung in Französisch vor. Sie wurde ein Mensch von ganz großem Format, blieb aber unglücklich. Nicht nur in ihrem Eheleben, sondern auch in ihren Kindern. Als es der ältere Sohn bis zum Direktor der Filiale der Kreditanstalt in Görz gebracht hatte, brach der Erste Weltkrieg aus. Er rückte, gegen ihren Willen, freiwillig ein. Er hatte sich taufen lassen und war mit der Tochter eines Feldmarschalleutnants verheiratet, die es als ehrlos bezeichnete, nicht fürs Vaterland zu kämpfen. Er kam nicht zurück. Man weiß nicht, ob er fiel, er gehört zu den Verschollenen.⁵⁴ Ein zweiter Sohn, Anton (Toni), wurde Berufsoffizier

⁵² Die beiden Schwestern wurden nicht am selben Tag getraut. Philip Schulhof und Emilie Weisl heirateten am 15. Februar 1874, Hedwig Bertha Weisl und Leopold Saxl am 22. März 1874; Hedwig (geb. 1853) war zu dieser Zeit bereits über zwanzig, nicht erst siebzehn Jahre alt.

⁵³ Amalie Gabriela (geb. 1876), Konrad (geb. 1877), Paul (geb. 1878), Anton (geb. 1880).

⁵⁴ Konrad Saxl: seit 1907 Direktor der Kreditanstalt für Handel, Industrie und Verkehr in Triest/

der Artillerie, der es in der Tschechoslowakei bis zum Oberst brachte. Eine Tochter Hedwigs, Amalia, wurde eine blendende Schönheit, ließ sich auch taufen und heiratete einen Mann aus allererster tschechischer Familie⁵⁵, der sich jedoch schon kurz nach der Ehe als Säufer entpuppte. Sie musste sich scheiden lassen. Deren einziges Kind Johann, geboren 1900, wurde im Alter von sechzehn Jahren bei einem Bauernaufstand in Ungarn, wo er als Adjunkt angestellt war, totgeschlagen. Das gab der armen Hedwig den Rest. Wenige Tage nach Erhalt dieser Nachricht, am 8. Dezember 1918, starb sie.

Ihre Schwester Emilie hatte ein besseres Geschick. Von der Hochzeitsreise (nach Paris) brachte sie ihr Mann, der Regimentsarzt Philipp Schulhof, in seine Garnison. Ganz Josefstadt bestand damals aus einer Festung. Die Offiziere lebten wie eine große Familie. Der österreichische Offizier wurde schlecht bezahlt, und trotzdem die Subalternen ohne Kautionskapital nicht heiraten durften, reichten auch die Zinsen dieses Kautionskapitals nicht hin, ein behagliches Leben zu führen. Geldsorgen waren an der Tagesordnung. Woran spart man, wenn man kein Geld hat? Zuerst an der Toilette der Frau, denn die Uniform muss tadellos sein. Da sich deshalb die ärarischen Damen⁵⁶ – wie sie genannt wurden – nicht durch besondere Eleganz auszeichneten, kann man sich die Sensation vorstellen, die das Erscheinen der Frau Regimentsarzt hervorrief. Als sie dem Wagen entstieg, starrten sie die Herren mit offenem Munde an; die Damen zwar auch, als sie ihnen in ihren Dienstwohnungen Antrittsbesuche abstattete, aber mit andern Gefühlen. Josefstadt gefiel der jungen Frau nicht. Die Monotonie der Dienstgespräche, die nur von Klagen über die teuren Preise unterbrochen wurden, langweilten sie. Da gab es eine Abwechslung! Eine Kunde geht von Zimmer zu Zimmer. Erzherzog Rainer kommt zur Inspektion!⁵⁷ Man veranstaltet ihm zu Ehren ein Festessen! Jetzt kommt Leben in den Ameisenhaufen. Die Kaserne wird angestrichen, alles blitzsauber gemacht, die Offiziere schlafen nicht vor Aufregung, geht es doch um's Avancement.⁵⁸ Und erst die Damen! Die uralten Fähnchen werden modernisiert. Schneiderinnen aus dem benachbarten Leitmeritz⁵⁹ sitzen in jeder Offizierswohnung. Die Damen laufen von Zimmer zu Zimmer. Von der Frau Hauptmann borgt man sich ein Restchen Band, von der Frau

Zweigstelle Görz. Als Oberleutnant der Reserve wurde er für seinen Kriegseinsatz 1914/1915 mehrfach ausgezeichnet, im Triestiner »Fremdenblatt« vom 13. Mai 1916 unter den gefallenen Mitarbeitern der Kreditanstalt Triest genannt.

55 Amalia: seit 1899 mit dem »Fabrikgesellschafter und Hausbesitzer« Johann Kejí verheiratet.

56 Ärarisch (österreich. Amtssprache): zum Staatsvermögen gehörend.

57 Erzherzog Rainer von Österreich (1827–1913): 1868–1906 Oberkommandierender der k. k. Landwehr, 1874 Feldzeugmeister (Oberbefehlshaber der Artillerie).

58 Avancement (frz.): militärische Beförderung.

59 Leitmeritz/Litoměřice: Bezirksstadt in der nordböhmischen Region Ústí nad Labem.

Oberst ein Eckchen Spitze. Und die Angst, was der Erzherzog wohl fragen wird und ob man vor Aufregung auch wird antworten können!

Emilie hatte sich in Paris ein Ballkleid gekauft. Zum Hochzeitsgeschenk hatte sie ein Diadem von ihrem Mann und eine passende Corsage⁶⁰ von ihrer Schwiegermutter erhalten. Vor dem Diner versammelte man sich in einem Saal. Der Erzherzog erschien und begann den Cercle⁶¹ bei der höchststehenden, daher ältesten Dame. Emilie, mit ihren 175 Zentimetern alle Damen überragend, fiel ihm bei seinem Eintritt sofort auf, als die Einzige, die in hoffähige Balltoilette gekleidet war, und wohl auch wegen ihrer Schönheit. Während er mit den anderen Damen sprach, sah er oft nach ihr, bis zu dem Augenblick, wo die Reihe an sie kam, angesprochen zu werden: »Wie ich höre, sind Gnädige noch nicht lange hier.« »Um sechs Wochen, sieben Stunden und 33 Minuten zu lang.« Er lachte laut auf: »Gefällt es der Gnädigen hier nicht?« »Ich weiß, Eure Kaiserliche Hoheit, dass ich entsprechend dem Zeremoniell nicht fragen, sondern nur antworten darf. Gestatten mir gnädigst dagegen verstoßen zu dürfen. Würde es Eurer Kaiserlichen Hoheit hier gefallen?«

Er, der recht verdrossen und gelangweilt eingetreten war und die Aufgabe, Cercle zu halten, recht widerwillig erfüllt hatte, kam in strahlende Laune: »Also wo würde es der schönen Frau gefallen?« »Überall dort, wo es Sr. Kaiserlichen Hoheit gefallen würde; Wien, Prag, Graz, Innsbruck.« »Ich werde mich bemühen, die Wünsche der Gnädigen zu erfüllen.«

Da sie als Rangjüngste die letzte war, die er anzusprechen hatte, wurde jetzt die Tür des Speisesaals geöffnet. Der Adjutant meldete, dass Se. Kaiserliche Hoheit die Frau des Brigadiers hineinzuführen habe. Der Erzherzog verbeugte sich, Emilie machte den tiefen Hofknix, und er reichte der alten Dame, ein Oberleutnant der Emilie den Arm. Am Weg zur Tür sagte der Erzherzog: »Meine Herren, der Schönheit den Vortritt.« Glühend rot vor Verlegenheit, musste der Herr Oberleutnant mit Emilie als Erster den Saal betreten, und der Erzherzog mit seiner Dame ging hinter ihm drein. Gleich nach dem Speisen, während er die Konversation mit der alten Dame mühsam aufrecht hielt, zog er wieder Emilie ins Gespräch.

Als das Ehepaar Schulhof am Abend seine Wohnung betrat, sagte der Herr Regimentsarzt sehr traurig: »Packen wir ein, hier ist unseres Bleibens nicht länger.« Sie wurde auch tatsächlich von Männlein und Weiblein so geschnitten, dass sie sich kaum mehr aus ihrer Wohnung herauswagte. Aber schon nach wenigen Tagen erhielten sie die Nachricht von seiner Versetzung nach Wien.

60 Corsage/Korsage (frz.): enges, schulterfreies Kleid ohne Träger und Büstenhalter.

61 Cercle: feierlicher Empfang.

Überflüssig zu sagen, welchen Kreis sie hier um sich zu versammeln verstand. Zu ihrem »Jour« am Sonntag kamen die Spitzen der Generalität, sogar Graf Beck, der Chef des Generalstabs!⁶² Wann immer der gefürchtete Galgóczy⁶³ nach Wien kam, galt sein erster Besuch ihr. Das militärärztliche Korps, die Finanz- und Industrielwelt erschienen mehr oder weniger regelmäßig in diesem Kreis – und das schadete natürlich keineswegs dem Avancement des Gatten. Als ihn im Alter von 52 Jahren ein schweres Herzleiden zwang, um seine Pensionierung anzusuchen, hatte er schon als Oberstabsarzt I. Klasse den Oberst-Rang erreicht. (Er hatte sich »natürlich« samt seiner Frau längst taufen lassen.)

Emilie hatte mit dem Hof noch eine zweite Begegnung. Kronprinz Rudolf hatte geheiratet und kam mit seiner jungen Frau nach Wien.⁶⁴ Das Offizierskorps veranstaltete im Militärkasino ein Konzert. Emilie hatte mit Mühe und Not, da ihr Mann nur Regimentsarzt war, in der letzten Reihe einen Platz bekommen, zufällig einen Ecksitz. Das hohe Paar erschien. Bei den Klängen der Volkshymne⁶⁵ passierten sie den Saal. Die Damen sanken in tiefer Verbeugung zusammen. Die Kronprinzessin sah zufällig Emilie an, blieb eine Sekunde vor ihr stehen, machte den Kronprinzen auf sie aufmerksam, und er drehte sich gegen jede Regel der Etikette nach ihr um. Kaum hatte er mit seiner Gattin in den Fauteuils Platz genommen, als er den Adjutanten heranwinkte und ihm einen Befehl gab. Der trat an Emilie heran. Da Philipp keine Karte bekommen hatte, war sie allein. Er stellte sich vor und sagte, die Kronprinzessin wünsche, dass er sie ihr beim Cercle vorstelle. So holte er sie in der dazu bestimmten Pause ab, und die Kronprinzessin, die damals noch schlecht deutsch sprach, sagte: »Ich komme jetzt nach Prag in Garnison, ist die Stadt groß? Ich höre, Sie sind dort gewachsen.« Worauf Emilie sehr ruhig sagte: »Kaiserliche Hoheit, ich bin, wie Sie sehen, dort gewachsen, aber Prag hat mir nur zugeschaut.«

Der Kronprinz lachte laut auf und sagte: »Ich dachte meine Frau wäre im Saal die längste, aber die Luft in Prag muss für das Wachsen besser sein als die in Brüssel, da Sie noch ein Stückchen größer sind.« Da sie wieder witzig antwortete, auf das goldene Haar der Kronprinzessin anspielend: »Dafür scheinen in der Luft Brüssels die Sonnenblumen zu gedeihen« und – auf ihr eigenes Haar zeigend – »in der Prager nur die Schwarz-

62 Friedrich Graf von Beck-Rzikowsky (1830–1920): Feldzeugmeister, Chef des Generalstabs, Mitglied im Herrenhaus des österreichischen Reichsrates.

63 Theodor Galgóczy von Galántha (1834–1896): Generalmajor, Regimentskommandant des 13. ungarischen Husaren-Regiments.

64 Kronprinz Rudolf (1858–1889) hatte auf Drängen seines Vaters, Kaiser Franz Joseph, am 10. Mai 1881 Prinzessin Stephanie von Belgien (1867–1918) geheiratet.

65 Volkshymne: »Gott erhalte, Gott beschütze / Unsern Kaiser, unser Land!« Text: 1854 von Johann Gabriel Seidl (1804–1875), Musik: 1796/97 von Joseph Haydn (1732–1809).

beeren«, sprachen die Herrschaften mit ihr solange, bis der Adjutant dem Kronprinzen ein Zeichen gab, dass er die Nächsten ansprechen müsse. Beim Verlassen des Saals blieb die Kronprinzessin noch einmal vor ihr stehen und reichte ihr die Hand zum Kusse.

16

Als Herr Michlup mit Marie von der Hochzeitsreise zurückkam, galt einer der ersten Besuche seinem lieben Schwager und Freund Dr. Weisl. Marie zog sich dazu ihr schönstes Kleid an. Sie mochte den Dr. Weisl nicht. Sie hatte sich immer vor ihm gefürchtet, sie hatte die schöne Amalie schwärmerisch geliebt und bewundert. War Amalie eine Zeitlang am Krankenbett bei der Frau Michlup gesessen, konnte sie aufspringen und rufen: »Marie, wir tanzen jetzt ein bisschen!« Dann drehten sie sich im Kreis, bis beide lachend und schwindlig auf einen Sessel flogen. Der Doktor aber war immer ernst und hatte die kleine Marie stets finster angesehen. So hatte sie auch jetzt vor dem Besuch ein bisschen Angst. Auf ihr Läuten öffnete eine schöne, schwarze Frau die Tür und blickte Marie erstaunt an. Dann kam ihnen Dr. Weisl entgegen und sagte, ihr die Hand entgegenstreckend: »Was ist denn in den zwei Jahren aus der kleinen Marie geworden? Sie sind ja eine entzückende schöne Dame! Warum sind Sie denn immer vor mir wegelaufen?«

Marie riss die Augen auf. »Das haben Sie bemerkt?« Er lachte: »Ein Arzt sieht alles.« »Ich habe mich so vor Ihnen gefürchtet, Herr Doktor, dass ich mich am liebsten in Luft aufgelöst hätte, wenn Sie ins Zimmer traten.« In dem Augenblick sang wunderbarlich ein Vögel. »Wie süß das klingt«, sagte Marie. Da stand der Doktor auf und meinte: »Schauen Sie sich doch meine Vögel an«, und seine Frau fügte hinzu: »Und dann die Blumen im andern Zimmer. Wenn mein Mann noch so viel zu tun hat, Blumen und Vögel pflegt er ganz allein.« Jetzt sprach der Doktor mit seinen Vögeln. Da bekam seine Stimme einen ganz andern Klang, so zärtlich und so sanft und so lieb, dass Marie dachte: »Derselbe Mensch, der so viel Gefühl für Tiere hat, konnte gegen seine schöne Frau so hart sein?«

Dann führte er sie in sein Zimmer. Das war ein Saal an Größe, hatte drei Fenster und alle waren angefüllt mit den herrlichsten Topfpflanzen. Die Mode schrieb damals vor, dass jede Familie einen Fikus⁶⁶ haben musste. Der stand groß wie ein Baum in jedem Pfeiler, Rosenblüten, Nelken dufteten, es war wie in einem Treibhaus. »Alle die habe ich mir selbst gezogen«, sagte er mit einem gewissen Stolz, und seine Frau fügte hinzu: »Keiner von uns darf seine Blumen berühren, er behauptet, sie kennen seine Hand.«

66 Fikus (*Ficus benjamina*): Birkenfeige, eine der ältesten Zimmerpflanzen.

Scheinbar hatten sie die Tür ins Vorzimmer nicht gut geschlossen, denn auf einmal schlängelte sich behutsam, auf dem Bauch kriechend, ein kleiner schwarzer Rattler ins Zimmer.⁶⁷ Als er sah, dass sein Herr ihn nicht hinauswies, sprang er mit Freudengebell auf diesen hinauf. Er leckte ihm die Hände, drehte sich im Kreis um ihn, toll vor Freude, und als das Herrle freundlich sagte: »Murphi, ist das ein Benehmen vor Fremden?« wusste er vor Freude nicht mehr sich zu halten, bis ein strenges »auf den Platz!« ihn, mit eingezogenem Schwanz sich hinausschleichen ließ. Nun setzten sich alle. Die beiden Männer sprachen miteinander, so dass die Damen hätten miteinander konversieren sollen. Aber Frau Weisl war ganz still, und es sprach nur Marie. Ihr Mann bemerkte nach einer Zeit, dass sie ungeduldig wurde, und verabschiedete sich. Als die Vorzimmertüre sich hinter ihnen geschlossen hatte, sagte Marie: »Schön ist diese Römerin, aber die gehört auf einen Sockel! Mit ihr zu reden, ist eine Aufgabe, die über menschliche Kräfte geht.« Ihr Mann, immer mild und verstehend, meinte: »Sie ist ein sehr unglücklicher Mensch, durch eine harte Schule des Lebens gegangen. Ihre Eltern waren sehr reich, der Vater ist erblindet, die Mutter hat nichts vom Geschäft verstanden, dadurch sind sie in Konkurs geraten. Er konnte die Schande nicht überleben. Man munkelt, dass er sich vergiftet hat. Um ihre Mutter und sich zu versorgen, hat sie den viel älteren Mann geheiratet.« Maries weiches Herz schmolz gleich vor Rührung. Sie sagte: »Ich werde mir halt nächstes Mal Mühe geben, sie zu erheitern.«

Eine Woche später brachte Dr. Weisl seine Frau zu ihnen. Marie zerriss sich vor Liebenswürdigkeit, die Frau war nicht zu erwärmen. Als sie fortgingen, streckte Marie ihre Arme waagrecht aus, wirbelte sich drehend ein paar Mal durch das Zimmer, dann lachte sie: »Jetzt bin ich wieder warm. Die Frau ist kein Eiszapfen, die ist ein Gletscher.« Ein paar Tage nachher besuchte Dr. Weisl Herrn Michlup im Büro und sagte: »Unsere Frauen passen nicht zueinander. Deine ist eine Rosenknospe, meine eine steife Pappel. Aber unsere Freundschaft darf darunter nicht leiden. Sooft mich meine Praxis in deine Nähe führt, werde ich dich besuchen. Ist es Vormittag, gehen wir miteinander auf ein Glas Wein, am Nachmittag in ein Kaffeehaus.« Und sie schüttelten sich die Hände und blieben treue Freunde bis zum Tode des Doktors.

Im Winter des Jahres 1879/1880 plagte sein Lungenemphysem den Doktor ganz besonders. Er konnte nicht im Bette liegen. Sooft Herr Michlup seinen Freund besuchte, saß er von Polstern gestützt in einem schwarzen Lederfauteuil. Von einem zum andern Mal atmete er schwächer, waren die Füße geschwollener. Er ließ sich von dem ihn behandelnden Arzt über seinen Zustand nicht täuschen und meinte: »Ich begreife nicht,

67 Rattler: böhmische Hunderasse, dank des schwächtigen Körperbaus und flinker Reaktionsfähigkeit zur Jagd auf Ratten besonders geeignet.

warum mich Professor Alfred Präbram⁶⁸ für einen so schlechten Arzt hält, dass er glaubt, dass ich meinen Zustand nicht verstehe. Am 8. Mai 1880 um 10 Uhr Abend verschied er. Vor ihm stand ein Literglas mit Wasser, er hob es mit der linken Hand auf, trank, setzte es nieder, legte den Kopf auf den Polster und war nicht mehr. Bei dem Begräbnis – der Friedhof war in den Weinbergen außerhalb der Stadt – ging der böhmische Hochadel, dessen Arzt er gewesen war, hinter dem Sarge zu Fuß; ihre Equipagen mit galonierten⁶⁹ Dienern folgten mit den Damen.

Vor einigen Jahren war ich in Prag und besuchte sein Grab. Vom alten Friedhof blieben nur ungefähr zehn Meter im Quadrat übrig. Alles andere war mit vierstöckigen Häusern verbaut. Grabsteine lagen kunterbunt zerbrochen; die Gräber meiner Großeltern konnte ich nicht mehr finden. Nur sein Grab ist geblieben; ein herrlich grüner Hügel mit einem hohen Grabstein aus schwarzem Granit hat dem Sturm der Wetter standgehalten.⁷⁰

Marie schrieb den wärmsten Brief an die Witwe und bekam eine kühle Antwort. Sie zeigte sie ihrem Mann und sagte: »Ich dachte, die Frau ist kalt; ich glaube aber jetzt, sie ist eher hochmütig.« Damit endete jeder Verkehr.

17

Maries Gatte war der aufmerksamste Schwiegersohn, den sich die Eltern nur wünschen konnten. Er ließ sie jeden Sonntag zum Mittagessen von seinem Wagen abholen; für den Sonntagabend war immer eine Loge im Theater reserviert. Mutter und Töchter wurden mit den elegantesten Toiletten ausgestattet. Leider dauerte dieses Glück nur zwei Jahre. Da erkrankte der Großvater Emanuel Singer. Die Ärzte Prags verstanden nicht die Krankheit und waren ratlos. Da bat meine Großmutter »Ich habe zu keinem Arzt auf der Welt ein solches Vertrauen wie zu meinem Bruder Ludwig (der war inzwischen Professor in Berlin geworden). Möchten Sie ihn mir kommen lassen?« Selbstverständlich schrieb Herr Michlup nach Berlin. Von der Frau Ludwigs kam die Nachricht, dass ihr Gatte infolge eines Nervenleidens, das er sich »durch Überarbeitung im Beruf« zugezogen hatte, schon vor vielen Jahren gestorben war. Sie schrieb weiter, sie sei kinderlos, wohl in guten Verhältnissen zurückgeblieben, aber einsam, einsam.

68 Alfred Präbram (1841–1912): Professor für Pathologie und Therapie an der Prager Universität.

69 Galoniert: in Festtags-Livrees gekleidet.

70 Wolf Weisl (1810–1880) wurde auf dem im 16. Jahrhundert angelegten Wolschaner Friedhof, seit 1787 Begräbnisstätte der Prager Juden, beigesetzt.

Mein Großvater kränkelte noch ein Jahr. Er ließ sich nur von der Fanny pflegen, duldete nicht, dass ihm seine Frau auch nur die kleinste Handreichung machte. Sie stand ihm viel zu hoch, als dass er geduldet hätte, dass sie sich für ihn bemühe. Als Fanny nicht mehr ausreichte, wurden zwei Pfleger zur Hilfe genommen. Er hatte ein Darmleiden; heute wüsste man, dass es Krebs war. Damals verstand man es noch nicht. Er magerte ab, verweigerte jede Nahrung, wurde täglich schwächer. Der Arzt kam zwei- oder dreimal täglich, konnte aber seine Schmerzen nicht lindern. Der brauchte nicht lange sich um ihn zu bemühen. Der Todkranke verlangte, man möge der Anna nach Iglau telegraphieren, sie solle sofort kommen. Mein Großvater war von tiefer Frömmigkeit erfüllt. Er hatte ein kindliches Gottvertrauen und hielt die Gebote und Verbote seines Glaubens mit großer Genauigkeit. Meine Großmutter erzählte, dass – trotzdem er kein schöner Mann war – beim Beten sein Gesicht einen so verklärten Ausdruck annehme, dass es schön wurde.

Es nahte der Versöhnungstag.⁷¹ Da sagte er zu seinem Arzt, dass er aufstehen und in den Tempel gehen werde, trotzdem er schon wochenlang das Bett hatte hüten müssen. Der entsetzte sich über diese Absicht, aber es war alles vergeblich. Der Großvater ließ sich am Nachmittag den Raseur kommen; man musste ihm ein Bad richten, er zog sein Sterbekleid an und fuhr in den Tempel. Dort blieb er fastend und betend, ohne sich während der Nacht und während des ganzen Tages auch nur einen Augenblick auszu-ruhen, bis der Fasttag zu Ende war. Dann brachte ihn der Wagen in seine Wohnung. Er legte sich zu Bett und sagte: »Jetzt kann ich ruhig sterben, ich habe mich mit meinem Gott versöhnt.«

Der Hausarzt war so aufgebracht über den Ungehorsam, dass er ihn nicht weiter behandelte. Man nahm einen anderen Arzt. Gleich nach ihrer Ankunft ließ er um alle Kinder schicken. Er fühle, sein Tod sei nahe, und er wolle sich von allen verabschieden. Zuerst ließ er seine Frau an sein Bett kommen. Er sprach lange mit ihr. Als sie ins Zimmer kam, in welchem die weinenden Kinder warteten, rang sie die Hände und sagte laut schluchzend: »Da ist man ein Leben lang mit einem Menschen verheiratet und hat ihn nicht gekannt. Der Vater ist ein Dichter. Weder Schiller noch Goethe hätten poetischer zu ihrer Frau sprechen können als er zu mir. Ich hatte keine Ahnung, dass er mich so über alle Begriffe geliebt hat.«

Dann rief er Anna, die Älteste, zu sich: »Du bist nur Mutter und Frau, sei jetzt endlich einmal auch Kind. Denke an die Mutter und tue für sie, was du kannst.« Er segnete sie und ließ Minna an sein Bett treten: »Du bist mit dem Herzen der Brüder deiner Mutter geboren. Dafür kannst du nichts. Geh aber in dich und bemühe dich, deinen Egoismus zu zügeln. Denke daran, dass man nicht nur für sich, sondern auch für die anderen auf der Welt sein muss. Möge dir mein Segen helfen, ein besserer Mensch zu werden.«

⁷¹ Versöhnungstag (Anm. 23).

Zu Julie sagte er: »Du bist so ein zärtliches, gutes Kind uns gewesen, dass wenn je ein Mensch nach Verdienst belohnt wird, es dir gut gehen muss.« Er segnete sie und ließ sich Rudolf holen. Mit dem sprach er mehr als eine halbe Stunde. Der hat aber nie erzählt, was ihm der Vater gesagt hat. Als der ihn entließ und er zu den anderen kam, sah er aus wie ein Toter und weinte und schluchzte, dass sie alle mit ihm Mitleid hatten.

Dann kam Marie daran. Der sagte er: »Da du immer der Mutter liebstes Kind warst, wollte ich, um die anderen nicht zu kränken, dir nicht zeigen, dass du nach der Mutter auch mein Teuerstes auf der Welt warst. Gott wollte mir zeigen, dass es auch Engel ohne Flügel gibt und sandte dich zu uns. Bleibe, wie du bist. Lass dich durch die Schlechtigkeit der Welt, durch Undank und Gemeinheit, nicht verhärten. Bleibe wohlthätig, wie du es warst. Du bist die einzige, die in der Lage ist, Gutes zu tun. Tue es weiter, aber nur in dem Maße, dass du deinen Mann nicht dadurch schädigst. So wie du Wohltaten bis jetzt ausgeübt hast, war es sogar für seine Verhältnisse zu viel. Du musst darin Maß halten lernen. Wenn je eines Vaters Segen geholfen hat, den Kindern Häuser zu bauen, so möge es der meine für dich sein.« Und er küsste sie unzählige Mal und segnete sie und küsste sie wieder.

Dann kamen noch Fanny und die Kleinste, die Peperl, denen er eigentlich nichts zu sagen hatte, als der Fanny für ihre aufopfernde Pflege zu danken und der Kleinen einen Wunsch für ihr ferneres Leben mitzugeben. Von den Schwiegersöhnen verlangte er nur einen zu sehen. Und das war der »Herr«. Er dankte ihm in überschwänglichen Worten für den herrlichen Lebensabend, den er ihm bereitet hatte, für alles, was er seiner Marie tat, und bat ihn: »Sorgen Sie auch weiter für meine Schäfchen und verlassen Sie nicht meine Frau«, und bat ihn, sein »ältestes Kind«, wie er lächelnd sagte, segnen zu dürfen. Dann sagte er: »Schicken Sie jetzt um die frommen Männer; in einer Stunde bin ich nicht mehr«. Als diese kamen, betete er so laut mit ihnen, dass die Kinder im Nebenzimmer die Sterbegebete hören konnten, legte sich im Bett zurecht und starb am 2. Februar 1865.

Die Trauer der Kinder war unbeschreiblich. Sie gingen, so oft sie nur konnten, auf den Friedhof und kehrten aufgelöst in Schmerz zurück. Die Mutter sagte ihnen: »Wenn ich dereinst hinausgetragen werde, will ich ein eigenes Grab haben. Zu mir sollt ihr nicht kommen. Entweder ich weiß drüben etwas von eurem Schmerz, dann würde ich mich kränken, oder ich weiß nichts davon, was wollt ihr dann von dem Grabstein?«

18

Während seiner Krankheit hatte mein Großvater Singer wiederholt geäußert, er würde ruhiger sterben, wenn er wenigstens noch die Fanny (Franziska) versorgt wüsste. Als dies Marie mit ihrem Mann besprach, ließ sich dieser einen Heiratsvermittler kommen,

um für die Fanny, die ein fesches, vor allem selten kluges Mädchen war, eine »Partie« zu besorgen. Der schlug einen Popper in Bresnitz vor, einen Mann aus »vornehmer Familie, nur etwas angejährt«. Fanny war damals 20 Jahre alt, und der Herr Michlup setzte sich in den Postwagen und fuhr hin, nachdem er vorher durch einen Rechtsanwalt das Grundbuch hatte nachsehen lassen und in Erfahrung gebracht hatte, dass die Besetzung der Familie die größte in der Gegend war. Nach seiner Ankunft wurde er in ein Schloss geführt, welches die Familie Popper bewohnte⁷², und dort erzählte man ihm ihre Familiengeschichte.

Unter Maria Theresia war der Großvater des jetzigen Besitzers, Benjamin Wolf Popper (1685–1767), Primas der Juden Böhmens gewesen. Sein Sohn Joachim (1722–1795) war ebenfalls Primas und von Kaiser Leopold II. geadelt worden, einer der ersten Juden Österreichs, dem diese bis dahin unerhörte Auszeichnung zuteilwurde.⁷³ Er hatte dieses Schloss gekauft. Da er kinderlos gestorben war, kam es an seinen Brudersohn, Leopold, den Vater des präsumtiven Bräutigams. (Mir ist kürzlich ein Buch mit der Biographie dieses Joachim Edler von Popper in die Hand gekommen, das auf dem Titelbild sein Wappen auf himmelblauem Grund Sichel und Rechen zeigt).

Im Schloss wohnten damals außer den betagten Eltern zwei Töchter, beides »alte Jungfern«, ein verheirateter Sohn mit Frau und zwei Kindern, und der »Jüngste«, Simon geheißenen wie Herr Michlup.⁷⁴ Das Haus der Poppers war noch von Joachim zwei Menschenalter früher mit kostbaren Möbeln eingerichtet worden, die jetzt schon antik

72 Das Palais (Abb. 7, S. 31) befand sich noch 1934 im Popper'schen Familienbesitz (siehe die Beschreibung von Jaroslav Polák-Rokycana: *Geschichte der Juden in Breznice. (Judenstadt Lokschan)*. In: Hugo Gold: *Die Juden und Judengemeinden Böhmens in Vergangenheit und Gegenwart*. Bd. 1. Brünn [u. a.]: Jüdischer Buch- und Kunstverlag 1934, S. 63): »Das Portal des vierfrontigen, großen Doppelhauses ist im Barockstil gehalten und mit dem Handelsabzeichen, einem Anker, verziert. Hier im ersten Stock, wo schöne, geräumige und behagliche Zimmer sind, wohnte Joachim v. Popper bis ca. 1780. In diesem Jahre seiner Nobilitation wurde ihm der Ankauf eines Hauses in der Prager Altstadt gestattet.«

73 Anm. ChVWs: »Mir ist kürzlich ein Buch mit der Biographie dieses Joachim Edler von Popper in die Hand gekommen, das auf dem Titelbild sein Wappen auf himmelblauem Grund Sichel und Rechen zeigt.« Der Verfasser war Samuel Krauss: *Joachim Edler von Popper. Ein Zeit- und Lebensbild aus der Geschichte der Juden in Böhmen mit 12 Abbildungen auf 10 Tafeln*. Wien: Selbstverlag 1926.

74 1865 lebten im Haus Breznice Nr. 1 die Eltern Simon Poppers (geb. 1818): Leopold (1785–1870) und Katharina geb. Kauders (1790–1872), ferner die Schwestern Babette (geb. 1822) und Therese (geb. 1826, von der Erzählerin Charlotte mehrfach »Resi« genannt) sowie der jüngere Bruder Jacob (geb. 1824) mit seiner Frau Aloisia (geb. 1843) und deren Sohn Leopold (geb. 1859), für ein weiteres Kind konnte kein Nachweis gefunden werden. Der ältere Bruder Simons, Isaias (1815–1836), war zu dieser Zeit längst verstorben, ebenso zwei jüngere Schwestern: Rosalia (1822–1823) und Agnes (1831–1848).

geworden waren. Die Tafel war mit herrlichen Silberaufsätzen und Kandelabern geschmückt. Das Essen wurde auf schweren silbernen Schüsseln aufgetragen. Reichtum an allen Ecken.⁷⁵ Der Bräutigam, jünger aussehend als es seinem Alter entsprach, war ein hübscher Mensch, geistig aber nicht hervorragend. Seine Familie war in inniger Liebe verbunden. Die älteste Schwester, Resi, sagte Herrn Michlup: »Meine Schwester und ich wollten nie heiraten. Die Schwester und mein älterer Bruder waren von Kindheit an sehr kränklich. Ich konnte aber das große Hauswesen nicht den Eltern allein überlassen. Der Vater ist über achtzig, die Mutter nicht viel jünger. Dereinst wird alles den Kindern der Brüder zu gleichen Teilen gehören.«⁷⁶ Herrn Michlup gefiel alles so gut, dass er den Simon gleich nach Prag mitnahm, ihn der Fanny vorzustellen. Großvater Singer war von ihm entzückt. Die Großmutter erkannte in ihm den gütigen und feinen Charakter, der sich später bewährte. Aber der Fanny gefiel er nicht. »Er ist ein Bauer und versteht vielleicht mit Kühen und Feldern umzugehen, aber nicht mit einem jungen Mädchen.« Sie hätte sich einen Kurmacher⁷⁷ gewünscht. Und das war er bei Gott nicht. Marie, der er auch sehr gut gefiel, redete der Schwester zu, da sich wohl eine bessere Partie weit und breit nicht finden könne, dem Vater die letzte Freude zu machen und sich zu verloben. Nach langem Widerstreben willigte sie endlich ein.

Einige Wochen nach Vaters Tode sagte der »Herr« zu meiner Großmutter: »Fanny heiratet bald. Meine Wohnung hat leere Zimmer, ich werde drei für Sie herrichten lassen, und Sie ziehen mit der Peperl zu mir. Den Rudolf möchte ich aber nicht im Hause haben. Dem werde ich irgendwo ein Zimmer mieten!« Großmutter nahm sein Anbot

75 Siehe Brief Anči/Antsch (Johanna) Poppers an Marianne Beth, 20. Februar 1950 (im Jerusalemer Familienarchiv): »Mein [...] Großvater Leopold Popper war ein sehr reicher Mann, er erhielt ausnahmsweise die Bewilligung, Grundbesitz erwerben zu können. Diese Bewilligung ausnützend, kaufte er im Jahre 1811 eine Mühle mit dazugehörigen Feldern, blieb aber einen Teil der Kaufsumme schuldig. Knapp nach dem Kaufe kam der Staatskrach vom Jahre 1811, was zur Folge hatte, dass das Geld nur den vierten Teil seines Wertes behielt und daher der schuldige Betrag in vierfacher Höhe bezahlt werden musste. Bei dieser Transaktion kam der Großvater um das ganze Vermögen, und erst die heranwachsenden Kinder brachten es durch ungeheuren Fleiß und Sparsamkeit wieder zu bedeutendem Vermögen.«

76 Siehe ebda: »Besonders bemerkenswert waren die Schwestern des seligen Vaters Therese und Barbara [Riele und Bejle], welche unverheiratet blieben. Neben der Landwirtschaft betrieb auch Riele Leihgeschäfte. Bejle lebte derart bescheiden, dass man die Tage, an welchen sie das Haus verließ, an den Fingern einer Hand abzählen konnte. An den hohen Feiertagen zog sie sich an, stellte sich ein bis zwei Stunden vor das Haus; dies war ihre Erholung. Trotzdem sie wie üblich fünf Jahre den Cheder besuchte, konnte sie weder lesen noch schreiben noch beten, in ihrem ganzen Leben besuchte sie nicht ein einziges Mal den Tempel.«

77 Kurmacher, Cour-, Kurschneider, aus frz. »faire la cour«: jemandem, vor allem Frauen, die »Cour« (den Hof) machen (Frauenheld, Charmeur).

an und übersiedelte zu ihrer Tochter Marie. Beim Zusammenleben mit Fanny merkte Herr Michlup, dass sie nicht nur um den Vater trauerte, sondern dass sie unglücklich war, weil ihre Hochzeit bevorstand. Er nahm sie zur Seite: »Fanny, du hast den Mann nicht gern. Wir haben dir zugeredet zur Verlobung, um deines Vaters letzten Wunsch zu erfüllen. Jetzt ist es sinnlos geworden, dass du dich zur Heirat zwingst. Ich löse die Verlobung und verspreche dir, dir eine solche Mitgift zu geben, dass es dir möglich sein wird, nach deinem Wunsche zu heiraten.«

Einer von Fannys großen Fehlern war ihr Eigensinn. Sie antwortete ihm zornig: »Das möchte Euch so passen, dass Ihr mich herumschiebt wie eine Schachfigur. Zuerst habe ich nicht wollen, da habt Ihr wollen. Jetzt wollt Ihr ihn nicht, jetzt nehme ich ihn justament.«

Trotzdem auch meine Großmutter und Marie sie zu überreden suchten, diesen Entschluss zu ändern, hielt sie eigensinnig an ihm fest. So bestellte Herr Michlup für sie eine Ausstattung wie für eine Prinzessin. Da sie keine Mitgift nahm, gab ihr der »Herr« am Hochzeitstag (25. Juli 1865) in der Prager Synagoge 10.000 Gulden in die Hand und sagte ihr: »Damit du nicht ohne Geld in dieses reiche Haus kommst, gebe ich dir eine Kleinigkeit mit. Gib sie aber nicht dem Simon, sondern behalte sie für dich, um dir für das Geld einmal etwaige Wünsche erfüllen zu können.« Als Fanny ihrer Mutter sagte, was für ein Geschenk sie erhalten hatte, wollte diese dem Schwiegersohn danken. Er lehnte ab: »Kein Wort! Wenn jemand zu danken hat, bin ich es für die Marie, den Schatz, den Sie mir in ihr gegeben haben.«

Fanny zog nach Březnice in ihr neues Heim. Die Mutter und Peperl blieben glücklich und zufrieden beim Schwiegersohn. Er ging nie schlafen, ohne in ihrem Zimmer nachzuschauen, ob die Pantoffeln in Reih und Glied unter dem Bett standen, das Zündhölzl kerzengerade auf der Schachtel lag, der Leuchter in Reichweite war und das Gas sicher abgedreht. Großmutter durfte nicht eine Hand rühren, nur lesen und spazieren gehen. Um ihr aber nicht die Empfindung zu nehmen, dass sie im Hause wichtig sei, betraute er sie mit der Arbeit des Speisezettelschreibens.

Obwohl Großmutter ihre Marie abgöttisch liebte, blieb sie immer noch die strenge Erzieherin. Sie saßen einst gemütlich beim Frühstückstisch, als das Gespräch auf einen Auftrag kam, den Marie behauptete, ihrem Mann gegeben zu haben; ihr Mann bestritt die Sache. Da wandte sie sich an die Mutter und führte sie als Zeugin an. Diese sagte: »Ich erinnere mich nicht.« Da klopfte ihr Marie auf die Schulter und sagte unwillig: »Du hast ein so feines Köpferl, dass du dich nicht erinnern willst, um Alterlinku nicht unrecht zu geben.« Da hob die Mutter die Hand, und eine klatschende Ohrfeige sauste auf Maries Wange: »Erstens ist es eine Frechheit, die ich nicht dulde, mir auf die Schulter zu klopfen, zweitens eine unerhörte Taktlosigkeit, wenn ich mich nicht erinnern will, mir das vorzuhalten.«

Der »Herr« saß da, sprachlos vor Schreck, nicht wissend, wie sich zu verhalten. Sollte er die Mutter wegen der Züchtigung zurechtweisen, sollte er der Mutter Recht geben, gegen seine Frau Partei ergreifen? Marie sah seine Ratlosigkeit. Sie hatte ihre Bemerkung ahnungslos, als respektlos aufgefasst zu werden, gemacht. Geistesgegenwärtig fasste sie sich, küsste Mutters Hand und sagte: »Ich habe die Ohrfeige verdient, so spricht man nicht mit seiner Mutter.« Ihr Mann atmete befreit auf, und die Mutter setzte das Gespräch fort, als ob kein Zwischenfall es unterbrochen hätte.

Würde eine moderne Mutter wagen, der Tochter, von deren Gnaden sie lebt, eine solche Züchtigung zu erteilen? Und würde eine moderne Tochter diese Antwort geben? Es lebe die gute, alte Zeit!

Fanny schrieb aus Březnice nicht Briefe, sondern ganze Bände! Sie langweilte sich über alle Maßen. An das Stadtleben gewöhnt, konnte sie sich in das Landleben nicht einfinden. Sie käme sich vor wie in einer Gruft, so schrieb sie. Das Schloss umfasste große Zimmer mit winzigen Fenstern, meterdicken Mauern, kein Sonnenstrahl drang hinein. Der Garten, wohl sehr groß, bestand aus lauter hundertjährigen Bäumen, die keine Sonne durchließen. Das Leben war streng patriarchalisch. Der Schwiegervater, trotz seiner 80 Jahre geistig frisch, musste um jede Kleinigkeit gefragt werden, sonst war er beleidigt. Die Schwiegermutter, trotz ihres Alters, führte das Regiment im Hause und ließ weder Töchter noch Schwiegertöchter in die Führung des Haushaltes hineinreden. Der Bruder des Mannes war magenkrank, hatte anscheinend Krebs, seine junge Frau war lungenkrank, ihr ältestes Kind, ein Bub von sechs Jahren, jeden Tag dem Verlöschen nahe. Man öffnete im Haus kein Fenster, aus Angst, dass die alten Leute oder das kranke Kind sich erkälten könnten. Nun hatte Fanny wohl einige Zimmer zu ihrer Verfügung, in denen sie nach Belieben schalten und walten konnte. Aber was soll eine lustige, lebhungrige Frau mit einem langen Tag mutterseelenallein anfangen? Sie las, sie schrieb Briefe, sie lief im Garten herum, sie erfand Bedürfnisse, um in den Ort zu gehen und einzukaufen, was sie gar nicht brauchte. Am Nachmittag wurde ihr die Equipage zur Verfügung gestellt, und sie fuhr in die nächstgelegenen Dörfer, aber wieder allein, und ihre Langeweile war mächtig. Sie frühstückte wohl mit ihrem Mann, dann aber ging er gleich fort und kam erst zum Mittagessen von der Beaufsichtigung der Arbeiter heim. Nachmittags arbeitete er im Büro. Das Mittagessen wurde im großen Speisesaal eingenommen, wo sich alle Familienmitglieder – ebenso wie beim Nachtmahl, das um 6 Uhr angesetzt war – zusammenfanden. Der Saal war düster. Ob Sommer oder Winter, mussten die Lampen brennen. Der mächtige Ofen wurde immer geheizt, denn den Alten und den Kranken war immer kalt. Fanny schrieb, es rinne ihr durch die Hitze das Wasser über den Rücken und sie könne in dieser Temperatur keinen Bissen hinunterbringen. Dabei wurde nur von dem jeweiligen Befinden jedes Einzelnen gesprochen, wie der Arzt, der täglich kam, den oder jenen gefunden hatte, oder

höchstens, wie die Saaten standen oder wie hoch die Viehpreise waren. Dazu gab es täglich endlos viele Gänge. Die alten Leute aßen sehr langsam und so wenig wie Vögel, verlangten aber, da sie keinen Appetit hatten, eine große Auswahl an Speisen, so dass jede Mahlzeit zwei Stunden dauerte. Fanny glaubte, vor Ungeduld manchmal weinen zu müssen, wenn immer wieder etwas serviert wurde, wovon keiner nahm. Dann starb der Bruder ihres Mannes. Die Aufregung war für den alten Vater zu groß. Er überlebte ihn nur um wenige Monate, wieder tiefe Trauer. Kurz nach dem Vater starb die alte Mutter. Durch die Trauer wurde das Haus noch öder. Wieder wenige Monate später starb die ältere Schwester ihres Mannes und nach einem weiteren Monat die junge Witwe. Drei Monate später starb das ältere, sehr kranke Kind. Es gab ein volles Jahr hindurch nichts als Begräbnisse.⁷⁸ Da ihr Mann seine Familie sehr liebte und aufrichtige tiefe Trauer empfand, durfte Fanny nicht lachen, nicht lustig sein, trotzdem keiner dieser Verwandten ihr etwas bedeutete. Sie schrieb in jedem Brief, sie fühle, sie werde dort noch verrückt werden. Ihr Mann vergötterte sie. Für ihn gab es nichts auf der Welt als seine Fanny. Trotzdem sie nicht schön war, war sie für ihn Venus in Person. Sie war die erste Frau, die in sein Leben getreten war. Bis zu seinem Hochzeitstage hatte er nur gekannt, was käufliche Liebe in der kleinen Provinzstadt war, d. h. das Ekeleregendste des Ekelhaften. Sie war die erste gepflegte Frau, sie verstand, sich vorteilhaft anzuziehen, war witzig und amüsan. Er hätte sich kleinhacken lassen, um ihr eine Freude zu machen. Ihr hingegen blieb er unsympathisch bis an sein Lebensende. Für seine guten Eigenschaften hatte sie kein Verständnis. Seine Güte bezeichnete sie als Schwäche, seine Nachgiebigkeit, sein Vermeiden jedes Konfliktes als Feigheit, seinen Mangel an Interesse für Literatur und Theater als Dummheit, seine unbegrenzte kaufmännische Ehrenhaftigkeit als Tölpelei. Sie, eine Walkürennatur⁷⁹, hätte einen Herrn gebraucht, vor dem sie gezittert hätte, aber in ihrem Mann fand sie einen untertänigen Sklaven. Da sie einen eigenen sehr bequemen Reisewagen hatten, schickte er seine Fanny sehr oft nach Prag zum Besuch von Mutter und Schwestern. Sie bekam so viel Geld mit, als sie nur wollte, um Theater und Konzerte besuchen und sich frisch ausstatten zu können. Er

⁷⁸ Tatsächlich gab es in der Familie Popper in den folgenden Jahren eine Serie von Todesfällen, die hier aber nicht in der historischen Reihenfolge wiedergegeben sind. Bereits wenige Monate nach der Eheschließung, am 23. Dezember 1865, starb der Neffe Simons, Leopold, im Alter von sechs Jahren, am 9. April 1867 Simons und Fannys erster Sohn Emanuel (geb. 10. August 1866), am 30. Mai 1870 Simons Vater und am 6. Juli 1872 seine Mutter. Die weiteren hier geschilderten Todesfälle sind in den Sterbematrikeln von Březnice bis 1874 nicht registriert und dürften sich daher erst in späteren Jahren ereignet haben. Da die jüdischen Matrikel für die Jahre 1874 bis 1899 nicht erhalten sind (danach nur lückenhaft bis 1944), lassen sich hier genaue Daten nicht mehr ermitteln.

⁷⁹ Walküre (nord. Mythologie): Schlacht- oder Schildjungfer im Gefolge des Göttervaters Odin (Wotan, Wotan), in moderner Bedeutung: große, stattliche, dominante Erscheinung.

gab ihr alle Freiheiten, aber nur theoretisch. War sie kaum ein paar Tage in Prag, kamen schon Jammerbriefe von ihm, dass er es vor Sehnsucht nicht mehr aushalte und wann sie endlich wiederkomme. So wurden ihre Urlaube stets verkürzt. Nach höchstens zwei Wochen war sie immer wieder im trostlosen Einerlei ihres Heims. Einmal fasste sie sich ein Herz und sagte zu ihrer Schwägerin: »Resi, wir sind jetzt nur vier Personen im Hause, du, der kleine Poldi (so hieß der Sohn des verstorbenen Schwagers), mein Mann und ich. Teilen wir uns die wenige Arbeit. Ich halte diese Untätigkeit nicht aus. Übergib mir die Führung des Haushaltes und übernimm du die Büroarbeit, oder aber führe mich ein in die Büroarbeit und behalte du die Leitung des Hauses.«

Die Schwägerin wollte ihre Rechte als älteste Tochter und Repräsentantin der Familie, sie war fast vierzig Jahre alt, nicht geschmälert lassen. Sie erklärte: »So lange ich lebe, gebe ich von meinen Rechten nicht einen Fingerbreit ab.« Da sagte Fanny zu ihrem Mann: »So lebe ich nicht weiter. Ich halte das Leben in dieser Einsamkeit und Untätigkeit nicht aus, ich werde hier irrsinnig. Kauf mir ein Haus in der Stadt auf dem Marktplatz, wo Menschen leben, und ich richte mir ein Geschäft ein, um etwas zu tun zu haben.«

Um zu verstehen, wie vor den Kopf gestoßen ihr armer Mann war, muss man die Psyche der kleinen Stadt kennen. Die Poppers waren in dem Ort die vornehmste, die angesehenste Familie. Wenn sie in ihrer Equipage durch den Ort fuhren, riss Hoch und Nieder den Hut herunter. In dem kleinen Orte war aber der Kaufmann kein angesehener Beruf. Zu bedenken, dass eine Frau aus dieser Familie ein Geschäft aufmachen wollte, war etwas so Ungeheuerliches, den Namen der Familie so Erniedrigendes, dass Simon Popper glaubte, sie sei, Gott behüte, schon verrückt geworden. Fassungslos starrte er sie an: »Wozu brauchst du ein Geschäft? Willst du vielleicht Geld verdienen? Du kannst doch so viel bekommen, als du willst.«

»Ich pfeif auf Euer Geld«, brüllte sie ihn an und hämmerte mit den Fäusten auf den Tisch. »Ich will nichts von Euch. Eine Beschäftigung will ich haben, selbstständig will ich sein, nicht um jeden Kreuzer zu dir kommen, ich will nicht hinter vergitterten Fenstern sitzen, ich will nicht mehr den ganzen Tag die Daumen drehen. Was ich verdienen werde, verwende ich zu Geschenken für die Schwestern.«

Schüchtern erwiderte er: »Du hast noch nie gesagt, dass du für deine Geschwister Geld zu Geschenken brauchst. Ich gebe dir, was du willst, nur tu mir nicht eine solche Schande an.« »Ich brauche nicht dein Geld«, schrie sie wütend, »ich brauche Arbeit!«

Wenn je ein Mann seiner Frau hörig war, dann war er es. Die Schwester Resi fiel von einer Ohnmacht in die andere, als er ihr ankündigte, dass Fanny ausziehen und sich ein kleines Haus in der Stadt kaufen werde, denn seit die Familie bestand, hatte sie immer ein gemeinsames Haus bewohnt. Davon aber, dass sie sich ein Geschäft einrichten wollte, wagte er monatelang ihr nichts zu sagen, denn er fürchtete, dass dieses alte, sehr dicke Mädchen der Schlag treffen könnte.

Das Aufsehen, die Rederei und das Gemunkel im Orte kann man sich vorstellen. Einige meinten, die alte Jungfer habe die junge Frau am Leben bedroht. Die Gutmütigeren sagten, sie sei so furchtbar gequält worden; andere, der Mann sei so geizig, habe ihr nicht einen Heller Geld gegeben, so dass sie sich auf eigene Füße stellen müsse. Die Sympathien der ganzen Stadt waren auf Seite der armen, jungen, schwergeprüften Frau.

Mit den Möbeln, die sie aus dem Schloss bekommen hatte, richtete Fanny sich eine schöne Wohnung ein; von den 10.000 Gulden, die sie am Hochzeitstag vom Schwager erhalten hatte, kaufte sie Ware, engagierte eine Verkäuferin und hatte jetzt endlich alle Hände voll zu tun. Da selbstverständlich nicht nur die Bewohner der kleinen Stadt, sondern auch die ganze Umgebung neugierig war, eine Popper als Geschäftsfrau zu sehen, standen jeden Tag Wagenkolonnen vor dem Geschäft. Es drängten sich die Käufer.

Resi, die ihr Haus nie verließ, hörte endlich doch von der Sache, und jetzt schwor sie Rache. Nach dem Tode der Eltern und der Schwester hatte Resi ein Testament gemacht mit der Bestimmung, dass nach ihrem Tode ihr Vermögen zu gleichen Teilen den zu dieser Zeit lebenden Neffen und Nichten gehören solle. Jetzt bestimmte sie zu allererst ihren Bruder, ihr seinen Teil am Schloss, das er doch nie mehr bewohnen werde, zu verkaufen, setzte eine so niedrige Schätzung ein, dass sie es für ein Butterbrot bekam.

Dann drang sie auf Teilung des Besitzes. Er hatte Anspruch auf ein Drittel. Sie hängte ihm den wertlosesten Teil an. Nach einiger Zeit verweigerte sie die gemeinsame, dadurch verbilligte Bewirtschaftung. Die Jahre zwischen 1860–1880 waren für die Landwirtschaft die schlechtesten: das Vieh fast wertlos, das Getreide auf einem Tiefpunkt des Preises angelangt wie nie vorher. Daher war ein kleiner Besitz durch die vergrößerten Regiekosten fast passiv. Resi, die sehr Geschäftstüchtige, verlor lieber jedes Jahr eine große Summe, nur um die gehasste Schwägerin, die sie dem Gespött des Ortes ausgesetzt hatte, zu vernichten. Da Fannys Mann nichts so sehr fürchtete als Szenen – und Fanny verstand, Szenen zu machen –, sagte er seiner Frau nichts von allen diesen Verträgen, zu denen ihn Resi gezwungen hatte. Vielleicht hätte sie bei ihrer Energie es doch durchsetzen können, sie zu verhindern. Als sie aber davon erfuhr, war es bereits zu spät. Das Geschäft, welches sie sich als Spielerei angeschafft hatte, wurde bald ihre einzige Einnahmequelle. Resi hatte auch geschworen, die Schwelle der Frau, die ihrem Namen eine solche »Schande« angetan hatte, nie mehr zu betreten. Und diesen Schwur hat sie auch gehalten. Resis ganze Liebe galt nur noch dem Neffen Poldi. Für ihn scharrete sie, für ihn arbeitete sie. Und als sie starb, hinterließ sie ihm ein Millionenvermögen. Die Kinder ihres Bruders hat sie enterbt.⁸⁰

80 Siehe Brief Anči Poppers an Marianne Beth (Anm. 75 f.): »Das ganze große Vermögen der beiden genannten gelangte in den Besitz des Adoptivsohnes Dr. Leopold Popper, von welchem es in der

Fannys Geschäft blühte, und sie wäre trotz allem zufrieden gewesen, wenn nicht über die Gesundheit der Mutter schlechte Nachrichten gekommen wären.

19

Eines Tages erschien bei meiner Großmutter ihr Bruder Leopold, der Arzt aus Karlsbad. Er war ein alter, gebrochener Mann, dessen Anblick sie erschütterte. Noch in verhältnismäßig jungen Jahren hatte ein schweres Nierenleiden ihn gezwungen, die Praxis aufzugeben und sein Haus zu verkaufen, da er den Winter im Süden und auch den Sommer nicht im rauen Karlsbad zubringen durfte. Dadurch hatte er den größten Teil seiner Ersparnisse aufgezehrt und meinte bitter: »Sollte ich doch noch ein paar Jahre am Leben bleiben, werde ich betteln gehen!« Meine Großmutter versöhnte sich mit ihm. In fast 50 Jahren schmilzt auch der glühendste Hass. Marie und ihr Mann nahmen ihn gastfreundlich auf. Großmutter's erste Frage galt dem jüngsten Bruder Karl in Trautenau, der Maschinenbau studiert hatte. »Der ist schon lange tot. Er hatte ein einziges Kind, es war geistig nicht normal, ist zum Glück jung gestorben. Er verstand nichts vom Geschäft seines Schwiegervaters und hat das ganze Vermögen verwirrschaftet.« Meine Großmutter sagte traurig: »Auch bei uns bewahrheitet sich der Satz, dass Aufstieg und Untergang einer Familie sich in 200 Jahren vollziehen.« Leopold meinte begütigend: »Du hast ja Enkel!« Mit einer geringschätzenden Handbewegung antwortete sie: »Alle minderwertig.« Sie bedeckte die Augen mit der Hand, und alle schwiegen. Nach ein paar Sekunden legte sie die Hand auf den Tisch und mit leuchtenden Augen, gleich einer Seherin in die Ferne blickend, fuhr sie fort: »Die Wissenschaft lehrt, dass nichts in der Natur verloren geht. Darf ich vielleicht doch noch hoffen, dass sich die reichen Gaben meiner Familie weitervererben? Ist es denn denkbar, dass unserer Mutter [Ruth Kohn] Geist und Güte, ihre Begeisterungsfähigkeit, unseres Ludwigs hoher Geistesflug, der göttliche Funke, der in Josef loderte, dein Wissensdurst, Leopold, und deine Energie eine Fortsetzung in meinen Urenkeln finden sollten? Ich habe die Zuversicht, dass Ihr drei Heroen des Geistes, denen es nicht vergönnt war, in eigenen Kindern weiter zu leben, es in den meinen werdet. Es wird einer [Wolfgang Weisl] kommen, der Ludwigs diagnostische Begabung, einer [Georg Weisl], der dein, Leopold, messerscharfes logisches Denken haben wird, eine [Marianne Weisl], die Mutter's Phantasie und Güte, ihren Wissensdurst und ihre Fähigkeit, sich wissenschaftlich zu betätigen, erben wird. Nein, ich glaube nicht an den Niedergang unseres Geschlechtes. Meine Urenkel werden

allerkürzesten Zeit verbraucht wurde. Das Einzige, was nach den Genannten bis heute geblieben ist, sind zwei Grabsteine auf dem Breznicer Friedhof.«

eine neue Blüte bringen, ihnen wird es vergönnt sein, auf dem Wege der Wissenschaft eine Inschrift auf einem Meilenstein zu hinterlassen, die meinen Brüdern durch ihren frühen Tod verwehrt war.«

An einem Herzanfall starb plötzlich meine Großmutter. Die Kinder ließen Mann und Geschäft und Familie und saßen in Maries Hause in tiefster Trauer »Shiva«. ⁸¹ Ihr Vater war lange krank gewesen, sie hatten sich an den Gedanken, ihn zu verlieren, gewöhnen können. Aber die Mutter verschwand ihnen zu plötzlich.

Ich habe mich für die Gestalt meiner Großmutter seit meinem zehnten Jahr immer interessiert und bei allen, die sie kannten, nach ihr gefragt und mir von ihr erzählen lassen. Ich habe mich gewundert, wie unterschiedlich sie beurteilt wurde. Mein Papa Simon Popper sagte: »So wie ich in ihre Nähe kam, hatte ich die Empfindung: ›Hut ab!‹ Sie war so hoheitsvoll, hielt jeden in solcher Distanz, dass sie seelisch immer einsam blieb. Ich habe in den vielen Jahren nie ein unüberlegtes Wort von ihr gehört. Sie war der personifizierte Takt, Klugheit zur Potenz erhoben.« Er erzählte gern die folgende Episode: »Nie werde ich vergessen, wie sie sich benahm, als wir im Jahre 1866 ⁸² eine preußische Einquartierung erhielten (man hatte uns in Anbetracht meiner großen Wohnung einen General und zwei im Rang eines Oberst zugewiesen). Mama war im Geschäft unabkömmlich, daher trat ich zum Wagen, der die Offiziere brachte, und war bestürzt über den Ton, in dem sie zu mir sprachen. Sie waren herablassend, ganz hoheitlich. Wir hatten auch schon früher hohe Offiziere zur Einquartierung zugewiesen erhalten, aber es waren eben Österreicher von ausgesuchter Höflichkeit und Liebenswürdigkeit, entschuldigten sich beinahe, dass sie überhaupt auf der Welt waren, nahmen alle Mahlzeiten an unserem Tisch ein, und wir schieden als die besten Freunde. Aber diese Preußen! Ich führte sie, um sie der Schwiegermutter zu übergeben. Diese sah auf den ersten Blick meine Verlegenheit. Die Hand, die sie schon ausgestreckt hatte, um sie ihnen zu reichen, zog sie zurück und sagte, sich zu ihrer vollen Größe aufrichtend, in scharfem Ton: ›Wir werden uns bemühen, die Feinde zufriedenzustellen.‹ Der General, peinlichst berührt, sagte: ›Wir werden sehr bescheiden sein und uns bemühen, keine Umstände zu machen.‹ Sie antwortete: ›Man sagt, dass in Preußen die Offiziere den Kaufmann verächtlich ›Koofmich‹ nennen, ihn als tief unter sich stehend verachten. Dafür brauchen die Herren Offiziere im Hause dieses Kaufmanns, mit der Hand auf die Zimmerfluchtweisend, nicht ›bescheiden‹ zu sein.‹ Die Herren Offiziere fragten jetzt schon in ganz anderem, sehr höflichen Tone, wann sie der Dame des Hauses ihre Aufwartung machen könnten. ›Sie werden verständig werden‹, antwortete sie kühl.

⁸¹ »Shiva« (»sieben«): siebentägige Trauer nach dem Tod eines nahen Familienangehörigen.

⁸² Preußisch-österreichischer Krieg um die Hegemonie im Deutschen Bund, Niederlage Österreichs am 4. Juli 1866 in der Schlacht von Königgrätz.

Um ihrer Mutter brüskes Benehmen gut zu machen, trat Fanny dann den Herren so liebenswürdig entgegen, dass das Verhältnis bald ein so freundschaftliches wurde, wie mit den österreichischen Offizieren. Die drei Preußen schickten noch viele Jahre Neujahrskarten.«

Tante Anna und Tante Peperl konnte ich nicht fragen, da sie schon tot waren, als ich in das Alter kam, in dem man mir von der Großmutter erzählen konnte. Tante Minna sagte: »Sie war die tüchtigste und gebildetste Frau, dabei aber die härteste, die ich je kannte. Milde, Verzeihung waren ihr unbekannt. Sie strafte erbarmungslos, lobte nur widerwillig.«

Tante Julie: »Sie war eine Märtyrerin. Sie tat alles, was ihr widerwärtig war, ohne es merken zu lassen. Sie arbeitete im fremden Haus, erzog fremde Kinder und verblutete sich in Sehnsucht, ihr Bestes den Eigenen geben zu können. Sie, geschaffen zur geistigen Arbeit, leistete niedrigste Magddienste, ohne je ein Wort der Klage über ihre Lippen zu rassen. Nie hörte man von Müdigkeit, nie von Unzufriedenheit. Mit geschlossenem Munde lebte sie, litt sie, starb sie.«

Rudolf: »Sie war der Fluch meines Lebens. Sie hatte kein Verständnis für die Jugend, ihre Streiche und ihren Übermut. Wäre sie der Nachsicht fähig gewesen, hätte sie versucht, die Welt mit meinen Augen zu sehen, hätte ich ein Elternhaus gehabt. So hatte ich eine Hölle.«

Fanny: »Sie war für uns zu groß. Wenn sie strafte, wusste sie, was sich das Kind dachte, so dass man sich in ihrer Gegenwart nicht einmal zu denken traute. Der Vater hat nie gewusst, wie er mit ihr sprechen soll. Er hat sich vor ihr gefürchtet. Mir war der Vater alles. Ich habe ihn immer bedauert, denn er hat kein Heim gehabt, wenn sie darin war, weil er sich in ihrer Gegenwart unbehaglich fühlte. Dabei hat er sie geliebt, wie vor ihr noch nie eine Frau geliebt wurde.«

Marie: »Sie war die Vollkommenheit. Sie hatte keinen Fehler. Ihre Liebe zu den Kindern war uferlos. Für jedes Kind einzeln hätte sie ihr Herzblut verspritzt, um es glücklich zu machen. Nie hat sie der Vater übellaunig gesehen, nie einen Vorwurf gehört, nie eine Klage. Sie, die schönste Frau der Welt, vergrub sich in einem Dorfe, arbeitete für zehn und machte, als wäre es selbstverständlich.«

Wir Mütter glauben, dass wir für unsere Mühen dereinst wenigstens auf eine, wie der Wiener sagt, »gute Nachrede« rechnen können. Ist das auch sicher? Werden wir nicht nach unserem Tode von unseren Kindern hart und ungerecht beurteilt?

20

Das erste Kind Fannys, ein Bub, war sehr krank zur Welt gekommen. Trotz aufopferndster Pflege gab der Arzt nur schwache Hoffnung, es am Leben erhalten zu kön-

nen.⁸³ Als daher Fanny, nachdem das Kind ein Jahr alt war, wieder in die Hoffnung kam, war sie darüber sehr unglücklich. Das täglich wachsende Geschäft nahm ihre volle Zeit in Anspruch. Das Kind brauchte sie während der Nacht; so dass, wenn sie früher nicht wusste, was mit ihrer Zeit anfangen, sie jetzt unter der Arbeitslast zusammenbrach.

Marie war damals fünf Jahre verheiratet und kinderlos geblieben. Trotzdem sie ihren Mann zu sehr liebte, um ihm zu gestehen, wie schmerzlich sie ein Kind vermisse, litt sie sehr darunter. Da die Mutter nicht mehr lebte, fuhr sie diesmal zur Schwester, als die Zeit der Entbindung nahte. Es kam wieder ein Bub zur Welt. Aber, oh Schreck!, eine halbe Stunde später noch ein Mäderl. Fanny hatte daher nicht nur das gefürchtete zweite Kind bekommen, sondern noch ein drittes.⁸⁴

Der größte Charakterfehler Fannys war ihre Unbeherrschtheit. Sie machte derartige Szenen, als das dritte Kind kam, dass man wirklich fürchten musste, der Wöchnerin werde etwas zustoßen. Sie warf sich im Bett herum wie ein aus dem Wasser gezogener Karpfen, sie drohte, aus dem Fenster zu springen, sie tobte wie eine Irrsinnige gegen ihr Schicksal. Marie und Fannys Mann überboten sich in Trostworten. Alles umsonst. Um sie zu beruhigen, sagte der Arzt, dass das Mäderl absolut nicht lebensfähig sei, er gebe dem Kind nur ein paar Tage. Tatsächlich wog es nicht einmal drei Pfund, hatte einen zu weit geöffneten Kopf und atmete kaum vor Schwäche. »Auch nicht ein paar Tage will ich es am Leben haben, mich freuen nicht Kinder, mich freut nur noch das Geschäft.« Da sagte ihr Marie: »Ich mache dir einen Vorschlag, Fanninko: Wenn du das Mäderl nicht willst, schenk es mir.« In ihrer Exaltation sagte sie: »Von mir aus den Buben noch dazu.« Marie lachte ihr süßes Lachen und sagte: »Vorderhand habe ich mit dem Mäderl genug.« Und sie nahm das Mäderl, küsste und herzte den armen Wurm, der vielleicht nur noch ein paar Stunden zu leben hatte, wickelte das Kleine in Decken und Wolltücher (heute käme es in den Brutkasten), und als die Mutter den Buben zum ersten Mal an die Brust legte, bat sie flehentlich: »Jetzt gib auch dem Mäderl zu trinken.« Da wurde Fanny von neuem wild und sagte: »Nicht einen Tropfen. Der Bub ist lebensfähig, und für den habe ich nicht einmal genug. Dem Mäderl gib zu trinken, was du willst. Es gehört dir.« Marie ging ins Schloss zur Resi, die über den Besuch der Frau, die sie verehrte, sehr erfreut war. Sie sicherte ihr die Milch ihrer besten Kuh zu. Von dem Tage an pflegte Marie das Kind allein. Sie badete es, sie gab ihm zu trinken, sie betreute es in der Nacht, da die Wiege neben ihrem Bette stand. Sie war glücklich mit der Kleinen. Als Fanny das Bett verlassen konnte, lebte das Kind noch immer. Es sah zwar aus, als sollte es jeden Augenblick hinscheiden, aber es erblickte doch immer wieder den nächsten

83 Der Säugling Emanuel lebte nur acht Monate (10. August 1866 bis 9. April 1867), Todesursache: »Fraisen« (Epilepsie).

84 Zwillinge Theodor und Charlotte (geb. 31. März 1868).

Tag. Höhnisch sagte Fanny: »Bring nur dem ›Herrn‹ das Kind. Er wird dich mit dem Kind hinausschmeißen. Er hält so auf Ordnung und Pünktlichkeit, und du weißt eben nicht, was für eine Misswirtschaft so ein Kind ins Haus bringt.«

Marie ließ sich nicht abschrecken. Wie das Wetter warm wurde – es war ein ungewöhnlich schöner April –, lieb sie von Resi deren bequemen Reisewagen aus. Sie gab ihr eine erfahrene, hochanständige Person als Kinderfrau mit, und so fuhr sie klopfenden Herzens, was wohl ihr Alterlinko sagen werde, nach Prag.

Sie war zu klug, um nicht zu wissen, dass ihr Äußeres es war, das ihren Mann an sie fesselte. Daher ließ sie mit dem Reisewagen zunächst vor einem Hotel halten. Dort ließ sie sich frisieren, zog ihr schönstes Kleid an, setzte den kleidsamsten Hut auf, putzte auch das kleine Mädel heraus, und dann erst fuhr sie bei ihrem Hause vor. Als ihr Mann den Reisewagen halten sah, stürzte er zu ihr hinaus. Sie stieg aus, hielt das Bündelchen im Arm und sagte mit ihrem berückendsten Lächeln, halb weinend, halb lachend: »Alterlinku, schau, was ich dir da mitgebracht habe!« Er sah nur sie an und verstand im Augenblick den ganzen Schmerz, den sie ihm so lange verheimlicht hatte. Dann sah er das Kleine an, das sie im Arm trug. So wie seinerzeit Moses das Herz des Pharaos errang, weil er nach den glühenden Kohlen und nicht nach der Krone griff, so eroberte sich im ersten Augenblick dieses Kind das Herz des Mannes, indem es die Arme gegen ihn ausstreckte. Das Kind, das nach seiner Großmutter Charlotte genannt wurde, bin ich. Überflüssig zu beschreiben, wie ein Dingerl, nicht größer als eine Männerfaust, Aufregung in einem wohlgeordneten Haushalt verursachte.

Die Ärzte waren zu dieser Zeit noch nicht spezialisiert. Es gab Chirurgen, Augen- und Zahnärzte, aber weder Kinder- noch Frauenärzte. Daher sandte man zu allererst um Dr. Weisl. Die Kinderheilkunde stak noch in den Kinderschuhen. Ein Kind bekam zu trinken, wann immer es schrie, sei es Tag oder Nacht. Als Dr. Weisl das Kind untersucht hatte (hätte er ahnen können, dass dies einst die Frau seines Sohnes Ernst sein werde?), meinte er: »Da ich nicht annehme, dass es Euer Ehrgeiz sein dürfte, sie dereinst als Riesendame im Panoptikum auszustellen, noch dass sie 200 Kilo stemmen muss, sehe ich nicht ein, warum Ihr sie nicht großziehen und an ihr Eure Freude haben solltet.« Als man davon sprach, eine Amme zu nehmen, riet er ab. »Ich habe nicht nur bei meinem eigenen Kind, sondern auch bei Patienten mit Ammen schlechte Erfahrungen gemacht. Ihr habt ja doch ein bis zwei Kühe in Vestec (im Stalle des Gutes standen, wie er wusste, immer 150 bis 200). Nehmt einen Tierarzt, lasset die beste Kuh aussuchen und nähret die Kleine mit Kuhmilch.«

Ich soll so viel Lebensart gehabt haben, dass ich das Haus Michlup nicht sofort finanziell ruinieren wollte. Trotzdem die Gutsverwalterin am ersten Tag eine Kanne mit acht Liter Milch für mich schickte, begnügte ich mich mit einer Portion, die kaum für einen Kanarienvogel genügt hätte. Dafür schlief ich Tag und Nacht. Man schickte sehr

besorgt wieder nach Dr. Weisl, der sagte: »Die Natur weiß, was sie will, lasst sie schlafen. Gebet ihr ein heißes Sandkissen in die Wiege, sie hat zu wenig Eigenwärme, und da sie gar nicht weint, muss man oft nachschauen, und so oft sie erwacht, versuchen, ihr ein paar Tropfen Milch zu geben.« Sehr sicher scheint er seiner Sache nicht gewesen zu sein, dass ich bei solch ausgiebiger Ernährung am Leben bleiben werde, denn er, der nie ungerufen kam, schaute jetzt täglich nach, ob ich noch atme. Ich trank weiter nicht viel, schlief ununterbrochen, weinte nie und blieb, wie Ihr seht, am Leben.

Fanny hatte erwartet, dass ihr das Kind postwendend zurückgeschickt werde. Als der leere Reisewagen zurückkam, war sie erschrocken. Das zweite Kind war vollkommen gesund, machte gar keine Mühe, und jetzt bekam sie doch Gewissensbisse und Sehnsucht nach dem Mäderl. Sie war ja im Grunde eine seelensgute Frau, nur maßlos heftig, undiszipliniert, eigensinnig, duldete keinen Willen neben sich, kurz eine Despotin. Sie nährte ihren Buben und wagte nicht, mit ihm nach Prag zu fahren. Das Kind im Hochsommer abzusetzen, schien ihr auch zu gefährlich. So tröstete sie sich mit dem Gedanken: »Die Prager werden das Mäderl schon sattbekommen; und eines Tages wird es mir die Marie zurückbringen.«

Der »Herr« war nicht nur ein sehr kluger Mensch, sondern auch ein guter Psycholog und kannte die Fanny. Als er wieder einmal mit Marie bei der Wiege saß und sie das Kind mit liebenden Blicken betrachtete, sagte er: »Wie die Fanny zur Vernunft kommt, wird sie das Kind zurückverlangen, ich kann mir aber ein Leben ohne das Mauserl nicht mehr vorstellen. Was meinst du Marie, wenn wir ihr zuvorkämen und das Kind adoptieren möchten? Fanny ist viel zu eigensinnig, als dass sie im ersten Moment zugeben wird, einen Fehler gemacht zu haben. Fassen wir sie daher schon jetzt und verlangen wir ihre Einwilligung, bevor sie sich es überlegt. Ich werde hinfahren und mit ihnen die Sache abmachen.« Marie fiel ihm um den Hals und küsste ihn, solange sie Atem hatte. »Du bist der klügste und beste Mensch der Welt. Nie hätte ich gewagt, dich darum zu bitten, und du bietest es mir von selbst an.«

Schon am nächsten Tag fuhr er weg und traf unangesagt bei Fanny ein. Als er den Grund seines Kommens mitteilte, fuhr ihr Mann auf, schlug mit der Faust auf den Tisch und schrie: »Ein Kind verschenken! Bin ich denn ein Bettler? Niemals!« Er hätte etwas Dümmeres nicht sagen können. Wenn er »Ja« gesagt hätte, hätte Fanny »Niemals« gesagt. Da er aber, zum ersten Mal in seiner Ehe, gewagt hatte aufzubegehren, sagte sie: »Natürlich, du wirst das Kind nicht pflegen, du gehst in dein Büro und kümmerst dich um nichts, was im Hause vorgeht. Ich soll drei Kinder pflegen, ein so großes Geschäft versorgen, das Haus führen, und du stellst dir vor, du wirst leben wie ein Fürst.« Er versuchte, sich zu wehren, sagte, sie hätte schon so viele Skandale in der Stadt gemacht, dass er sich nicht mehr traue, einen Menschen anzusprechen. Man erzähle sich, die Resi habe sie am Leben bedroht, und er wolle sie verhungern lassen! Wenn

jetzt noch die Leute hören werden, dass man ein Kind verschenkt habe, lasse er alles stehen und liegen und übersiedle in einen anderen Erdteil, wo man ihn nicht kenne. Die sehr schlagfertige Frau blieb ihm keine Antwort schuldig. Als ihm dann Herr Michlup sagte, wie gut es das Kind bei ihnen haben sollte, wie er und die Marie für dasselbe sorgen werden, ihm auf Heller und Pfennig nachwies, wie groß sein derzeitiges Vermögen sei und dass sie die Absicht hätten, im Testament das Kind als Universalerbin einzusetzen, begann der Mann bitterlich zu weinen und sagte nur »Diese Schande, diese Schande!« Ein wirkliches Gefühl für das Kind hatten beide nicht. Man liebt doch nur das Kind, das man aufwachsen sieht und das einem Liebe entgegenbringt. So verbrachte der Herr drei Tage in qualvollen Gesprächen in Březnice. Simon Popper machte Szenen, weinte, bis endlich er und die Frau die Einwilligung zur Adoption gaben. Nun kehrte er schnellstens zurück, um seiner Marie die Freudenbotschaft zu bringen. Wenn je ein Kind von zärtlichster Liebe, aufopferndster Pflege behütet, mit kluger Überlegenheit erzogen wurde, war ich es.

21

Nach ein paar Monaten sagte Papa zu Mama: »Weißt du, Marie, wir haben doch schon eigentlich Geld genug. Ich bin über fünfzig Jahre alt, habe mich im Leben viel geplagt und möchte mich jetzt zur Ruhe setzen, um immer bei unserem Kind sein zu können.« Marie war dagegen. »Du bist viel zu jung dazu. Aber ich werde dir noch einen Teil deiner Arbeit abnehmen. Du wirst von jetzt ab nur für Stunden im Büro sein. Das ganze Geschäft leite ich allein. Wenn ich jetzt weiß, für wen ich mich plage, werde ich mit doppelten Kräften arbeiten. Ich habe die ganze Zeit schon neue Pläne geschmiedet, das Geschäft zu vergrößern und es zu führen wie die großen Häuser in Wien und Paris.«

Sie ging sofort an die Arbeit. Sie richtete den 2. Stock des Hauses, der bis jetzt ihre Wohnung war, für neue Artikel ein und verlegte ihre Wohnung in den 3. Stock. Sie hatte solchen Erfolg, dass bald auch schon zwei Stockwerke zu klein wurden. Man baute an das alte Haus ein neues, weit größeres an. Sie entlastete ihren Mann von der schweren Arbeit der Einkaufsreisen, die sie von nun an allein besorgte. Sie organisierte ihr Leben dermaßen: Zuerst versorgte sie ihren Haushalt. Sie hatte eine Herrschaftsköchin und eine einfache Köchin für die 24 Studenten und die Armen. Wenn Marie von ihren Geschäftsreisen zurückkehrte, bekam durch zehn Wochen das ganze Personal volle Verpflegung, weil in dem Betrieb keine Pausen eingeschaltet werden konnten. Das Personal bestand aus ca. achtzig Personen. Marie engagierte daher vor der Abreise zwei Hotelköchinnen, mit denen sie den Speiszzettel für sieben Tage machte. Der wurde dann eben durch zehn Wochen zehn Mal wiederholt. Dann ließ sie den Fleischhacker

kommen, übergab ihm einen Zettel mit dem Auftrag, an jedem bestimmten Tag das bestimmte Quantum Fleisch zu schicken, z. B. jeden Sonntag zwanzig Kilo Selch-, jeden Montag zwanzig Kilo Rind- und zwanzig Kilo Kalbfleisch. Jetzt wurden bestellt zwei- bis dreihundert Kilo Mehl, tausend Kilo Kartoffeln und entsprechend viele andere Lebensmittel. Ein leeres Zimmer wurde als Speisekammer eingerichtet. Dann ging es an die Kontorarbeit. Sie diktierte die Briefe an die Fabrikanten nach Wien und Paris. Herrn A: »Ich komme am 20. Feber um 8 Uhr früh zu Ihnen, interessiere mich für Seidenbänder in allen kulanten Farben von 3 bis 30 cm Breite. Ich habe für Sie die Zeit bis 9 Uhr reserviert. Falls Ihr Herr Chef während dieser Stunde nicht Zeit hätte, bin ich sofort zu verständigen.« Herrn B: »Ich komme am 20. Feber um halb 10 Uhr Vormittag zu Ihnen. Interessiere mich für kleine Rosenbouquets in der Preislage von 6 bis 15 Gulden das Dutzend. Ich habe für Sie 15 Minuten reserviert. Wollen Sie mich verständigen, ob Ihr Herr Chef Zeit hat, etc.« Und so schrieb sie über tausend Briefe, da sie die Zeit von 8 Uhr früh bis 7 Uhr abends minutenweise einteilen musste. Da sie in diesen vierzehn Tagen in Wien mindestens um eine Million Gulden Waren kaufte, ebenso in Paris weit über eine Million Franc ließ und die Ware bei Übernahme bar bezahlt wurde, wird man begreifen, dass sich niemals ein Fabrikant traf, der zu der angegebenen Zeit nicht Zeit hatte. Sie nährte sich während der Einkaufszeit von Semmeln und Kaffee, die sie in einem Kaffeehaus zu sich nahm, übrigens etwas damals ganz Unerhörtes, dass eine einzelne Dame in ein Kaffeehaus trat und dort aß. Wenn sie um 7 Uhr abends ins Hotel kam, fand sie ihr Bad vorbereitet, ihre Friseurin erwartete sie, und da sie immer eine Suite nahm mit Salon und Schlafzimmer, war im Salon stets für Gäste gedeckt. In Wien und Paris hatte sie Familie und immer zahlreiche Freunde. Die letzten zwei Tage ihres Aufenthaltes behielt sie sich stets für einen Bummel durch die Straßen vor, aber auch der galt dem Geschäft. Wo sie einen schönen Hut in einer Auslage sah, trat sie ein und sagte, wenn ihr der Preis passte: »Kopieren Sie diesen Hut für mich. Sie können mir 100 Dutzend schicken.«

Einmal ging sie so durch die Mariahilfer Straße⁸⁵ in Wien, sah in der Auslage eines neu eröffneten Geschäftes entzückende Hüte, fragte nach den Preisen und sagte dann: »Wie groß ist Ihr Lager?« Man zeigte es ihr: »Ich kaufe es. Ich zahle bar. Ich mache Sie darauf aufmerksam, dass Sie während der nächsten zehn Wochen nur für mich arbeiten dürfen. Täglich bekommen Sie ein Telegramm, was Sie zu liefern haben. Versorgen Sie sich mit Ware und Personal.« Ähnlich war ihre Methode in Paris. Kaufte sie in Wien »glatte« Ware⁸⁶, so kaufte sie in Paris nur die allerteuersten, der Mode unterliegenden

85 Mariahilfer Straße: verkehrsreichste und längste Geschäftsstraße Wiens, die die Gemeindebezirke 6, 7, 14 und 15 verbindet.

86 »Glatte« Ware: einfache, nicht gemusterte, nicht mehr modische Damenwäsche.

Sachen; daher war ihre Angst, ob sie den Geschmack ihrer Kundschaft erraten hatte, immer groß. Auf der Rückreise litt sie Tantalusqualen.⁸⁷ Entweder raufte sie sich die Haare, dass sie zu viel gekauft hatte und Ware übrigbleiben werde, oder sie weinte Tränen der Verzweiflung, dass sie zu wenig gekauft hatte und schon der zehnten Kundschaft nichts mehr zu zeigen habe.

Unser Prager Haus war ein Durchhaus⁸⁸, mit einem so großen und breiten Hof wie eine reguläre Gasse. Bevor Marie zurückkam, war diese »Gasse« von den gelieferten Kisten bis zum ersten Stock hinauf angefüllt. Zwei Tag- und Nachtwächter besorgten den Aufsichtsdienst. Die Kunden wussten genau, wann sie abreiste, durften aber, Gott behüte, nie erfahren, wann sie wiederkam. Denn es herrschte große Eifersucht zwischen ihnen, da begreiflicherweise jeder Geschäftsmann der Erste sein wollte, der die neue Kollektion zu sehen bekam. Keine Kiste durfte daher vor Maries Ankunft geöffnet werden. Alles wurde von ihr sortiert, nach ihrem Befehl eingeräumt, vor ihr mit dem Preis nummeriert. Auf glatte Ware berechnete sie einen Aufschlag von 20 %, für französische von 60 %. Das rechnete sie im Kopf aus, während sie vom Personal die Zettel auf die Ware kleben ließ. In jedem Zimmer war eine Lageristin, die wissen musste, wo jedes Stückchen lag. Marie aber wusste das von allen 48 Zimmern und außerdem noch von dem enormen Detailgeschäft im Parterre. Während sie beispielsweise Modellhüte zeigte, sagte sie: »Laufen Sie in den I. Stock, Zimmer 6, Regal 3, Mittelfach links und holen Sie mir die Strassschnallen Nr. 20.« Zur zweiten: »Laufen Sie ins Parterre und bringen Sie mir aus der Strohhutabteilung rechte Abteilung, oberstes Fach, dritte Reihe, die Hüte Nr. 60.« Ihr Gedächtnis war fast unheimlich. Hatte sie die Kisten so weit ausgepackt, dass das Lager gefüllt war, wurde zuerst diejenige Prager Kundschaft verständigt, die in der letzten Saison den größten Einkauf getätigt hatte. Diese Einkäufer wurden heimlich hinaufgeführt, und Marie bediente sie immer persönlich. Sechs Mädchen standen ihr zur Seite, teils die ausgesuchte Ware in bereitstehende Körbe zu legen, teils um Ware aus anderen Zimmern zur Ansicht hereinzutragen. In der Mitte des Zimmers saß ein Buchhalter und notierte die Bestellungen. Wenn man bedenkt, dass eine solche Kundschaft an einem Vormittag, der wohl um 6 Uhr früh begann, um dreißig- bis vierzigtausend Gulden Ware kaufte, kann man sich die Arbeitsleistung der Marie vorstellen. Bevor die Kundschaft in die letzten Zimmer geführt wurde, flog schon ein Mädchen zur zweiten Kundschaft, um sie

87 Tantalusqualen: nach dem griechischen Sagenkönig Tantalos, der von den Göttern wegen seiner bestialischen Freveltaten in den Tartaros (Unterwelt) verstoßen und dort von ewigen Qualen gepeinigt wurde.

88 Durchhaus: Gebäude, das zwischen zwei parallel verlaufenden Straßen liegt und von beiden Seiten her betreten werden kann.

ganz heimlich hineinzuführen. So ging es bis 7 Uhr abends. Das Personal aß in drei Etappen. Für Marie wurde dasselbe Essen, das ihre Leute bekamen, tellerweise hinuntergebracht, und während sie mit der Kundschaft sprach, aß sie stehend ein paar Bissen. Die Hauptarbeit begann um 7 Uhr abends. Da trat das ganze Personal bei ihr in Aktion. Der erste Buchhalter sagte, während die Ware verpackt wurde, dem zweiten Buchhalter an. In der Mitte des Zimmers wurden die Kisten von geschulten Packern gefüllt, adressiert und in den Hof getragen. Marie kommandierte. Wehe der Person, die langsam war. Eine Schachtel auf den Kopf geworfen, war das Mindeste, was sie zu erwarten hatte. War die gekaufte Ware in den Hof abtransportiert, kamen andere volle Kisten hinauf, wurden geöffnet, die Ware nummeriert und eingeräumt. Jetzt diktierte sie die Telegramme an die Fabrikanten und bestellte nach, was sie für nötig fand. So wurde es meistens 12 Uhr, bevor sie das Personal entlassen konnte. Dann ging sie von Tür zu Tür, sperrte ab und ging mit dem Schlüsselbund, dessen sich ein Gefangenenaufseher nicht hätte zu schämen gebraucht, in die Wohnung. Da sie streng darauf hielt, dass »Alterlinkos« Lebensweise durch diesen Betrieb nicht gestört wurde, legte er sich um 10 Uhr zu Bett, schlief daher schon tief, bevor sie kam. Im Finstern schlich sie ins Schlafzimmer, legte die Schlüssel, damit sie ja nicht klappern, unter den Kopfpolster und lag schon im Bett. Da gab es kein Bad, kein Herunterwaschen der Creme. Staubig, verschwitzt und erschöpft, wie sie war, legte sie sich nieder, um nur den geliebten Mann nicht zu wecken. Um halb 6 Uhr morgens klopfte die Friseurin, Marie hatte ihr Bad bereitet und frühstückte, während sie frisiert wurde. Um 6 Uhr sperrte sie eigenhändig das Haustor auf, um das wartende Personal einzulassen. War die Prager Kundschaft absolviert, flogen die Briefe in die Provinz, nach Böhmen, Mähren und Schlesien. Aber auch Sachsen schickte seine Modistinnen und Schneider, die es näher nach Dresden gehabt hätten, in das Haus Michlup. Wieder wurden die Kunden genau nach der Menge eingeladen, die sie in der letzten Saison gekauft hatten. Diejenigen, die mindestens um 20.000 Gulden einkauften, einzeln; die anderen, die um sechs- bis zehntausend eingekauft hatten, gleichzeitig. Alle Provinzkundschaften wohnten als Gäste im Hause. Für jede waren Theaterkarten vorbereitet. Das Feinste vom Feinsten wurde gekocht, eine Equipage stand ihnen den ganzen Tag zur Verfügung. Hausherr zu machen war jetzt Papas Pflicht, Marie erschien nie bei einer Mahlzeit.

Wenn ich jetzt erzähle, dass weder ihr Mann noch sonst jemand sie während dieser Zeit in schlechter Laune sah oder von ihr hörte: »Ich bin müde, ich bin schläfrig, wäre diese Saison doch nur zu Ende«, wird man es mir nicht glauben. Immer lustig, das Personal immer anfeuernd, an allen Ecken gleichzeitig, lachend und Witze machend, ging sie durch diese schweren Wochen.

Was würden die heutigen Gewerkschaftler aber auch dazu sagen, dass das Personal durch zehn Wochen achtzehn Stunden täglich arbeiten musste? Am Sonntag, wie am

Feiertag, bis zum sogenannten »Erntefest«.⁸⁹ Am 15. Mai und am 15. November veranstaltete Marie für ihr Personal in ihrer Wohnung einen Ball. Jeder durfte Gäste mitbringen: die Mädchen zwei Herren, und die Herren zwei Mädchen. Bei jedem Gedeck der Angestellten lag ein Kuvert mit dem sechsfachen Monatsgehalt.

Trotzdem Marie ungemein streng war, große Leistungsansprüche stellte – jemand der kein fabelhaftes Gedächtnis gehabt hatte oder ein langsamer Arbeiter war, hatte nach ihrem Dafürhalten keine Daseinsberechtigung –, wurde sie vom Personal angebetet. Eine Anstellung in ihrem Hause galt als Lebensversicherung. Jedes Mädchen, das einige Jahre bei ihr angestellt war, ehe es heiratete, bekam eine Mitgift. Gekündigt wurde niemand, wenn er sich nichts zuschulden kommen ließ. Alle wussten, dass sie in Marie eine Mutter fanden.

So zum Beispiel spielte sich folgende Komödie ab: Marie sah, dass Rosa, die Lageristin der Blumenabteilung, verweint war. »Warum haben Sie geweint?« fragte Marie. Ein Strom von Tränen war die Antwort. »Gnädige Frau, wir haben uns so lieb, und seine Mutter erlaubt nicht, dass er mich heiratet.« »Warum?« »Weil meine Familie zu minder ist. Sein Vater ist ein protokollierter Kaufmann⁹⁰, meiner nur ein Agent, das ist ihr zu wenig.« »Gehen Sie sofort zu seiner Mutter, sagen, ich lasse bitten, mich womöglich gleich zu besuchen.« Frau Karpeles, so hieß die »vornehme Dame«, erschien. Sie wurde von Marie empfangen wie die regierende Großherzogin von Gerolstein⁹¹, in den Salon geführt; auf dem Kanapee rechts von Marie musste sie Platz nehmen. Marie schob ihr den gestickten Fußschemel unter, stopfte ihr die schönsten Pölster in den Rücken und begann: »Ich habe gehört, dass Ihr Sohn und die Rosa sich lieben, dass Sie aber nicht erlauben, dass er sie heiratet.« »Selbstverständlich nicht«, antwortete diese. »Wir haben in Smichow (damals noch eine elende Vorstadt Prags) ein Schirmgeschäft, mein Mann ist protok. Firma. Ihr Vater ist Agent einer reichsdeutschen Fabrik und kommt zu uns, die Seidenstoffe verkaufen. Ich kann doch meinen einzigen Sohn nicht so hinuntersteigen lassen.« Marie verbiss das Lachen und sagte todernt: »Wären mein Mann und ich Ihnen gut genug als Familie?« »Wie können Sie so fragen, gnädige Frau?« »Also empfangen Sie die Rosa aus unserer Hand. Ich mache ihr morgen Abend die Verlobungsfeier, zu der niemand von der minderen Familie kommen darf, nur Ihre vornehme

89 »Erntedankfest«: im Frühling und Herbst; Schawuot (Plural von hebr. »Schawua«, Woche): sieben Wochen plus einen Tag nach dem Pessachfest, Abschluss der Frühlingsfeste; Sukkot oder Laubhüttenfest: im September/Oktober, fünf Tage nach dem Versöhnungstag (Jom Kippur), sieben Tage (15. bis 21. Tischri = siebter Monat des jüdischen Kalenders).

90 »Protokollierter«: im Firmenverzeichnis eingetragener Geschäftsinhaber.

91 Nach Jacques Offenbachs Operette *Die Großherzogin von Gerolstein* (*La Grande-Duchesse de Gérolstein*, 1867).

Familie. Ich mache ihr die Hochzeit und geh mit meinem Mann als Trauzeugen. Genügt das?»

Die Frau rückte unruhig hin und her. »Aber gnädige Frau, sie ist doch ein armes Mädchen, und meinem Sohn hat man Mädchen mit 5.000 Gulden offeriert.« Ohne mit der Wimper zu zucken, antwortete Marie. »Die gebe ich ihr auch.« Die Frau war entwaffnet, und mit vollständigem Ausschluss der Familie Hutta, so hießen Rosas »mindere« Eltern, verlobte sich das Paar am folgenden Abend. Frage keiner, wie die vornehme Familie Karpeles ausgeschaute hat. Sechs Wochen später wurde im Hause Michlup die Hochzeitstafel angerichtet. Frau Karpeles scheint nicht nur alle Familienmitglieder eingeladen zu haben, sondern auch alle ihre Kunden. Es kamen sechzig Personen. Rosa hatte es durchgesetzt, dass ihre Eltern zur Tafel kommen durften. Diese war in Hufeisenform aufgestellt, und der damaligen Mode entsprechend standen in der Mitte dreistufige Aufsätze für Konfekt, dazwischen stets ein großer Obstausatz. Als die Türe des Speisesaals geöffnet wurde, stürzte sich die vornehme Familie Karpeles über die Aufsätze, zog die mitgebrachten Sacktücher heraus und räumte sie vollständig ab. Herr Michlup sagte vorwurfsvoll: »Schau dir an, was für ein Gesindel du mir ins Haus bringst.« Sie lachte Tränen und sagte: »Alterlinku, lassen wir jetzt diese Bagage unter sich, wir zwei lassen uns im kleinen Speisezimmer servieren und bleiben miteinander allein.«

So saßen an diesem Abend drei glückselige Paare in der Wohnung Michlup. Das Brautpaar, das sich anhimmelte, die Eltern der Braut, die beseligt über den gesellschaftlichen Aufstieg waren, denn Herr Karpeles war mit dem Weinglas zu ihnen getreten und hatte mit ihnen angestoßen, und das Ehepaar Michlup, durch Maries strahlende Stimmung in die seligen Tage der Flitterwochen zurückversetzt.

Eine reizende Episode wurde mir oft erzählt. Wieder weinte einmal eine Rosa. Da in dem großen Betrieb sich die Vornamen wiederholten, bekam in diesem Falle jede ein passendes Eigenschaftswort vorgesetzt. Diese hieß die »schöne« Rosa. Auf Befragen erzählte sie weinend, der Arzt habe gesagt, sie sei brustkrank. So nannte man damals Lungentuberkulose. Sie brauche Waldluft und Ziegenmilch; da aber ihre alten Eltern von ihrem Einkommen leben mussten, sei es ihr unmöglich, einen Kurort aufzusuchen. Das Ehepaar Michlup hatte beschlossen, vier Wochen in Marienbad zu verbringen und im Hotel zu wohnen. Wie sollte Marie ihrem Mann beibringen, dass sie, um die Rosa mitnehmen zu können, einen Haushalt mit Küche und einen Stall für eine Ziege haben möchte. Beim Mittagessen, das sie besonders festlich mit all seinen Lieblingsspeisen angeordnet hatte, begann sie über den Vorzug der Hausmannskost im Verhältnis zur Hotelküche und über den Vorzug des bequemen Wohnens in einer Villa im Gegensatz zur Unruhe des Hotelbetriebs zu sprechen. Er verstand sie nicht und reagierte nicht. Endlich sagte sie: »Ich möchte lieber diesmal in Marienbad privat wohnen, weit außerhalb der Stadt.« »Warum«, fragte er erstaunt, »sonst wärest du doch am liebsten auf der

Spitze des Kreuzbrunnens gegessen.«⁹² »Weil ich eine Ziege brauche, sagte sie, »und für die ist in der Stadt keine richtige Wohnung zu finden.« Ihm fielen Messer und Gabel aus der Hand. »Eine Ziege, in Marienbad?« Sehr belehrend antwortete sie: »Du hast dich eben nie für Medizin und die Fortschritte in dieser Wissenschaft interessiert. Das Gesundeste, was man trinken kann, ist Ziegenmilch.«

Michlup hatte ein herrliches Gut, eine Stunde von Prag entfernt. Er sagte: »Du hast auf dem Gut dreißig oder vierzig Ziegen. Ich habe dich noch nie ihre Milch trinken gesehen.« »Die Wissenschaft sagt, sie wirkt eben nur in Verbindung mit Waldluft.« »Mehr Wald als in Vestec brauchst du bei Gott nicht.« »Aber das ist Laubwald, wenn man brustkrank ist, sagt der Professor Alfred Přibram⁹³, braucht man Nadelwald und Ziegenmilch. Eines wirkt nicht ohne das andere.«

Sie war in den Jahren ihrer Ehe, obzwar noch immer sehr zart, ein Bild der Gesundheit geworden. Als sie das letzte Wort aussprach, sprang er auf, wurde weiß wie ein Leintuch und sagte: »Du fühlst dich krank und bist hinter meinem Rücken zum Professor gegangen, und er hat dich brustkrank gefunden.« »Mich?«, fragte sie erstaunt, und riss die ohnehin großen Augen noch weiter auf, »was fällt dir denn ein, ich habe dir doch vorige Woche erzählt, dass er die schöne Rosa für brustkrank hält.«

Er wischte sich den kalten Schweiß von der Stirn und sagte sanft: »Warum mich so erschrecken? Warum nicht gerade heraus sagen, ich will die Rosa nach Marienbad mitnehmen, ihr erstklassige Ernährung bieten und sie gemäß ärztlicher Vorschrift Ziegenmilch trinken lassen. Ich zittere an allen Gliedern von dem Schrecken, den du mir eingejagt hast.«

Sie mieteten eine schöne Villa hinter der Waldquelle; die Hausfrau versprach, für eine Ziege und deren Unterbringung zu sorgen. Als sie mit Rosa und drei Dienstboten ankamen, hörte sie, dass keine Ziege aufzutreiben wäre. Am nächsten Morgen mietete das Ehepaar einen Fiaker und fuhr den ganzen Vormittag in der Umgebung von Gehöft zu Gehöft. Keine Ziege zu bekommen. Der Fiaker verlangte zwanzig Gulden, eine für damalige Zeit sehr große Summe. Da sich ihr Mann am nächsten Morgen ermüdet fühlte, fuhr Marie mit Rosa allein. Sie waren zeitlich morgens weggefahren, es war später Nachmittag, sie waren noch immer nicht zurück. Er wurde unruhig und ging ihnen entgegen. Als er in die Kaiserstraße kam, sah er Menschen in dichten Reihen aufgestellt, sich vor Lachen biegend. Ein Fiaker fuhr im Schritt, und darin saßen Marie, den Hut halb rechts, Rosa den Hut halb links; auf dem Rücksitz stand eine Ziege auf den Hinterbeinen, die die beiden Frauen an einem Strick hielten, der Kutscher hielt sie an einem zweiten Strick mit einer Hand und konnte daher nur im Schritt fahren, da ihm

⁹² Kreuzbrunnen: Heilquelle in Marienbad.

⁹³ Alfred Přibram (Anm. 68).

für die Zügel nur eine Hand blieb. Als der Wagen hielt, stiegen die beiden aus, mehr tot als lebendig. Die Ziege hatte nicht im Wagen bleiben wollen, hatte sich gefürchtet und musste mit aller Kraft gehalten werden. Der Kutscher sagte: »Für den Tag bekomme ich sechzig Gulden. Das Biest hat sich vor lauter Angst unanständig benommen. Die Rechnung für einen neuen Teppich und einen frischen Überzug für das Bankerl sende ich Ihnen, wenn ich sie habe.«

Trotz Ziegenmilch und Waldluft erlebte Rosa den nächsten Sommer nicht. Ihre Eltern wurden bis zu ihrem Lebensende vom Hause Michlup erhalten. Viele Jahre später saß ich mit unserer Engländerin auf einer Bank, als sich ein hundert Kilo schwerer Herr zu uns setzte und mit ihr zu plaudern begann. Er sagte: »Alle Engländer haben einen Spleen. Wie ich vor vielen Jahren hier in Marienbad war, sind einmal zwei bildschöne junge Engländerinnen zur Korsostunde durch die Kaiserstraße gefahren, eine vor Angst wild gewordene Ziege am Strick haltend. Sie hatten ein Spalier von Zuschauern, dessen sich Kaiser Franz Joseph nicht zu schämen gebraucht hätte. Ja, wenn die Leute zu reich sind, werden sie übermütig.«

War die Saison vorüber, trat für Marie eine Ruhepause ein, die bis Weihnachten dauerte. Jeder einzelne des Personals durfte für Weihnachten einen Wunsch äußern. Was gab es da zu besorgen! Für achtzig Personen, Dienstboten und Freunde! Dabei hatten manche Angestellten extravagante Wünsche. Eine schrieb: »Einen Pudel, aber gut abgerichtet und schneeweiß.« Eine andere: »Einen Papagei.« Die Bescheidene: »Einen Harzer Kanari.«⁹⁴ Eine andere: »Eine Katze, aber reine Angorarasse.« Und so ging es weiter. Marie organisierte auch diese Einkäufe systematisch. An den Juwelier (Ringe, Busennadel für die Mehrzahl der Mädchen, für die Herren Halsketten, goldene Uhren) ging ein Brief ab, wie er an die Fabrikanten geschrieben wurde: »Ich komme am 18. Dez. um 9 Uhr früh, interessiere mich für Ringe in dieser Preislage u.s.w., der Chef erwarte mich.« An den Tuchhändler ein ebensolcher. Desgleichen einer an ein Wäschegeschäft. Kam sie dann zu den Kaufleuten, fand sie alles zu ihrem Empfang vorbereitet, so dass sie nur zu wählen hatte. Über den Preis zu sprechen, fiel ihr ebenso wenig ein, wie es keiner Kundschaft, die bei ihr einkaufte, beifiel, etwas abhandeln zu wollen. Aber wehe, wenn Marie erfuhr, dass man sie übervorteilt hatte. Dieser Geschäftsmann sah sie nie wieder.

Wenn mir in späteren Jahren jemand sagte, ich sei tüchtig, weil ich ein Wohltätigkeitsfest erfolgreich organisierte oder in meinem Haus große Gesellschaften zur Zufriedenheit der Geladenen gab, dachte ich, welche Blasphemie, welcher Missbrauch des Begriffes »tüchtig«, verglichen mit dem, was Marie geleistet hat. Wenn aber Frauen mir erklärten, sie fühlen sich erholungsbedürftig, weil ihr Kinderfräulein erkrankt war und

⁹⁴ Harzer Kanari: aus dem Harzer Mittelgebirge stammender Singvogel.

sie durch vierzehn Tage ihre Kinder ganz allein beaufsichtigen mussten oder nach dem »Gründlichmachen« der Wohnung, zuckte mir stets die Hand.

Mama erzählte mir oft und oft, wie meine erste Zeit in ihrem Hause ablief. Papa wich nur auf Stunden von mir und nur, um im Büro zu arbeiten. Er beaufsichtigte die Mahlzeiten, er fuhr mit mir spazieren, er stand jede Nacht ein paar Mal auf, um an mein Bettchen zu treten und nachzusehen, ob ich mich nicht abgedeckt hatte. Als ich sechs Monate alt war, Mama wieder einmal von einer Einkaufsreise zurückgekehrt war und gesehen hatte, dass sie zu wenig Ware für die große Nachfrage mitgebracht hatte, aber im Geschäft unabkömmlich war, musste Papa nach Paris fahren. Als er mit einem Fabrikanten in dessen Büro sprach, flüsterte ihm ein Angestellter etwas zu. Der Fabrikant bat Papa, die Unterredung unterbrechen und eine Dame empfangen zu dürfen, hinzufügend: »Es ist ein tragischer Fall. Ich hatte einen Buchhalter, der jahrelang mit einer Lehrerin verlobt war, sie nicht heiraten konnte, weil in Frankreich an Staatsschulen keine verheirateten Lehrerinnen unterrichten durften. Bis die beiden so viel erspart hatten, um einen Haushalt gründen zu können, vergingen Jahre. Dann aber waren sie das denkbar glücklichste Paar, bis vor wenigen Tagen der Mann erkrankte und starb. Sie kommt jetzt her, um mir zu danken, dass ich ihr das Gehalt für das nächste Vierteljahr und die Begräbniskosten geschickt habe. Ich weiß nicht, wovon die Arme jetzt leben wird.« Es trat eine junge Frau herein, die weinend und schluchzend mit dem Fabrikanten sprach. Sie machte auf Papa einen so guten Eindruck, dass er sie ansprach: »Pardon, wenn ich mich in ihr Gespräch mische. Ich habe zuhause ein Töchterchen, welches sechs Monate alt ist. Haben Sie kleine Kinder gern?« Die erstaunte Frau antwortete: »Gewiss, so was Kleines ist ja so süß.« »Dann habe ich eine junge Frau, mit der sie sich anfreunden könnten. Möchten Sie mit mir nach Prag kommen?« Der Fabrikant sagte ihr hierauf, wer die Eltern seien, seit wie vielen Jahren er sie schon kenne, und riet ihr, das Anbot anzunehmen. Papa meinte, er müsse noch auf eine Woche nach Lyon und Marseilles, komme in acht Tagen zurück, und sie hätte Zeit, ihm ihre Antwort mitzuteilen.

Mamas Erstaunen, als sie Papa am Bahnhof mit einer in tiefer Trauer gekleideten Dame aussteigen sah und hörte: »Ich bringe hier eine Erzieherin für Charlotte und dir eine Freundin«, war umso größer, als sie fand, dass ich für die nächsten sechs Jahre noch eine Erzieherin hätte entbehren können, während sie selbst so beschäftigt war, dass sie jeden Wunsch eher gehabt hätte als den, eine Freundin ins Haus zu bekommen. Mme. Carol, so hieß sie, war aber wirklich ein feiner, gebildeter, guter Mensch und wurde beides und außerdem ein von allen geliebtes Familienmitglied. Meine Eltern bemühten sich, ihr in Prag Lektionen zu verschaffen, so dass, als sie uns nach zwanzig Jahren verließ, um in ihre Heimat zurückzukehren, sie ein Vermögen mitnahm und für ihre alten Tage versorgt war.

Drei Jahre später musste Papa, da Mama wieder unabkömmlich war, nach London fahren. Ein Geschäftsfreund lud ihn übers Weekend auf seinen Landsitz und bat ihn, am Sonntagmorgen mit ihm in die Kirche zu gehen, wo ein junger Geistlicher das erste Mal predigte. Am Wege erzählte er ihm, dass der alte Geistliche vor drei Monaten gestorben sei, sechs Kinder hinterlassen habe, das älteste, ein Mädchen von sechzehn Jahren, das jüngste vier Jahre alt. In der Kirche saßen die armen Würmer neben ihrer Mutter, und alle weinten herzerbrechend, da sie noch am Abend ihr Heim verlassen mussten. Nach beendigem Gottesdienst trat die Frau an den Patronatsherrn heran, um sich zu verabschieden. Auf seine Frage, wie sich ihr ferneres Leben gestalten werde, antwortete sie bitter: »Wir werden eben alle verhungern.« Papa, so etwas zu hören, war erschüttert und sagte ihr: »Ich habe zuhause ein Mädel von drei Jahren und möchte eine Gespielin für sie haben. Geben Sie mir Ihre älteste Tochter mit. Das Gehalt, das ich ihr zahlen werde, kann Sie Ihnen vollständig schicken, da sie bei mir alles finden wird, was sie braucht. Ich werde mich außerdem bemühen, ihr Englisch-Lektionen zu verschaffen.«

Als Mutter und Tochter freudestrahlend einwilligten, gab er der Mutter als Vorauszahlung das Gehalt für das erste Jahr in die Hand. Diesmal stieg Papa aber wirklich mit Herzklopfen aus dem Waggon. Als er der Mama die tragischen Umstände des Falles erzählt hatte und sie das blasse Kind sah, das nicht wie sechzehn, sondern wie zwölf Jahre aussah, drückte sie es an ihr Herz und küsste es liebevoll. Todernst aber wandte sie sich dann dem Papa zu und sagte: »Alterlinku, nach Italien darfst du nicht mehr fahren.«

Die Engländerin, Miss Madden, blieb bis zu meiner Verheiratung in unserem Hause. Und da offenbar zwei Erzieherinnen zu wenig waren, blieb auch die Kinderfrau Kathi, die seinerzeit Tante Resi für mich ausgesucht hatte, bei uns. Die war ein Original. Sie trug nach wie vor Pilsener Originaltracht, Stiefel bis zu den Knien, mindestens zwanzig Röcke, jeder gut mit Stärke gesteift, damit sie auch richtig abstehen, ein schwarzes Samtmieder über weißer Bluse. Da sie nebst meiner Körperpflege nur noch das Abwaschen des Geschirrs in der Küche zu besorgen hatte, ging sie mir den ganzen Tag nicht von der Seite. Hatte ich Stunden oder lernte ich, saß sie in einer Ecke des Zimmers. Das Schrecklichste war aber, dass sie, wie alle Tschechen, ein wunderbares Gehör hatte und, wenn ich Klavier übte, zur Verzweiflung aller Hausgenossen den ganzen Tag sang, was ich gerade spielte. Manchmal sprang sie plötzlich aus ihrer Ecke auf, pflanzte sich vor mir auf, faltete die Hände über dem Bauch und sagte in tschechischer Sprache den Spruch, den die Bauern beim Betreten des Stalles sagen: »Gott gesegnes, ist das ein schönes Kalb.«

Mama hatte Kathi aufgetragen, meine Haare am Morgen und Abend je eine halbe Stunde zu bürsten. Nie verabsäumte sie, auf die Uhr zu sehen, und bürstete nicht eine Minute länger oder kürzer. Da sie keine körperliche Arbeit zu leisten hatte, die Kost bei

uns aber mehr als reichlich war, verwertete sie einen Teil der aufgestapelten Kräfte beim Haarbürsten, den andern beim Rückenwaschen. Bürstete sie mich, fürchtete ich, dass sie mir den Kopf abreißen werde. Und keines Pferdes Rücken kann kräftiger gestriegelt werden, als sie morgens und abends den meinen bearbeitete. Wenn ich torkelte, sagte sie: »Du hältst dich nicht fest genug am Waschtisch an.« Die treue Seele liebte mich so sehr, dass sie mir auf meinen Spaziergängen in gebührender Distanz folgte. Sie versteckte sich gegenüber der Schule in einem Haustor, da mich die Schülerinnen neckten, weil ich von drei Personen abgeholt wurde!

Als wir Prag verließen, um nach Wien zu übersiedeln, wollte sie nicht mitkommen. Sie hatte nicht ein Wort Deutsch gelernt und meinte, in der »deutschen« Stadt werde sie nicht leben können. In einer tschechischen Familie mietete Papa sie dann ein. Wenige Monate nachher aber starb sie. Man verständigte uns, dass sie ihr Sparkassenbuch mir vermacht habe. Papa verzichtete aber auf die Erbschaft zu Gunsten des Prager Blindeninstituts.

22

Eines Tages kam ein Brief von Schwester Anna, mit der sich die Großmutter und Mama am Sterbebett des Großvaters versöhnt hatten. Sie schrieb: Ihre Tochter Karoline, ein »Ausbund an Schönheit und Güte«, habe einen Freier gefunden. Trotz aller Vorzüge ihres Kindes sei aber dieser Unmensch so prosaisch, dass er sie nicht ohne eine Mitgift von 10.000 Gulden und einer Ausstattung an Wäsche und Möbeln nehme. Sie bitte daher Marie, es ihr zu ermöglichen, ihr Kind glücklich zu machen. Marie zeigte diesen Brief ihrem Mann und sagte: »Eine Frechheit, dafür, dass sie mich so elend behandelt haben, er mich so gezwickt hat, sollen wir ihr Geld geben?« Papa, immer mild und verzeihend, antwortete: »Das ist ja lange vorbei, wir wollen ihr die Tochter versorgen. Zuerst will ich mir aber den Mann anschauen.«

Der Ehekandidat wurde eingeladen, ohne Anna zu verständigen, nach Prag zu kommen. Er war in Brünn ein kleiner Kommunalbeamter. Nach dem Speisen fragte ihn Papa geradezu, wie viel Mitgift er beanspruche. Er meinte schüchtern: »Wenn ich doch Ausstattung und Möbel kaufen soll und für böse Tage ein paar Gulden in Reserve behalten möchte, würde ich um 8.000 Gulden bitten.« Mamas Temperament ging bei dem neuerlichen Beweis der Gemeinheit ihrer Schwester durch, die 10.000 Gulden und Möbel und Ausstattung verlangt hatte. Sie lief aus dem Zimmer und weinte so unbeherrscht, dass Papa, der ihr gleich nachlief, sie kaum beruhigen konnte. Am Abend reiste der Freier ab und nahm das Versprechen mit, dass er nicht nur 8.000 Gulden, sondern noch eine Ausstattung an Wäsche und Kleidern bekommen werde. Schwester

Anna wird sich den Brief, den sie danach erhielt, wohl nicht in einer Wertheimkasse⁹⁵ aufgehoben haben. Acht Tage vor der Hochzeit ging das Geld ab, und einen Tag vor der Hochzeit kam Mama in Iglau an. Wer beschreibt ihr Entsetzen, als sie hörte, dass der Bräutigam auf und davon gegangen war.

Die Sache hatte sich folgendermaßen zugetragen: Karoline war wohl das hässlichste Menschenkind, das sich Phantasie erträumen kann. Als Mama das 18jährige Mädchen sah, war der erste Eindruck: »Wie kommt so etwas in unsere Familie? Nicht nur, dass sie keinem von uns ähnlichsieht, sieht sie überhaupt keinem Menschen ähnlich.« Als sie dann mit ihr noch geredet hatte, merkte sie, dass sie außerdem schwer verblödet war. Als einzige Tochter nach vier Söhnen war sie aber in den Augen ihrer Eltern mit allen erdenklichen Vorzügen ausgestattet. Drei Tage vor der Hochzeit war der Bräutigam angekommen. Am ersten Abend begann Anna zu weinen. Anna war immer exaltiert gewesen. Sie spielte die Heldin des jeweiligen Romans, den sie gerade las. Diesmal begann sie pathetisch: »Weißt du auch, was für einen Schatz du bekommst? Es gibt keine gute Eigenschaft, die Karoline nicht hätte. Sie ist unser aller Glück gewesen. Wir haben sie mit aller Zärtlichkeit und Liebe umgeben. Sie hat noch nie einen Tadel gehört. Wie soll ich weiterleben, ohne gleich am Morgen in diese herrlichen Augen sehen zu können, wie schlafen, ohne diesen Mund geküsst zu haben?« Tante Anna spielte eine Szene, umarmte ihre Tochter, jammerte und weinte. Der liebe Bräutigam war zu Tode erschrocken. Er hatte gehofft, ein einfaches, bescheidenes, wenn auch hässliches Mädchen zu heiraten, und sah, dass er ein verzogenes, verwöhntes Frauenzimmer vor sich hatte, dem eingeredet worden war, dass es die Vollkommenheit in Person sei. Er schrieb aus dem Gasthof, dass er sich nicht würdig fühle, ein solches Juwel zu bekommen, denn er sei mit vielen Fehlern behaftet, und dampfte schleunigst ab.

Marie schickte ihm ein Telegramm. Es kam eine abweisende Antwort. So blieb nichts übrig, als dass sie unverrichteter Dinge zurückfuhr. Anna versicherte, im Ort wäre eine weit bessere Partie, und in Kürze werde sich ihre Tochter verheiraten können. Tatsächlich kam ein halbes Jahr später die Nachricht, der Mann, von dem sie Marie erzählt habe, bewerbe sich um Karoline. Sie kenne ihn seit Jahren als anständigen Menschen und tüchtigen Kaufmann, aber sie müsse das beschämende Geständnis ablegen, dass sie die 8.000 Gulden zum Teil für Möbel, zum Teil zum Schuldenabzahlen verbraucht habe. Dieser Mann beanspruche wirklich 10.000 Gulden. Sie bitte händeringend, ihr das Geld zu schicken.

Es war ein strenger Winter, Papa nach einem schmerzhaften Gelenkrheumatismus fast unbeweglich. Trotzdem beschloss er, persönlich nach Iglau zu fahren, um in die Bü-

⁹⁵ Wertheimkasse: benannt nach dem 1852 von Franz Freiherr von Wertheim (1814–1883) gegründeten Wiener Unternehmen, das vor allem stählerne Tresore, Kassetten u. dgl. herstellte.

cher des Kaufmanns Einsicht zu nehmen. Mama weinte vor Verzweiflung, dass er sich der Gefahr eines Rezidivs⁹⁶ aussetzen wolle; sie meinte, der Buchhalter genüge. Papa ließ sich nicht abreden, aus Furcht, Karoline könne einem Schwindler zum Opfer fallen. So wurden zwei große Pelze angeschafft, Papa von einem Schneider in diese eingenäht; zwei Hausknechte, Riesenkerle, trugen ihn in den Wagen, in dem er auf unzähligen Pölstern und Decken eingebettet wurde. Mit den Beiden fuhr er fort.

Die Bücher wären in Ordnung, der Mann schien anständig, schrieb Papa, aber Anna habe ihm das Geständnis abgelegt, dass die Ausstattung an Wäsche und Kleidern von neuem geschickt werden müsse. Ihre eigene Wäsche wäre im Laufe der Jahre aufgebraucht gewesen, und sie habe sich die der Karoline angeeignet. Und Karoline habe die Kleider schon abgetragen.

Nach zwei Monaten fuhr Mama, diesmal mit den 10.000 Gulden in der Hand und der Ausstattung in den Koffern, nach Iglau. Was musste sie hören? Mit der Heirat war es schon wieder nichts! Diesmal hatten Vater und Tochter dem Drange, ein Drama aufzuführen, nicht widerstehen können. Der Vater hatte den Bräutigam gefragt, ob er schon vor Karoline ein Mädchen geliebt habe. Als der schon ältliche Mann sagte: »Einige«, wurde Karoline ohnmächtig, und der Vater erklärte, dass er einen solchen Schwiegersohn nicht brauchen könne, zeigt mit der Hand auf die Tür, rief hochdramatisch, wie er es von dem Helden bei der letzten Vorstellung der Schmiere so herrlich aufregend gehört hatte: »Wüstling, hinaus!« Johann ging, und Johann kam nicht wieder. Meine Mama wusste nicht, sollte sie das Ehepaar ohrfeigen oder sollte sie lachen. Sie war nur froh, dass sie die 10.000 Gulden in der Tasche und die Kisten mit der Wäsche beim Spediteur hatte. Sie ging zu dem Kaufmann und versuchte, ihn zu bewegen, wiederzukommen. Er sagte ihr: »Ich war ja über das Wort ›Wüstling‹ gar nicht beleidigt, es war doch zu komisch, aber in der Familie sind sie ja lauter Narren. Durch Monate jeden Abend zuschauen zu müssen, was mit dem Mädels für Geschichten gemacht werden, hat mir die Galle umgedreht. Bei dem Gedanken, diese Frau als Schwiegermutter fort und fort in meinem Hause zu haben, bin ich ausgerissen.« Mama sah, dass er nicht umzustimmen war, und so fuhr sie denn samt ihren Kisten nachhause.

Es vergingen wieder ein paar Monate, da meldete Anna einen neuen Freier, der verlange aber 12.000 Gulden. Papa meinte: »Deine Leute lizitieren mich hinauf. Wenn diese Verlobungen noch öfter aufgelöst werden, muss ich in Konkurs gehen. Diesmal wird in unserem Haus verlobt und geheiratet, ohne Eltern. Der Mann darf deine Schwester und deinen gestreichten Schwager vor dem Hochzeitstag nicht kennen lernen. Vor der Trauung dürfen die Eltern erscheinen, aber auch da binde ich ihnen vorher den Mund zu.« Der Jüngling war ein Kaufmann in Znaim. Karoline kam nach Prag, der

96 Rezidiv: Rückfall, Wiederauftreten einer Erkrankung.

Freier erschien, die Verlobung fand nach ein paar Tagen statt, dann fuhr der Bräutigam weg und kam vier Tage vor der Hochzeit nach Prag. Die Eltern der Braut kamen genau einen Tag vor der Trauung. Mama schwor, wenn Anna nur den Mund aufmache, ermorde sie sie! Trauung und Hochzeitsdiner waren in unserem Hause. Papa und Mama redeten so viel, dass die Eltern der Braut nicht zu Wort kamen. Das junge Paar reiste heimlich ab, ohne von ihren Eltern Abschied zu nehmen. Damit war die Episode von Karolinens Hochzeit zu Ende.

Als am Abend auch Anna weggefahren war, meinte Papa: »Ich habe mich so aufgeregt aus Furcht, er trete noch in letzter Minute zurück, dass mir ganz elend ist. Ich muss mich ins Bett legen. Diese vier Wochen, die deine Nichte unser Gast war, werden mir unvergesslich bleiben. So etwas Unliebenschwürdiges, Dummes, Hässliches hat Gott wohl kein zweites Mal geschaffen.« Mama dankte ihm überschwänglich, dass er sich so beherrscht und nicht einmal sie bemerkt hatte, wie lästig ihm der Gast gewesen war.

Und jetzt höret und staunet: Die Ehe der Karoline war sehr gut. Der Mann fand in ihr eine fleißige und tüchtige Haus- und Geschäftsfrau. Sie erzog ihre Kinder tadellos. Tante Anna starb übrigens bald nach der Hochzeit. Vielleicht lebte das junge Paar deshalb in Frieden und Eintracht? Annas Gatte wurde pensioniert, aber mit so kleinem Gehalt, dass der alte Mann davon nicht hätte leben können. Papa setzte ihm bis an sein Lebensende eine Monatsrente aus und versorgte seine vier Söhne mit beruflichen Stellen, die es ihnen ermöglichten zu heiraten.

23

Die »schöne Minna« lebte solange in Glanz und Herrlichkeit, solange die Frauen mehr Haar zu ihrer Verschönerung brauchten, als auf ihren Köpfen wuchs. Wie die Mode der falschen Zöpfe abkam, wurde Herr Engländer brotlos. So hing ihr Glück buchstäblich, wie das Sprichwort sagt, an einem Haar. Sie hatten nie gespart. Als ihr Geschäft nicht mehr ging, kamen sie: »Maria hilf!«⁹⁷

Nun war es bei den Michlups so, dass Mama im Geschäft und Haushalt schalten und walten konnte, wie sie wollte, aber für alles andere hatte Papa die Kasse unter Kontrolle, so wie er auch jede geschäftliche Investition zu beschließen hatte. Was nun Geldinvestitionen für die näheren und entfernteren Verwandten der Mutter, die Singers, Poppers und ihre Schwäger, Neffen, Nichten anbelangte, so half Papa gerne, wo es galt, eine Unternehmung zu gründen – ein Geschäft, eine Werkstatt –, aber war misstrauisch, wenn es

⁹⁷ Katholische Fürbitte an die Gottesmutter Maria; hier übertragen auf Marie Michlup, geb. Singer, die immer wieder von ihren Verwandten um finanzielle Hilfe angebettelt wurde.

sich um erneute Forderungen einer gescheiterten Existenz handelte. Eines seiner Sprichworte war: »Pech ist eine Eigenschaft.« Ein anderes lautete: »Wer sich nicht selbst helfen kann, dem können auch andere nicht helfen.« Wenn Mama trotzdem »neuerliche Hilfe« erbat, gab er ihr das erbetene Geld, aber unter der Bedingung, dass sie aufsagen musste: »Alterlinko, ich weiß, dass diese x-tausend Gulden verloren sind und nicht helfen können. Aber bitte, gib ihm (oder ihr) trotzdem das Geld.« Halb lachend, halb weinend sagte Mama dieses Sprüchlein auch im Falle der Schwester Minna auf, die darauf so viel geschenkt erhielt, dass sie ein Geschäft einrichten konnte, das auch ganz gut ging.

Aber die Bedürfnisse Minnas waren wieder immer noch größer als ihre Einkünfte. So verging kein Monat, wo sie nicht zu Mama kam und mal um hundert Gulden bat und auch mal um mehr. Das ging so durch einige Jahre, bis eines Tages ihr Mann zum Papa kam und weinend erzählte, er müsse in Konkurs gehen. »Ein Schwager meiner Frau«, so Herr Michlup, »geht nicht in Konkurs, diese Schande dulde ich nicht. Machen Sie mir eine Aufstellung, ich werde sie ausgleichen.« Die Aufstellung übertraf wohl die schlimmsten Befürchtungen. Als die Fabrikanten hörten, der reiche Michlup wolle einen Ausgleich durchführen, ließen sie nichts nach. So zahlte Papa 60.000 Gulden für die Firma Engländer. Dann fragte er: »Was wollt Ihr jetzt beginnen?« Minna meinte, sie möchten nach Amerika gehen, wenn er ihnen ein Betriebskapital mitgebe. Sie hätten jetzt gelernt, wie man es *nicht* machen darf. Dort würden sie sich gewiss ernähren. Amerika war damals das Land der Sehnsucht aller Schiffbrüchigen. Der »Onkel aus Amerika« mit der gefüllten Brieftasche war eine stehende Theaterfigur. Papa hatte Angst, ihnen Geld in die Hand zu geben. So besorgte er ihnen die Fahrkarten nach New York und überwies ihnen 5.000 Dollar als Betriebskapital in Amerika.

Nach rührendsten Dankesbezeugungen fuhren sie ab. Es war damals Feber. Im September kam Mama nach Wien. Am Abend hatte sie einen Cousin zum Nachtmahl in ihr Hotel eingeladen, und der bemerkte gesprächsweise: »Deine Schwester Minna wird gar nicht älter. Ich bin ihr heute begegnet. Sie ist noch immer eine blendend schöne Frau.« Mama meinte seelenruhig: »Du hast sie mit jemandem verwechselt, sie ist in Amerika.« »Aber ich werde doch die Engländer kennen. Ich bin im Wagen in den Prater gefahren und habe das Ehepaar Arm in Arm durch die Praterstraße gehen sehen, die beiden Söhne vor ihnen, und er hat mich begrüßt.« Mama glaubte zu träumen. »Das ist doch nicht möglich, sie haben doch in New York im März das Geld behoben, das wir ihnen überwiesen haben ...« »Ich schicke morgen den Schimitschek (sein Faktotum) zur Polizei«, erwiderte der Cousin, »und erforsche ihre Adresse.«

Am nächsten Tag übergab man ihr im Hotel einen Zettel: II. Bezirk⁹⁸, Rothensterngasse 18. Der armen Mama wurde heiß und kalt. Sie kochte vor Wut und Verzweiflung.

98 Zweiter Gemeindebezirk, Leopoldstadt: historisches Zentrum des Wiener Judentums.

Wie das ihrem Mann beibringen? Sie rannte die Hotelterrasse hinunter, sprang in einen Wagen, fuhr zornbeugend in die Rothensterngasse 18. Auf ihr Läuten öffnete ihr Minna die Tür. Mama donnerte sie an: »Ihr seid in Wien?« »Marinko, hast du eine Ahnung wie heiß es in New York ist?« Sprachlos ob dieser Frage starrte Mama sie an: »Meines Wissens leben trotzdem mindestens zehn Menschen dort.« Ruhig erklärend fuhr Minna fort, als spräche sie zu einem Kind: »Dort wären wir erstickt. Wir haben gleich Arbeit gefunden, Karl in einem Geschäftshaus, ich als Lehrerin für Französisch und Deutsch an einer Mädchenschule. Wir haben ganz schön verdient, aber in so einer Hitze kann unsereins nicht leben. So haben wir uns eingeschifft und sind zurückgekommen. Der Karl hat nicht zurückwollen. Ich habe ihn aber überredet und ihm gesagt, du wirst schon für uns hier sorgen.«

Mit Rücksicht auf den Herrn Staatsanwalt durfte Mama die Minna nicht erschlagen, daher tat sie, was alle Frauen in einem solchen Falle tun. Sie zog das Taschentuch heraus und weinte heiße Tränen der Beschämung und der Wut. Ihrem Manne zugeben, er hatte Recht, dass man keinem Menschen helfen kann? Lieber lief sie solange in Wien herum, bis sie dem Ehepaar dort Arbeit gefunden hatte.⁹⁹ Da aber die liebe Minna trotz aller Erfahrungen nicht rechnen gelernt hatte, wurde sie von meinen Eltern bis an ihr Lebensende unterstützt. Meine Mutter sicherte ihr testamentarisch eine Leibrente zu, und ich habe sie ihr bis zu ihrem Tode ausgezahlt.

24

Tante Julie hatte fünf Kinder.¹⁰⁰ Da sie nach jedem Kind etwas dicker wurde, näherte sie sich dem damaligen Schönheitsideal immer mehr. Ihre Kinder glichen ihr. Alle schön wie Bilder. Leider glichen sie ihr aber nur im Äußern, den Geist hatten sie von ihrem

⁹⁹ Kurze Zeit später übersiedelte Minna, deren Mann Karl eine Anstellung als Platzmeister gefunden hatte, mit ihrer Familie in die Lerchenfelderstraße (7./8. Wiener Gemeindebezirk). Dort erlitt sie am 17. September 1887 einen glimpflich verlaufenen Unfall, der sogar eine kurios anmutende Zeitungsmeldung wert war: »Die in der Lerchenfelderstraße wohnhafte Platzmeistersgattin Wilhelmine Engländer, 52 Jahre alt, war in ihrer Küche mit der Bereitung des Kaffees beschäftigt. Die Frau kam dem Herd mit den Kleidern zu nahe, und diese fingen Feuer. Auf die Hilferufe der Frau eilten deren Söhne Theodor und Otto herbei und überschütteten ihre Mutter mit Wasser, wodurch die rasche Verbreitung der Flammen verhindert wurde. Die Platzmeistersgattin, welcher erst nach längerer Anstrengung die Kleider vom Leibe gerissen werden konnten, hat Brandwunden zweiten Grades erlitten. Auch Otto Engländer zog sich bei den Rettungsversuchen Verletzungen zu. Beide verblieben in häuslicher Pflege« (»Das Vaterland«, Wien, 19. September 1887).

¹⁰⁰ Dokumentiert sind neun Kinder, von denen mehrere allerdings jung verstorben sind: Richard (geb. 1862), Emil (geb. 1863), Josefine (geb. 1865), Karoline (1866–1867), Regina (1868–1917), Henriette (1869–1898), Elisabeth (geb. 1870), Max (geb. 1872) und Johanna (geb. 1874).

Vater. Mit vierzig Jahren wurde sie Witwe. Herr Morawetz, ihr Gatte, starb am 14. März 1879 an einem langen Herzleiden. Infolge der vielen Ausgaben des kranken Gatten für Arzt und Medikamente blieben nur Schulden zurück. Das schöne Haus am Wenzelsplatz musste Julie verkaufen und war von dem Tage an auf die Unterstützung Papas angewiesen. Er gab ihr genug für eine behagliche Existenz. Er schickte ihre beiden Söhne ins Gymnasium, und als sie dort durchfielen, in ein Provinzgymnasium. Als sie auch dort durchfielen und der ältere auch noch eine schlechte Sittennote heimbrachte, wurde meine jähzornige Mama so böse, dass sie – um ihm eine Ohrfeige zu geben – an ihm, der sehr groß war, hinaufsprang! Die Watsche saß zwar, aber als Mama wieder auf dem Boden landete, hatte sie einen geprellten Fuß und musste unter Schmerzen viele Tage im Bett bleiben. Das schlug dem Fass den Boden aus. Papa erklärte kategorisch: »Studium ist zu Ende. Beide kommen in die Provinz in ein Geschäftshaus und sollen so anfangen wie seinerzeit ich.« Da sie aber weder seine Tüchtigkeit noch seinen Fleiß hatten, haben sie es zu nichts gebracht und lagen Mama, solange sie lebte, auf der Tasche. Mindestens jedes halbe Jahr kam ein de- und wehmütiger Brief, in welchem sie um Unterstützung baten. Die drei Töchter waren so schön, dass Papa sie, wenn auch mit großer Mitgift, sehr gut verheiratet konnte. Sie lebten in gutbürgerlichen Verhältnissen, die Älteste als Frau eines Advokaten, die zweite als Frau eines Baumeisters, die dritte als Frau eines Zahnarztes. Trotzdem fiel keiner ein, meinen Eltern die Sorge um ihre Mutter abzunehmen. Sie hielten sich für pflichttreue Kinder, wenn sie einmal in der Woche mit Mann und Kindern ihre Mutter auf einen guten Kaffee besuchten.

Maries Bruder Rudolf war noch immer zur vollen Zufriedenheit seines Chefs in demselben Geschäftshause, in das er nach dem Krach mit dem Smichower Fabrikanten eingetreten war. Eines Tages wurde der Mama der Besuch der Chefin gemeldet. Die arme Mama erschrak furchtbar, sie meinte, er habe doch wieder etwas angestellt, und ging der Dame mit zitternden Knien entgegen. Diese begann: »Ich komme in einer sehr diskreten Angelegenheit.« Mamas Herz sank vollkommen in die Schuhe. »Ich möchte um eine Auskunft bitten. Ihr Bruder macht meiner Tochter den Hof, und ich bemerke, dass das Mädchen ihn sehr gernhat. Was können Sie mir über Ihren Bruder sagen?« Beseligt, dass ihre Angst überflüssig war, antwortete Mama: »Mein Bruder ist der schlechteste Mensch, den ich kenne. Den besten Eltern, die es gibt, hat er nur Kummer bereitet. Wenn Sie Ihre Tochter lieben, raten Sie ihr von ihm ab. Ist sie aber schon so verliebt in ihn, dass ein Abraten nichts mehr hilft, dann suchen Sie sich den größten Stein, den Sie in Prag und Umgebung finden, binden Sie ihr diesen um den Hals und werfen Sie sie in die Moldau. Im Verhältnis zu dem, was das Mädchen an meines Bruders Seite erwartet, tun Sie damit an ihr ein gutes Werk.«

Die Dame, von der Auskunft nicht sehr entzückt, empfahl sich schleunigst. Das Mädchen heiratete trotzdem den Rudolf und wurde mit ihm über alle Begriffe glück-

lich. Er war der verliebteste Gatte, der zärtlichste Vater und ein außergewöhnlich tüchtiger Kaufmann. Er wurde sehr reich, verheiratete seine Kinder, die so schön waren wie er. Sie leben heute als angesehene Menschen in glänzenden Verhältnissen in Wien. Soll man etwas auf eine Auskunft geben?

Meine Mama konnte dem Rudolf den Kummer, den er ihren Eltern bereitet hatte, nie verzeihen. Er durfte ihr nie ins Haus. Erst anlässlich meiner Hochzeit ließ sie sich, über Bitten des Papas, mit ihm so weit versöhnen, dass sie ihn zum Diner einlud. Ein sehr kostbares Ölgemälde, das er mir als Hochzeitsgeschenk gab, hat sie ihm am Tage nach der Hochzeit zurückgeschickt, sie wollte beim Anblick des Bildes nicht an ihn erinnern sein.

25

Einige Tage nach meiner vollzogenen Adoption starb das erste Kind meiner Eltern (Emanuel). Meine Mutter (Franziska Popper) hatte es sehr geliebt und gehofft, es trotz seiner Krankheit am Leben erhalten zu können. Sie war durch seinen Tod tief getroffen. Mama fuhr augenblicklich zu ihr, um in den Tagen der Trauer bei ihr zu sein. Sie war aber nicht zu beruhigen. Ich glaube, sie empfand den Tod als eine Strafe Gottes, weil er zeitlich mit meiner Adoption zusammenfiel. Sie war von dem Tage an viel weicher geworden, führte aber noch immer sehr energisch Geschäft und Haus mit eiserner Hand und war stolz auf die Erfolge ihrer Arbeit, denn die Landwirtschaft, von meinem Vater traditionell betrieben, trug kaum so viel, dass sie auch nur einen Teil des Haushalts hätte decken können. Sie erzog alle sechs Kinder, die sie im Laufe der Jahre bekam, mustergültig, wenn sie auch im Gegensatz zu ihrer eigenen Mutter, meiner Großmutter, weniger Wert darauf legte, aus ihnen gebildete Menschen zu machen, sondern zu Menschen fürs praktische Leben. Entgegen der Gepflogenheit unserer Familie, für die das humanistische Gymnasium selbstverständlich war, ließ sie die Kinder die Realschule besuchen, brachte sie dann sogleich in Geschäftshäusern unter, und nicht nur die Söhne, sondern auch die Töchter sind tüchtige, manche fast geniale Geschäftsleute geworden.

Als mein Vater am 17. April 1897 starb, verkaufte meine Mutter den ganzen Besitz, Haus und Geschäft in Březnice, um die letzten Lebensjahre in der Stadt Prag, nach der sie sich immer brennend gesehnt hatte, zu verleben. Sie erreichte ein Alter von 91 Jahren, am 18. März 1933 starb sie in Prag, wo ich sie noch oft mit meinen Kindern in ihrer Wohnung in den Weinbergen besuchte. Leider war sie da schon taub und blind, behielt aber bis zum letzten Augenblick ihre erstaunliche Geisteskraft. Zwei ihrer un-

verheiratet gebliebenen Töchter, Maltschi und Antschi¹⁰¹, sorgten für sie, waren immer um sie herum, wagten aber nicht, ihr zu widersprechen oder anderer Ansicht zu sein. Trotzdem sie doch ein biblisches Alter erreicht hatte, wurde sie von ihren Kindern tiefer betrauert als seinerzeit der so gütige Vater, der für sie nie einen Tadel und immer nur Liebe gehabt hatte. Er war so sanft, so zärtlich, dass er, wenn ihn die Mutter beauftragte, ein Kind zu züchtigen, dazu sein Taschentuch benützte, aus Angst, dem Kind mit der Hand zu sehr weh zu tun.

Mich mochte mein Vater nicht. Ich blieb ihm die Fremde. Nicht einmal zu meiner Hochzeit ist er gekommen. Nur als er erfuhr, dass ich mein erstes Kind, Marianne, erwarde, soll er gesagt haben: »Ich werde beten, dass sie gesund durchkommt.«

Ich bin wiederholt zu den Eltern und Geschwistern auf Besuch hingeschickt worden, aber wir blieben uns fremd. Die Mutter wusste mit mir so wenig anzufangen, dass sie mir einmal sagte: »Die Hermine (die Tochter der Peperl) habe ich lieber als dich.« Selbst an meinem Hochzeitstag fand sie kein Wort der Liebe. Im Gegenteil. Als sie mein Glück sah, meinte sie: »Dein Bruder muss als Freiwilliger dienen, und du fährst in die Schweiz.« Und als ich sie ganz sprachlos ansah, da ich als Mädchen doch nicht beim Militär »dienen« konnte, erklärte sie mir: »Du wirst doch nicht erwarten, dass ich dich so gernhabe wie meine anderen Kinder, du gehörst ja der Mama und nicht mir.« Papa und Mama bestanden aber doch darauf, dass ich ihr oft schrieb und mit ihr in Verbindung blieb. Unser Verhältnis wurde ganz schlecht, als meine geliebte Mama schwer erkrankte und einmal bemerkte: »Vor meinem Tode möchte ich noch einmal die Fanny sehen.« Ich schrieb sofort an ihren Bruder Rudolf, dass der Arzt Krebs diagnostiziert habe und Mama den Wunsch hätte, ihre Schwestern zu sehen. Er antwortete, die Diagnosen der Ärzte seien oft Irrtümer, die Mutter könne im Winter doch nicht nach Wien reisen (warum, begriff ich nie), dass sie aber im Frühjahr kommen werde. (Mein Mann meinte, dass die Mutter sich vor »Ansteckung« fürchtete und daher diesen Brief diktiert hatte). Da meine arme Mama am 23. Jänner 1907 starb, ist es nicht mehr zum Wiedersehen gekommen.

Zwanzig Jahre habe ich meine Mutter dann weder besucht, noch ihr geschrieben, da ich ihr das Fernbleiben sehr verübelt habe. Im Jahre 1927 wurde ich operiert. Da ich wusste, dass mein Benehmen gegen die Mutter nicht im Sinne meiner gütigen, alles verzeihenden Eltern war, nahm ich mir vor, falls ich am Leben bleibe, mich mit ihr zu versöhnen. Ich fuhr auch nach Prag. Ich blieb seitdem mit allen Poppers in Korrespondenz, und unser Verhältnis ist seitdem das von Menschen, die sich wirklich für einander interessieren. Meine Mutter war bei unserem letzten Zusammensein so gütig und zärt-

101 Kamilla (Maltschi) Popper (1878–1942, ermordet in Theresienstadt), Johanna (Anči/Antschi) Popper (1881–1972, vgl. Anm. 75 f.).

lich zu mir, wie nie vorher, so dass die Erinnerung an sie dadurch doch etwas verklärter geblieben ist.

Mamas jüngste Schwester, Peperl, war ihr Liebling. Sie war, nachdem Großpapa Singer gestorben war, als zwölfjähriges Mäderl mit der Großmutter zusammen ins Haus Michlup gekommen. Nachdem auch die Großmutter das Zeitliche gesegnet hatte, wurde sie von Marie nicht so sehr als jüngere Schwester betreut, sondern eher wie eine Tochter.¹⁰² Peperl war der Mama ergeben wie ein Hunderl seinem Herrn. Sie lief den ganzen Tag hinter ihr her, stellte sich immer so vor sie hin, dass sie ihr Gesicht sehen konnte, und himmelte sie an. Mama wieder verwöhnte sie mit all der Liebe, deren sie fähig war. Sie gingen gleich gekleidet; kein Spaziergang, kein Besuch, kein Theater, keine Reise ohne die Peperl. Die Bekannten meinten scherzend, Papa habe zwei Frauen. Als Peperl 17 Jahre alt war, hörte Mama von einer sogenannten »guten« Freundin, die einem bekanntlich doch nur Unangenehmes zu sagen wissen, dass sie die Peperl mit einem der Buchhalter des Hauses in einem einsamen Teil des Stadtparks gesehen habe und dass sich da scheinbar etwas »abspiele«. Auf Mamas Frage leugnete es Peperl glatt ab. Als sich aber noch andere fanden, die erzählten, dass sie das Pärchen mal da und mal dort getroffen hätten, wurde Mama stutzig und sagte: »Wenn du ihn wirklich gernhast, heirate ihn, ich habe nichts dagegen. Ich werde euch eine Existenz gründen. Ihr zieht nach Wien oder nach Marienbad oder Karlsbad, und du kannst mit ihm sehr glücklich werden.« Peperl beteuerte, dass sie ihn nicht liebe und um keinen Preis der Welt von ihrer Marie weggehe. Papa meinte, die Geschichte passe ihm nicht, und er werde sich umschauen und für Peperl einen passenden Mann suchen. Es meldete sich ein Herr Erich Wahle, Besitzer einer großen Kanditen-¹⁰³ und Bonbon-Fabrik, hübscher Mensch, großes Unternehmen, sehr angesehene Familie. Sie behauptete, er gefiele ihr. Papa gab 20.000 Gulden Mitgift, eine Einrichtung für fünf Zimmer, eine Ausstattung wie für eine Prinzessin. Ein Jahr nach der Hochzeit (23. Januar 1870) kam nicht nur ein Mäderl zur Welt, sondern auch Herr Wahle mit der Nachricht, dass er vor dem Konkurs stehe. Die 20.000 Gulden waren weg. Papa musste wieder einmal tief in den Säckel greifen, um ihn auszugleichen. Diesmal war Papa schon klüger. Er versteckte sich hinter einem Schwager, um den Ausgleich durchzuführen. Dafür waren aber auch die Schulden größer als bei der Firma Engländer: Die neuerliche Ehrenrettung des Familienamens kostete 50.000 Gulden. Außerdem kaufte Papa ihm ein neues Geschäft und für die Peperl ein Einzelhandelsgeschäft am »Graben« als Filiale unseres Unternehmens. Dann war eine Zeitlang Ruhe. Nach einem Jahr kam ein Buberl. Peperl war in ihrer

¹⁰² Josepha (Peperl, geb. 1846) war beim Tod des Vaters achtzehn Jahre alt und nur zwei Jahre jünger als Marie.

¹⁰³ Kanditen: Süßigkeiten, kandierte Früchte.

Ehe nicht glücklich. Nicht nur dass ihr Mann geschäftlich unfähig war, er war auch launisch, zänkisch, immer verdrießlich, mit allem unzufrieden und nörgelte an ihr herum. Peperl leitete die Filiale und ernährte damit die Familie. Herr Wahle trug zum Haushalt nichts bei. Dafür erfand er täglich eine Ursache, um Szenen zu machen.

Eines Tages erfuhr Mama, dass der Buchhalter, dem man inzwischen anderswo eine schöne Stelle verschafft hatte, jede freie Minute bei Peperl im Grabengeschäft sitze und dadurch Stoff zu weiterem Gerede gebe. Peperl brachte mit ihrem Mann jeden Abend in unserem Hause zu, so dass Mama, um mit ihr allein sprechen zu können, zu ihr gehen musste: »Peperl, du kannst deinen Mann nicht gernhaben, ich sehe das ein. Wir haben gar nichts dagegen, dass du dich scheiden lässt. Wir werden ihm die Kinder »abkaufen«, und du kannst nach deinem Herzen wählen und mit dem Anderen noch sehr glücklich werden.« Peperl leugnete wieder, dass sie den Buchhalter liebe. Im dritten Jahr kam wieder ein Knabe.

Peperl war von jeher sehr kränklich und zart gewesen, das was wir einen »Hauch« nennen. Sie war die einzige in der Familie, die nicht hübsch war. Sie war geistig unbedeutend, hatte weniger gelernt als die anderen, teils weil sie kränklich, teils weil schon Not im Hause gewesen war, als sie zur Welt kam, so dass sich die Mutter mit ihr weniger beschäftigen konnte. Für Mama aber war sie das beste und liebste Geschöpf auf der Welt. Es war ihr ein unerträglicher Schmerz, dass diese ihre geliebteste Schwester nicht glücklich sei. Die drei Wochenbetten in so kurzer Reihenfolge hatten Peperl erschöpft. Sie pflegte sich nicht, dachte nur an die Kinder, die alle drei kränklich und schwächlich waren. Das Mäderl, das älteste und kränklichste, war ihr das teuerste. So vergingen sechs Jahre.

Eines Sonntags war wie gewöhnlich bei uns ein großes Souper. Peperl sang sehr hübsch, man tanzte, war sehr vergnügt und trennte sich um 2 Uhr morgens. Am folgenden Tag kam Peperls Dienstmädchen mit der Nachricht, die gnädige Frau sei erkrankt. Mama lief hin, fand sie so verändert und schlecht aussehend, dass sie gleich in tiefster Seele erschrak. Der herbeigerufene Arzt wusste nicht, was der Kranken fehle, ebenso der Professor, auch ein zweiter Professor schüttelte nur den Kopf. Am Abend des 27. Februar 1875 war die gute Peperl tot. Das Dienstmädchen sagte, als die Herrschaften nach Hause gekommen wären, hätte es noch einen großen Streit gegeben, was ihr Gatte aber ableugnete. Meine arme Mama ließ sich nicht ausreden, dass sie sich vergiftet hatte, trotzdem die Ärzte von einer Darmverschlingung sprachen. Jedenfalls wusste man nicht genau, wovon das arme Wesen im Alter von 28 Jahren hinweggerafft wurde.

26

Da das Mädel Hermine («Mine») ihr liebstes Kind war, bat Mama den Papa, es zum Andenken an die Peperl zu sich nehmen zu dürfen. Ich denke, dass Papa darob nicht sehr erbaut war. Denn das Kind war krank, hässlich, weinerlich. Aber wann hätte Papa »Nein« gesagt, wenn Mama etwas wünschte. Mama war untröstlich über Peperls Tod. Sie weinte Tag und Nacht, mehr noch als nach dem Tode ihrer Mutter. Was immer Papa vorschlug, um sie zu zerstreuen, lehnte sie ab, sie betrat nicht das Geschäft, sie kümmerte sich nicht um den Haushalt, sie jammerte und weinte. Da dachte er, sie bei ihrer schwächsten Seite zu fassen, indem er ihr Pflichtgefühl wachrief. Er meinte, es wäre ihre Pflicht, sich um den kranken Onkel Leopold Herschel zu kümmern, der momentan in Karlsbad war. Das half. Sie fuhr hin. Aber auch dort litt es sie nicht. Schon nach drei Tagen kam sie wieder zurück. Der Onkel hatte ihr für mich ein Osterei aus weißem Zucker mit einem Kranz von roten Rosen und grünen Blättern mitgegeben. Es klingelte, wenn man es schüttelte. Trotzdem ich die herrlichsten Spielsachen besaß, gefiel mir das hässliche Ei, schon um des Klingelns wegen. Papa sagte mir, ich dürfe es nicht essen, denn es sei vor Alter schon schmutzig. Die kleine Mine wollte durchaus wissen, was in dem Ei sei, das so schöne Musik mache, und beschwor mich, es zu zerbrechen. Ich war aber kein neugieriges Kind, lehnte ab, indem ich ihr erklärte, es singe a – e. Das verstand sie nicht. Wie sie sich von mir unbeobachtet glaubte, warf sie es auf die Erde, und es zerbrach in tausend Stücke. Mein Schmerz war sehr groß, ich weinte bitterlich. Um mich zu trösten, sagte die französische Erzieherin: »Dafür darfst du es essen, und die Hermine bekommt nichts.« Und ich aß. In der Nacht wurde ich so krank, dass man den Arzt rufen musste. Der kam, sah mich an und sagte: »Wer hat dieses Kind vergiftet?« Da die arme Mama den Verdacht hatte, dass ihre Peperl sich vergiftet hatte, kann man sich vorstellen, welche Wirkung diese Diagnose ausübte. Im ersten Schrecken sagte sie: »Also Peperl *hat* sich nicht vergiftet, sondern ist vergiftet *worden*, und jetzt vergiften sie mir das Kind.« Trotz aller Nachforschung konnte keiner angeben, was ich gegessen hatte. Die chemische Untersuchung lautete: Arsenik. Jetzt erinnerte sich die Französin an den grünen Kranz des Eies! Damit war wohl die Ursache meiner Erkrankung gelöst, aber ich nicht gesund geworden. Vierzehn Tage hindurch kamen weder Papa noch Mama noch die Hausleute aus den Kleidern. Ich bekam Herzschwäche, fiel von einer Ohnmacht in die andere. Der Puls hörte jeden Augenblick auf. Die Sorge um mich ließ aber Mamas Trauer um Peperl abklingen. Sie war so glücklich, als nach drei Wochen der Arzt mich außer Gefahr erklärte, dass sie ins Leben zurückfand.

Hermine und ich vertrugen uns nicht. Ich war gewöhnt, Alleinherrscherin im Hause zu sein. Alle Sorgfalt war mir zugedacht. Jetzt war es Hermine, die stets krank war. Sie hustete, spuckte Blut. Der Arzt gab nicht viel Hoffnung für sie. Daher galt Mamas

ganze Sorge nur noch ihr. Nun war früher Peperl den ganzen Tag in ihrem Geschäft gewesen und hatte die Kleine den Dienstboten überlassen. So war sie ein schlimmes, unerzogenes Kind geworden. Dass für sie Dinge gekocht wurden, die ich nicht zu essen bekam; dass sie gar nichts lernen musste, während ich, obwohl erst neun Jahre alt, schon keine freie Minute mehr hatte, war schmerzlich. Aber dass Mama nur noch sie auf den Schoß nahm, dass nur sie von ihr gestreichelt wurde, das war ein unerträgliches Leid für mein kleines Kinderherz.

Ich aß nichts so gern wie Beefsteak und nichts so ungerne wie Kalbfleisch. Eines Mittags kam für die Hermine ein Riesenbeefsteak auf den Tisch, und ich bekam, wie alle anderen, Rindfleisch. Sie war vollkommen appetitlos, wollte gar nichts, daher auch nicht das Beefsteak essen. Mama stopfte ihr mit vieler Mühe ein paar Bissen in den Mund. Sie brüllte und schlug um sich, so dass fast das Ganze übrigblieb. Ich hatte die ganze Zeit nur vorgemacht, dass ich esse, hoffend, dass Mama, die meine Leidenschaft für Beefsteaks kannte, mir den Rest geben werde. Sie gab es aber der Miss, von der sie wusste, dass sie Beefsteak gerne aß. Als ich jede Hoffnung schwinden sah, es zu bekommen, begann ich herzbrechend zu weinen. Auf Mamas Frage, was mir fehle, gab ich keine Antwort, kroch von meinem Sessel herunter, ging zum Papa hin, schlang meine Arme um seinen Hals und sagte: »Du hast mich noch lieb, wenn du mich einmal auch nicht mehr liebhaben wirst, dann muss ich sterben. Niemand im Hause mag mich mehr, alle lieben nur noch die Hermine.« Die Großen verstanden sogleich, was in des Kindes Seele vorging. Alle warfen Messer und Gabel hin, knieten um mich herum und versuchten, mich zu beruhigen. Hermine hatte nur verstanden: »Ich muss sterben«, bezog das auf sich und fing auch an zu weinen, nahm wieder die Mama um den Hals und sagte: »Ich will aber nicht sterben, ich will leben, sie soll sterben.«

Das Drama hatte seinen Höhepunkt erreicht. Papa nahm mich auf den Arm, trug mich aus dem Zimmer, Mama nahm das kleine Minerl, trug sie auf das Kanapee und sprach zu ihm. Papa sagte mir: »Ich habe immer geglaubt, dass du ein gutes Kind bist und ein großes vernünftiges Mädchen. Geh einmal mit Mine zum Spiegel und schau darin dich und sie an. Du bist ein Bild der Gesundheit, so dick, dass fremde Leute auf der Straße dich in die Arme zwicken, deine Wangen sind immer so rot, wie wenn du sie mit Farbe angestrichen hättest. Die Minerl ist mager und so bleich, dass man die Adern durch die Haut sieht, denn sie ist schwer krank. Wir haben dir das nicht gesagt, weil wir eben geglaubt haben, dass du gut bist, dass es dir wehtun würde zu hören, dass das arme Kind schwer krank ist und viel Schmerzen leiden muss. Der Arzt hat uns gesagt, dass wir sie nur dann am Leben erhalten können, wenn wir sie genau nach seinen Vorschriften ernähren. Daher bekommt sie nicht wie du zum Frühstück Kaffee, sondern ein Roastbeef, zum Gabelfrühstück nicht wie du ein Butterbrot, sondern eine ausgehöhlte Semmel, die mit rohem Fleisch gefüllt ist, daher nicht wie du zum Mittagessen

ein Kalbfleisch, sondern ein Beefsteak, daher Malaga¹⁰⁴, Schokolade, Bonbons zu allen Tageszeiten. Wenn Mama mit ihr zärtlicher ist als mit dir, ist es aus Sorge, dass Gott uns das kleine Herminerl nehmen könnte. Sie gibt ihr oft einen Kuss auf die Stirn, um zu sehen, wie hoch sie fiebert. Du musst zu dem Kind sehr gut sein, ihr in Allem nachgeben, ihr jeden Wunsch erfüllen, damit du die Kranke nicht aufregst und ärgerst. So lieb wie wir dich haben, werden wir nie ein anderes Kind haben. Man muss ein krankes Kind ganz anders behandeln als ein gesundes, wie du es gottlob bist.«

Ich war natürlich sehr beschämt. Als mich jetzt Papa zur Mama führte, nahm ich sie um den Hals, schob mich so dicht an sie heran, als es nur ging, und sagte ihr ins Ohr: »Ich werde nie mehr neidisch sein.« Und tatsächlich habe ich mich dem Minerl immer gefügt, selbst als wir schon beide erwachsen waren. Sie hat kommandiert, und ich habe pariert. Unser Verhältnis blieb bis zum Tode der Mama das der zärtlichsten Schwestern, sie war ein seelenguter, feiner, opferfähiger Charakter und hat sich in Freud und Leid als wirkliche Schwester bewährt, war auch den Eltern ein zärtliches und von ihnen geliebtes Kind. Mama setzte es nach Jahren durch, dass Papa sie auch adoptierte.

Mama machte einmal die Bemerkung, dass Papa ihr nicht nur nie einen Wunsch versagt, sondern sogar die unausgesprochenen erraten und erfüllt hatte. Er erwiderte lächelnd: »Als in den Jahren 1871 bis 73 eine noch nie dagewesene Hausse an der Börse herrschte¹⁰⁵, Leute, die beim Frühstück noch arme Teufel, beim Mittagessen schon Krösusse¹⁰⁶ waren, bat mich Mama flehentlich, doch auch mein Glück zu versuchen. Als ich mich weigerte, weinte sie. Aber sogar ihren Tränen widerstand ich. Als dann der furchtbare Zusammenbruch kam, wir jeden Tag zu unserem Schmerz von Freunden und Bekannten hörten, dass sie sich erschossen hatten, war ich der Einzige, der nicht einen Gulden verlor. Mein Grundsatz: ›Was ich nicht verstehe, kaufe ich nicht‹, hatte sich bewährt. Ebenso mein Grundsatz: ›Es gibt keinen mühelosen Gewinn, nur schwerverdientes Geld hat Bestand.« Mama sagte: »Ich weiß, dass du nicht nur der beste, sondern auch der klügste Mensch bist und dass es eine Vermessenheit ist, wenn ich dir widerspreche.« Und sie küssten sich, wie Jungvermählte nach der Trauung.

104 Malaga: erlesene Pralinen.

105 Ausgelöst durch horrenden Spekulationen kam es am »schwarzen Freitag«, dem 9. Mai 1873, zu einem massiven Kurssturz an der Wiener Börse und zu Panikverkäufen. Dem wirtschaftlichen Aufschwung der ›Gründerzeit‹ folgte eine schwere Rezession.

106 Krösus (griech. Kroisos, ca. 590–541 v. Chr.): letzter König Lydiens, legendär für seinen Wohlstand und seine Freigebigkeit.

27

Ich soll euch jetzt von mir erzählen, das fällt mir eigentlich am schwersten, da mir die Distanz fehlt. Wenn ich in Biographien lese, dass die Leute sich nicht nur an Ereignisse erinnern, sondern auch an Gefühle, die sie im zweiten Lebensjahr empfanden, wundere ich mich. Ich erinnere mich an gar nichts. Was ich daher jetzt von meinen frühesten Lebensjahren erzählen werde, ist nur Nacherzählen dessen, was mir wiederholt erzählt wurde. Sogar vom vierten Lebensjahr an kann ich mich nur an einzelne Episoden, aber nicht an Gedanken oder Gefühle erinnern. Ich soll bis zum dritten Lebensjahr körperlich sehr zurückgeblieben sein, war ungewöhnlich zart, eine schwache Esserin, lernte sehr spät sitzen und laufen. Hingegen sei ich – zur Besorgnis der Eltern – geistig ungewöhnlich früh entwickelt gewesen. Soll schon mit einem Jahr mich in tschechischer und französischer Sprache verständlich gemacht, mit zwei Jahren diese Sprachen und auch Deutsch mit großem Wortschatz beherrscht haben. Ich soll sehr eitel gewesen sein. Ich habe geweint, wenn man mir im Sommer nicht das Samt- und im Winter nicht das dekolletierte Batistkleidchen anziehen wollte. Ich wollte um keinen Preis feste Speisen essen, sondern nur Kaffee trinken, und auch den nicht zu den Mahlzeiten, sondern schluckweise den ganzen Tag hindurch. Am Zimmerofen stand immer ein Töpfchen, und ich ging jeden Augenblick hin und trank ein bisschen. Erst im dritten Jahr begann ich Fleisch zu essen, dann aber ausgiebig: Ich wurde nun eine sehr starke Esserin. Im Alter von drei Jahren nahmen mich die Eltern einmal in ihrer Equipage nach Baumgarten mit, wo die schöne Welt bei der Musik einer Militärkapelle Kaffee trank. Als ich den ersten Ton hörte, soll ich vom Sessel heruntergekrochen sein, mich vor den Kapellmeister gestellt haben, mit beiden Händen meine Röckchen gehalten und so schön getanzt haben, dass die Damen von ihren Plätzen aufstanden, sich um mich stellten und applaudierten. Ich soll ein ungewöhnlich schönes Kind gewesen sein, hatte sechs blonde Korkenzieherlocken¹⁰⁷, wurde mit höchstem Raffinement gekleidet, so dass dieser Publikumserfolg vielleicht nicht nur dem Tanzen zu verdanken war. Nach Hause gekommen, soll ich zum Erstaunen der Eltern nachgesungen haben, was ich dort spielen gehört hatte. Papa ließ einen Musiker kommen, der mich prüfte, ein ungewöhnliches Gehör konstatierte und riet, mich ausbilden zu lassen. Schon damals lehrte mich Papa Schiller-Balladen deklamieren und studierte mir die entsprechenden Bewegungen ein. Ich erinnere mich, dass ich einst bei einem Besuch in Březnice aufgefordert wurde, den *Handschuh*¹⁰⁸ zu deklamieren, ich mich aber erst dann dazu bereit erklärte, als man mir einen Handschuh in die Hand gab, den ich im geeigneten Augenblick auf den Boden

107 Korkenzieherlocken: eng gedrehte Locken aus langen Haarsträhnen.

108 Schillers Ballade *Der Handschuh* (1797).

werfen konnte. Als ich viereinhalb Jahre alt war, bekam ich die beste Klavierlehrerin Prags mit dem Erfolg, dass ich schon ein Jahr später in einem Wohltätigkeitskonzert für die blinden Kinder Prags öffentlich spielen durfte. Mein Programm war ein Thema mit Variationen aus dem *Troubadour* und eine Paraphrase über den *Barbier von Sevilla*.¹⁰⁹ Ich war so klein, dass man mir auf das Klavierstockerl ein Buch legen musste, damit ich die Tastatur erreiche. Dann waren wieder die Füße zu kurz, um Pedal treten zu können. Man brachte mir einen Fußschemel. Wahrscheinlich waren es diese das Publikum erheitern den Vorbereitungen, vielleicht auch die kindliche Courage, mit der ich mich behnahm, die diesen unerhörten Erfolg hervorbrachten. Alle Zeitungen brachten Notizen über das Wunderkind. Durch sieben Jahre wurde in Prag kein Wohltätigkeitskonzert gegeben, bei dem ich nicht mitgewirkt hätte. Aber mit fünfzehn Jahren hatte ich aufgehört, ein Kind zu sein. Üben und lernen, immerfort lernen, jede Stunde nach festem Stundenplan. Nahm ich an einem Wochentag eine der herrlichen Spielsachen in die Hand, hieß es vorwurfsvoll: »An einem Wochentag! Geh lieber üben!« Ich war zu klein, um den Sinn des Wortes »lieber« zu verstehen, und sagte einmal weinend: »Ich will ja üben, aber sag nicht ›lieber‹«. Hatte ich eine Stunde gelernt, hieß es: »Jetzt ruhe dich beim Klavier aus und übe Skalen, dann lernen wir weiter.«

Dank der Artikel, die in Zeitungen über mich erschienen, wurde ich in Familien eingeladen, zu denen ich sonst nie gekommen wäre. Der ganze böhmische Hochadel, die Schwarzenbergs, Lažanskýs, Kinskys, Harrachs¹¹⁰ u. a. gaben keine größere Kindergesellschaft, ohne dass ein Brieflerl mit einer Einladung für mich ins Haus geflogen wäre. Mama richtete mich ab wie einen jungen Hund, bevor ich das erste Mal in ein fremdes Haus ging. Ich erinnere mich selbstverständlich von dieser Zeit an schon sehr genau an alles, umso mehr, als Mama ihre Lehren jahrelang vor *jeder* Gesellschaft wiederholte. Das erste Haus, in das ich kam, waren die Schwarzenbergs. Mama sagte: »Wenn du hinkommst und es empfängt dich die Fürstin, küsst du ihr die Hand und machst diesen

109 *Il trovatore* (*Der Troubadour*): Oper von Giuseppe Verdi (1853), *Il barbiere di Siviglia* (*Der Barbier von Sevilla*): Opera buffa von Gioachino Rossini (1816).

110 Joseph Adolph Fürst zu Schwarzenberg (1824–1904) hatte mit Prinzessin Wilhelmine Marie zu Oettingen (1833–1910) vier Töchter: Anna Maria Gabriela (1854–1898), Gabriele Josephine Maria Dionysia (1856–1934), Ida Maria Albertine (1861–1922), Maria Gabriele Anna Franziska (1869–1931); Prokop Udalrich Alois Graf Lažanský von Bukowa (1809–1875) und seine Frau Sidonie Hoyos Freiin zu Stichsenstein (1818–1898) hatten zwei Kinder: Maria Theresia Johanna (geb. 1856), Maria Jan Karel Arnošt (geb. 1857); Johann Nepomuk Franz Harrach (1828–1909) hatte mit Maria Margareta Prinzessin von Lobkowitz (1837–1870) fünf Kinder: Karl Franz Leonhard Johann Florian Vusco (geb. 1857), Anna Maria Gisella Therese Karoline Johanna (geb. 1858), Gabriele Theresia Karoline Maria Evarista (geb. 1859), Otto (geb. 1863), Maria Theresia Johanna Karolina Anna Edeltraud (geb. 1866).

Knix.« Er wurde genau einstudiert. »Ist es die Erzieherin, reichst du nur die Hand und machst diesen Knix« (um die Hälfte weniger tief). »Denke immer daran, dass du nicht in Gesellschaft gehst, um dich zu unterhalten, sondern um die *anderen* zu unterhalten. Warte nie darauf, dass man dich anspricht, sondern beginne immer du das Gespräch.« Als ich sehr ängstlich fragte: »Was soll ich reden?« sagte sie: »Frage zum Beispiel die Mädeln, ob sie in die Schule gehen, ob sie eislaufen oder schwimmen können. Du musst dich immer anstrengen, immer nachdenken, um amüsant zu sein. Ein langweiliges Kind wird nicht eingeladen. Du darfst nie jemandem etwas Unangenehmes sagen. Nicht lügen. Aber kannst du nichts Angenehmes sagen, schweig. Kein Mensch auf der Welt will eine unangenehme Wahrheit hören. Nie etwas widersagen, was du hörst, selbst wenn man es dir nicht ausdrücklich verbietet.«

Ich war ein gehorsames Kind und hielt mich streng an all diese ihre Vorschriften, mit dem Erfolg, dass, wenn die Französin mich abholen kam, die verschiedenen Mütter mein Benehmen über den grünen Klee lobten. Diese Lehren meiner so klugen Mama blieben für mein ganzes Leben entscheidend. Ich hatte als erwachsenes Mädchen und später als Frau solche Erfolge in der Gesellschaft, dass ich von allen meinen Freundinnen beneidet wurde. In meinen Mädchenjahren gab es im Kreis meiner Freundinnen keinen Tanzabend, bevor sie nicht meine Zusage hatten. Wenn ich komme, brauchen sie für keine andere Unterhaltung zu sorgen, sagten sie und gaben mir den Spottnamen »Kampferspritze«, da ich angeblich auch den totesten Herrn zum Leben erwecke.

Als ich fünf Jahre alt war, fanden meine Eltern, es sei »höchste« Zeit, dass ich Schlittschuhlaufen lerne. Madame musste lange herumlaufen und suchen, bevor sie Schlittschuhe für meine »Größe« fand. Zu dem ersten Versuch auf dem Eis begleiteten mich die Eltern, beide Fräuleins und die Kinderfrau zur gefrorenen Moldau. Ein Vorort Prags, Podskálí, bekannt für die Riesen, die dort wachsen, sandte zwei seiner Einwohner auf den Eislaufplatz als Lehrer. (In Prag wurden ungewöhnlich große Männer »Podskalaken« genannt.) Mama begann mit einem dieser Podskalaken in tadellosem Tschechisch die Unterhandlung über meinen Unterricht. Papa unterbrach sie und meinte, es wäre doch sicherer, die beiden Männer zu engagieren, da einer allein mich fallen lassen könnte. Als die Engländerin lachend sagte, »mit dem kleinen Finger der linken Hand hält er das Vogerl«, sagte Papa: »Sicher ist sicher.« Die zwei Riesen packten an: Ich musste die Arme kerzengerade in die Höhe strecken. Die Männer mussten sich hockerln, und unter dem Gejohle der Kinder wurde ich eine Viertelstunde von den zwei Riesen herumgeschleppt. In den Füßen war ich nicht müde, aber die Arme waren eingeschlafen und so tot, dass ich bat, aufhören zu dürfen. Papa zahlte ihnen für die Viertelstunde einen Tageslohn; daher stürzten sie sich, als ich den nächsten Tag wiederkam, auf mich. Das ging so zu meiner Qual durch viele Tage. Einmal kam ich nur von Madame begleitet, und kaum hatte man mir die Schlittschuhe angeschnallt, als ich zu

ihrem Entsetzen zu laufen begann und ihnen entwichte. Ich wäre vor Angst, dass mich die Riesen einfangen, fast in ein Wasserloch gefallen. Von dem Tag an war ich aber »frei«. Ich übte fleißig, und da die Ansprüche an die Eislaufkunst damals noch nicht groß waren, galt ich als gute Läuferin.

Ich war ein furchtbar ehrgeiziges Kind. Aus der ersten Volksschulklasse kam ich einst mit vor Weinen geschwellenem Gesicht zu Tisch, lehnte die Suppe ab, wollte nichts essen. Mama sagte: »Ich weiß, du bist geprüft worden und hast nichts gewusst. Kein Unglück. Du wirst eben morgen mehr lernen und dann entsprechen.« Darauf ein neuer Tränenstrom: »Keine Spur, die Milada Mottl ist geprüft worden und hat alles gewusst.« Damit wurde ich geneckt, bis ich schon graue Haare hatte. Ich war immer in der Schule die Erste, Papa trug in der Rocktasche stets mein letztes Zeugnis bei sich und zeigte es jedem, ob der es sehen wollte oder auch nicht. Ich hatte ein ungewöhnliches Gedächtnis. Wenn das Ministerium einen Inspektor zur Schule schickte, wurde ich ihm vorgeführt. Er wurde aufgefordert, mir ein Gedicht von acht Zeilen vorzulesen, das ich nicht kannte, worauf ich es ihm anstandslos nachsagte. Aber auch mein musikalisches Gedächtnis war verblüffend. Als ich zehn Jahre alt war, gab meine Klavierlehrerin eine Soiree, wo sie mich Gästen und Journalisten vorstellte. Ich kannte das ganze *Wohltemperierte Klavier* von Bach auswendig, das sind 40 Präludien und 40 Fugen.¹¹¹ Die Nummern wurden aus einem Kelch gezogen, und ich spielte die jeweilige Nummer. Es erregte das damals ein solches Aufsehen, da bekanntlich nichts so schwer im Gedächtnis haftet als Fugen, dass darüber auch ausländische Zeitungen Artikel brachten.¹¹² Papa hatte im Theater die Parterreloge Nr. 10 abonniert, und von meinem sechsten Lebensjahr an wurde ich zu allen Opern und Operetten mitgenommen, musste aber den Klavierauszug mitlesen und auch dort lernen. Später bekam ich die Partituren zu lesen. Ich spielte und sang alles nach. Nach dem Abendessen setzte ich mich oft ans Klavier und führte zur Unterhaltung der Eltern aus dem Gedächtnis ganze Vorstellungen auf, sang Männer- und Frauenrollen. Selbstredend hörte ich auch im Konzertsaal alle Größen, die nach Prag kamen. Es wurde an meiner Erziehung nichts übersehen: Mit fünf Jahren lernte ich tanzen, mit zehn Jahren bei einer der ersten Schauspielerinnen Prags namens Anna

111 Johann Sebastian Bach (1685–1750): *Das Wohltemperierte Klavier*, Sammlung von Präludien und Fugen für ein Tasteninstrument in zwei Teilen (1722, 1740/42) aus je 24, somit, recte, insgesamt 48 Präludien und Fugen.

112 Siehe »Neue Zeitschrift für Musik« (8. Mai 1886, 10. August 1887, 25. Juli 1888), wo Charlotte Michlup als »vorgeschriftene Clavierschülerin« erwähnt wird, die an der alljährlich im Frühjahr stattfindenden »Soirée musicale« in der »Musikbildungsanstalt der Marie Proksch« (siehe Anm. 125) mitwirkte.

Versing-Hauptmann¹¹³ vorlesen und deklamieren, mit fünfzehn Jahren beim ersten Gesangmeister singen.

Mama war die klügste Erzieherin. Da ich ein ungewöhnlich schönes Mäderl war, machte es ihr Spaß, mich sehr elegant zu kleiden. Ich trug im Winter stets weiße Samtmäntel über weißen Samtkleidern, dazu weiße Samstiefel, meine sechs Locken wurden von einem weißen Rembrandthut¹¹⁴ mit weißen Straußenfedern bedeckt (alles ein damals unerhörter Luxus). Im Sommer gab es nur Seidenkleider in hellsten Farben und immer dazu passende seidene Stiefel.

In meinem Schlafzimmer stand ein großer Spiegel, vor dem ich, vertieft in meinen eigenen Anblick, von Mama einmal beobachtet wurde. Sie sagte kein Wort. Am nächsten Morgen büstete mir Kati wie immer eine halbe Stunde die Haare. Da, wie gesagt, mein Stundenplan genauest eingehalten werden musste, lernte ich während dieser Zeit vieles auswendig. Als ich fertig frisiert war, blickte mich aus dem Spiegel ein hässliches Mäderl an. Die Haare klebten am Kopf, zu einem festen Zopf geflochten. Ich war entsetzt. Kati sagte: »Mama hat es so befohlen«, und die gute Seele weinte vor Mitleid bitterlich. In der Schule war es eine Sensation: »Wie schaust du aus?« Gelächter und Hohn. Nach Hause gekommen, erwartete mich eine Hausschneiderin. Bisher waren mir die Kleider teils aus dem ersten Salon Prags, teils aus Paris mitgebracht worden. Aber nun probierte sie mir ein graues Barchentkleid an.¹¹⁵ Jetzt verlor ich die Fassung. Ich stürzte zu Papa ins Kontor, was sonst streng verboten war, warf mich an seine Brust und schluchzte so ergreifend, dass der Arme erschrak, weil ich vor Weinen nicht sprechen und nicht sagen konnte, was mir zugefügt worden war. Bis ich so weit war, meinen furchtbaren Schmerz mitteilen zu können, sagte er: »Mama will aus dir einen Menschen und keine eitle Modedame machen. Du hast die Anlage zur Eitelkeit, die darf nicht wachsen.« Lange konnte Mamas weiches Herz meinen Kummer nicht mitansehen, und schon nach wenigen Wochen wurde ich wieder gekleidet und frisiert wie vorher.

Von dem Augenblick an, da ich laufen konnte, ließ es sich Papa nicht nehmen, mich täglich eine Stunde spazieren zu führen. Mama sagte glücklich lächelnd: »Das Liebespaar geht spazieren«, wenn er mich ausführte. Seinen pädagogischen Grundsätzen folgend, lehrte er mich, es gebe nur eine Sünde: einem Menschen oder einem Tier weh

113 Anna Versing-Hauptmann (1835–1896): aus Mainz stammende Schauspielerin, 1867–1879 Mitglied des Deutschen Theaters Prag.

114 Nach einem Ölgemälde, auf dem Rembrandt (1606–1669) seine Verlobte Saskia Uylenburgh mit einem weit ausladenden Hut porträtierte (1633).

115 Barchent (arab. barrakan »Stoff aus Kamelhaar« bzw. persisch baranka »Schafwolle«, Mischgewebe aus Baumwolle und Leinen.

zu tun, und nur eine wirklich gute Tat: ihnen wohlzutun. Er bekannte sich zu dem Lehrsatz Pestalozzis¹¹⁶, dass man in jedem Kind den zukünftigen Erwachsenen ehren müsse. Er fand es unrichtig, sich dem kindlichen Geiste anzupassen, sondern meinte, man müsse das Kind frühzeitig an die Denkweise der Erwachsenen gewöhnen. Als ich sechs Jahre alt war, ging Mama einmal hinter uns und hörte wie Papa mir erzählte, welche Wertpapiere er eben gekauft habe. Sie schrie ihn an: »Alterlinku, bist du ver-rückt geworden? Statt mit ihr von ihren Puppen zu sprechen, erzählst du ihr von deinen Papieren?«, worauf er ihr in seiner ruhigen und milden Art antwortete: »Lass mich nur das Kind erziehen. Wenn ich ihr erst dreißig Mal erklärt haben werde, wird sie schon etwas verstehen lernen.« Und so sprach er wirklich so lange mit mir über seine Interessen, bis ich sie teilen lernte. Er erzählte mir vom Geschäft, von Ein- und Verkauf der Waren, von Politik und Theater, vom Wert der Häuser, wie er sein Vermögen anlege, so dass ich als Zwölfjährige ihm schon mit Verständnis folgen konnte.¹¹⁷

Gestraft wurde selten. Hermine wurde meines Wissens überhaupt nie gestraft. Ich erinnere mich, zweimal geschlagen worden zu sein. Mine und ich bekamen als Nikologeschenk, als ich ungefähr zehn Jahre alt war, ganz gleiche Bonbonnieren. Ich schlug ihr vor, diese auszuleeren, die Bonbons zu zählen und so einzuteilen, dass wir bis Weihnachten damit auskommen: Vorher war auf etwas »Gutes« nicht mehr zu rechnen. Mama sah uns dabei zu. Wir errechneten, dass wir jeder täglich sechs Stück essen dürfen. Schon nach vier Tagen gestand mir Mine sehr beschämt, dass ihr Vorrat aufgezehrt sei, und bat mich, die nicht um ein Bonbon mehr als vorbestimmt gegessen hatte, mit ihr noch einmal zu teilen. Ich war wohl verärgert, schüttete aber meine Bonbons aus und teilte. Ich hatte keine Ahnung, dass Madame das der Mama erzählte. Nach drei Tagen kam Mine, die wieder alles aufgeessen hatte, mit demselben Ansinnen. Ich jammerte wohl, wollte dann doch wieder teilen, als Mama aus dem Nebenzimmer wie ein Blitz herausstürzte, mir eine schallende Ohrfeige gab und sagte: »Du blöde Gans, wenn du das im Leben so machen wirst, endigst du auf dem Stroh!« Mein Kinderhirn fasste lange nicht die scheinbare Ungerechtigkeit, dass Hermine, die Verschwenderin, strafflos blieb, während ich gezüchtigt wurde. O wie weise war doch Mama! In meinem ganzen ferneren Leben habe ich mir die Lehre gemerkt, und sie hat mich vor gedankenlosem Schenken bewahrt.

¹¹⁶ Johann Heinrich Pestalozzi (1746–1827): Schweizer Pädagoge, Philosoph, Schul- und Sozialreformer.

¹¹⁷ Vgl. dazu den Kommentar Wolfgang von Weisls in seiner Autobiographie: »Wozu ich vermerke, dass meine Mutter wirklich die Börse verstand. Nach meines Vaters Tod verwaltete sie das Vermögen der Familie und rettete es über Inflation und Krieg hinweg. Ihr Geld legte den Grundstein zum Sanatorium, das ich später, mit Hilfe meiner Frau, zu einem Spital ausbauen konnte« (zit. nach dem digitalisierten Originalmanuskript von LWV im Grazer Weisl-Archiv, S. 53).

Die zweite Ohrfeige bekam ich, als ich dreizehn Jahre alt war. Wir waren in Marienbad, wohnten im Hotel Klinger¹¹⁸ und bekamen die Verständigung, dass ein Wiener Fabrikant, der mit seiner Familie in Karlsbad war, uns einen Tagesbesuch abstatten werde. Mama ließ in einem Salon des Hotels festlich decken und bestellte ein Diner mit dem Feinsten vom Feinen. Für mich gab es damals eine Speise – Gefrorenes –, bei der ich jedes Maß verlor. Es gab bei dem Diner Gefrorenes in solchen Quantitäten, dass mir der Kellner dreimal servierte. Ich nahm jedes Mal. Die Eltern hatten auch in Marienbad immer einen großen Bekanntenkreis um sich, in dem sie einander beim Zuckerbäcker Učík nach dem Mittagessen trafen. So auch heute. Es waren mit der Fabrikantenfamilie ca. zwanzig Personen, die an einem langen Tische saßen. Mama fragte die Kinder unserer Gäste, was sie nehmen möchten, die meinten, sie wären so satt, also höchstens Gefrorenes. Dann fragte die Mama mich, und ich sagte: »Auch Gefrorenes.« Mama saß am obersten Ende des Tisches, wir Kinder am untersten. Sie stand auf, ging längs des meterlangen Tisches auf mich zu und gab mir eine Ohrfeige. Ich glaubte vor Beschämung in die Erde zu sinken, begann bitterlich zu weinen, denn ich hatte keine Ahnung, warum ich vor der großen Gesellschaft so gestraft wurde. Mama sagte: »Darf man so unbescheiden sein, wenn man so viel Eis gegessen hat, es nochmal zu verlangen?« Ich sagte schluchzend: »Du hast mich doch gefragt!« Sie sagte: »Ich muss dich fragen, und du musst ›Nein‹ sagen!«

Auch diese Lehre habe ich behalten. Ich habe in meinem ganzen Leben nie mehr einen Wunsch geäußert, und meine Leute mussten immer erraten, womit sie mich erfreuen könnten. Bei dieser Gelegenheit muss ich eine lustige Episode aus meiner frühesten Kindheit erzählen. Ich war vier Jahre alt, als ich mit meinen Eltern in Marienbad war. Damals war das eleganteste Restaurant das »Bellevue«¹¹⁹, weil dort der Prinz von Wales¹²⁰ und der englische Adel das Mittagessen einnahmen. Man servierte nur Menus zu enorm hohen Preisen, daher war es nie sehr stark besucht. Die Eltern erhielten den Besuch einer französischen Familie und bestellten infolgedessen dort einen Tisch. Zufällig hatten Madame und Miss an diesem Tag Urlaub, und ich blieb den Eltern überlassen. Bei Tisch benahm ich mich tadellos. Dann fragte ich leise Papa, ob ich, da die Gesellschaft Karten spielte, ein bisschen herumgehen dürfe. Es wurde dies mit der Einschränkung bewilligt, dass ich das Lokal nicht verlasse. So ging ich bis fünf Uhr

118 Hotel Klinger: damals »erste Adresse« Marienbads, wo die europäische Hocharistokratie und das reichsdeutsche und habsburgische Großbürgertum logierten.

119 Casino und Restaurant »Bellevue«: 1835 erbaut, mit einem Interieur von Spiegeln, Glas und Messing, marmornem Fußboden und mit Blattgold verzierten Stuckdecken.

120 Prince Edward von Wales (1841–1910): 1901–1910 Edward VII. König von Großbritannien und Irland.

nachmittags artig zwischen den Tischen auf und ab. Papa hatte gleich am Morgen, als er unseren Tisch bestellte, das Diner dem Zahlkellner bezahlt, den Kellnern das Trinkgeld gegeben, damit er vor seinen Gästen nicht zu zahlen brauche, und war sehr überrascht, als der Zahlkellner an ihn herantrat und ihm etwas zuflüsterte. Mama trat näher und sagte in ihrer energischen Art: »Sie wünschen?« worauf er lächelnd sagte: »Bitte das kleine Fräulein hat sechzehn Teller Biskotten aufgegessen.« »Sind Sie verrückt?«, rief Mama. Ich wurde gerufen und sagte seelenruhig: »Was die Gäste stehen gelassen haben, habe ich aufgegessen.« Es war nämlich auf jedem Tisch für die Gäste, die hätten kommen sollen, acht Biskotten auf einem Teller gelegen. Da keine Gäste gekommen waren, blieben sie übrig. Aus Langeweile war ich von Tisch zu Tisch gegangen und habe sechzehn Tische von den Biskotten befreit. Ich bin nicht einmal krank geworden, aber es hat sich in Marienbad herumgesprochen, und auf der Promenade wurde ich dem Prinzen von Wales gezeigt, der herzlich über die Geschichte gelacht haben soll.

Für meine Eltern war es beschlossene Sache, dass ich die Konzertlaufbahn beschreiben würde. Als ich zwölf Jahre alt war, kam der große Rubinstein nach Prag.¹²¹ Meine Lehrerin führte mich ihm vor, er lobte mein Spiel, meinte aber, es sei bedauerlich, dass ich bei solchen Fähigkeiten so kleine Hände und dadurch so eine kleine Spannweite habe. Er würde empfehlen, mich von Billroth¹²², der diese Operationen wiederholt gemacht habe, operieren zu lassen. Gleich am nächsten Tag ging Papa mit mir zu Professor Gussenbauer¹²³, einem hervorragenden Chirurgen, dem Nachfolger Billroths in Wien, und fragte, ob er diese Operation übernehme. Er riet ab, meinte, die Narben verunstalten die Hände, und der Erfolg sei sehr gering. Von dem Tag an hatten meine Eltern den Gedanken an meine Konzertlaufbahn aufgegeben. Ich studierte zwar Theorie beim Professor Wehner¹²⁴, dem besten Kontrapunktisten des Konservatoriums, und Klavier bei Marie Proksch¹²⁵, aber die Übungsstunden wurden von acht auf fünf heruntergesetzt und die übrigen drei Stunden literarischer Fortbildung gewidmet. Mit fünf-

121 Anton Grigorjewitsch Rubinstein (1829–1894), der bereits als zwölfjähriges »Wunderkind« sein erstes Klavierkonzert in Prag gegeben hatte und in den folgenden Jahrzehnten im Zuge seiner Konzerttourneen wiederholt dort aufgetreten war; Charlotte Weisl bezieht sich auf sein vielbejubeltes Konzert vom 9. Dezember 1879 im Prager Sophiensaal.

122 Christian Albert Theodor Billroth (1829–1894): Professor für Chirurgie in Wien und Vorstand im Allgemeinen Krankenhaus, 1882 Gründer des Rudolfinerhauses (benannt nach Kronprinz Rudolf, Anm. 64).

123 Carl Ignatz Gussenbauer (1842–1903): 1878 Professor für Chirurgie in Prag (1886 Rektor), seit 1894 in Wien (1902/03 Rektor der Universität).

124 Prof. Wehner: nicht ermittelt.

125 Marie Proksch (1836–1900): tschechische Pianistin und Komponistin, Leiterin der von ihrem Vater gegründeten »Musikbildungsanstalt« in Prag.

zehn Jahren machte ich die Konzertprüfung am Konservatorium, gleichzeitig Prüfung für Kontra- und Orgelpunkt, einen Monat später die für französische Sprache, drei Monate später die Staatsprüfung für englische und italienische Sprache und nach wieder drei Monaten die Lehramtsprüfung für Volks- und Bürgerschule. Nach der letzten Prüfung sagte Papa: »Ich hoffe, du bildest dir nicht ein, dass du etwas kannst. Jetzt musst du erst anfangen zu lernen. Du bist nicht unbegabt. Bei entsprechendem Fleiß kann aus dir ein gebildeter Mensch werden. Ich habe Professor Basler (damals der Literaturhistoriker an der Universität)¹²⁶ engagiert, der wird deine Fortbildung übernehmen.« Und so löste bis zu meiner Verheiratung ein Professor den anderen ab. Das Lernen hat mich so wenig angestrengt, dass ich aussah wie geschminkt.

Viel geneckt wurde ich, weil ich als vierzehnjähriges Mädchen einmal bei Tisch sehr traurig sagte: »Ich werde nie einen Mann bekommen.« »Warum nicht?« riefen alle erstaunt. »Weil ich so uninteressant bin«. Damals war »die unverstandene Frau« modern, die Heldin jedes Schauspiels. Traurig antwortete ich: »Weil mich jeder versteht. Macht mir die Kati die Tür auf und ich frage, »was für eine Mehlspeis bekommen wir heute«, sagt sie: »Wie ich dich ausgezogen habe, bringe ich dir ein Butterbrot«. Gleich hat sie verstanden, dass ich Hunger habe, und wie ich jetzt gesagt habe, »Papa, die Tua kommt¹²⁷, hat er geantwortet: »Ich werde dir eine Konzertkarte besorgen«, und wie gestern Madame die französische Grammatik holte, während ich zum Fenster hinauschaute und sagte »regardez quel soleil¹²⁸, sagte sie: »Du hast keine Lust zum Lernen.« Ich habe noch heute im Ohr, wie alle schallend lachten.

So gut mich Mama auch abgerichtet hatte, bevor sie mich in eine Kindergesellschaft schickte, hatte sie doch vergessen, mir eines zu sagen, dass man nicht erzählen darf, wann man Geburtstag hat. So sagte ich bei einer dieser aristokratischen Jausen zu meiner Nachbarin: »Am Montag habe ich Geburtstag. Am Sonntag vorher habe ich die halbe Klasse zur Geburtstagsjause geladen, und am Geburtstag brauche ich nicht in die Schule zu gehen. Weißt du, was ich bekomme? Das große Puppenhaus aus der Auslage vom Brandeis am Graben.¹²⁹ Papa hat so geschmunzelt, wie ich jeden Tag davor stehen geblieben bin, dass ich ganz sicher bin, er kauft es.« Zu Mamas Erstaunen kamen am besagten Montag alle Kinder, die Schwarzenbergs, die Lažanskýs¹³⁰, die fünf Töchter

¹²⁶ Nicht ermittelt.

¹²⁷ Maria Teresina Tua (1866–1956): weltberühmte Violinvirtuosin, die als vierzehnjähriges »Wunderkind« ausgedehnte, begeistert applaudierte Konzertreisen durch Europa absolvierte, später auch in den USA, am 7. November 1882 und 3. Dezember 1885 in Prag.

¹²⁸ Regardez quel soleil (frz.) »Schau, die Sonne.«

¹²⁹ Anton und Robert Brandeis, Spielwarenhändler, k. u. k. Hoflieferanten in Prag.

¹³⁰ Zu den Schwarzenbergs und Lažanskýs siehe Anm. 110.

Lobkowitz, von denen die älteste Hanna schon siebzehn Jahre alt war¹³¹, die Czernins¹³² und die Harrachs¹³³, alle mit Blumen oder Bonbons. Mama war gerührt, wie die Erzieherinnen und die Kinder mit wirklicher Herzlichkeit mich abküssten, und sagte zu ihnen: »Sonntag drei Uhr kommen sie mit ihren Zöglingen zu einer Schokoladepause zu Charlotte.« Wenn Ihr heute die Märchen aus tausend und einer Nacht leset, werden sie Euch im *Zeitalter Hitlers*¹³⁴ glaubwürdiger erscheinen als die Tatsache, dass der Liberalismus damals auf einer solchen Höhe stand, dass man in dem Kind die Künstlerin ehrte und dass nicht eine einzige Absage kam. Zwanzig Kinder und fünf Erzieherinnen erschienen pünktlich um 3 Uhr.

Laterna magica war damals das Neueste: Die Kinder kannten das noch gar nicht. Kaum waren sie vollzählig versammelt, wurden sie in ein verdunkeltes Zimmer geführt und begrüßten Bild auf Bild mit Jubel.¹³⁵ Dann wurde die Tür ins Speisezimmer geöffnet. 29 Gedecke, vor jedem eine kleine Schokoladetorte aus Zuckerguss, darauf geschrieben: »Charlotte«. Und um jede Torte, da es der siebte Geburtstag war, sieben brennende Wachskerzen. In der Mitte des Tisches eine Riesentorte mit meinem Namen und sieben einen halben Meter hohen Kerzen. Der Luster und die Wandbeleuchtungen waren nicht angezündet, so dass nach der Dunkelheit des Saales die strahlende Helligkeit die Kinder veranlasste, zu rufen: »Weihnachten, Weihnachten!«

Die Aristokraten hielten ihre Kinder sehr einfach. Bei ihren Kinderjahren gab es nur Milch und Gugelhupf. Bei uns gab es Schokolade zu trinken, unzählige Bäckereien, Gefrorenes, Bonbons, die Riesentorte. Die kleinen Torten waren zum Mitnehmen bestimmt. Nach der Jause eine Tombola, jedes gezogene Los ein Treffer, und was für ein Treffer! Puppen, Bücher, Spiele. In einem anderen Zimmer war eine Bretterbühne aufgestellt, Mama hatte einen Puppenspieler engagiert, und Wurstel zeigte seine ewig jungen Künste. Und wie im Prater¹³⁶ die Proletarierkinder, so jubelten die kleinen Prinzessinnen und bogen sich vor Lachen. Dann trat mein Tanzlehrer in Aktion, arrangierte

131 Gemeint sind die fünf jüngeren Töchter von Moritz Alois Fürst Lobkowitz (1831–1903) und Maria Anna Prinzessin von Oettingen-Wallerstein (1839–1912): Marianne Francesca Regina (geb. 1861), Wilhelmina Maria Anna (geb. 1863), Gabrielle Sophia Maria Anna (geb. 1864), Leopoldine Frederike (geb. 1867), Caroline Philippa Maria Anna (geb. 1868).

132 Philippine Theresia Czernin (geb. 1858), Tochter des Grafen Hermann Czernin (1819–1892) und seiner Frau Aloisia von Morzin (1832–1907).

133 Zu den Harrachs siehe Anm. 110.

134 Kursiv: D.G.

135 Laterna magica (lat. »Zauberlaterne«): Vorläufer der modernen Dia- und Filmprojektoren.

136 »Wurstelprater«: Vergnügungspark im 2. Wiener Gemeindebezirk (Leopoldstadt), seit 1825 »Volksprater« genannt.

einen Cotillon¹³⁷ mit Bouquets und Orden. Bis zu meinem zehnten Jahr kamen diese Kinder zu jedem meinem Geburtstag und freuten sich das ganze Jahr auf die Überraschungen, die Mama immer neu erfand. Da sie alle weit älter waren, nach Wien zu den Bällen geführt wurden, bald heirateten, endigte dann die Kinderfreundschaft. Als Frau habe ich aber noch mit vielen von ihnen korrespondiert und jahrelang zu meinem Geburtstag Gratulationsbriefe bekommen.

Trotzdem ich einem gütigen Geschick für gar Vieles Dank schuldig wäre, bin ich es eigentlich doch nur für die Gabe der Zufriedenheit. Es gibt gewiss viele Menschen, die die Natur mit reicheren Gaben bedacht, denen sie ein glänzenderes Los beschieden hat, aber keinen Menschen, dem sie die Fähigkeit eines so intensiven Glücksempfindens verliehen hat wie mir. Dass mich Lehrer und Schülerinnen, Dienstboten und Erzieherinnen liebten, schätzte ich so hoch ein, dass ich bei jeder Gelegenheit, ohne damals zu ahnen, wie sehr ich dadurch die Eltern erfreute, ihnen sagte: »Ich bin bestimmt das glücklichste Kind der Welt!« Ebenso schätzte ich später meine Erfolge im Ball- und Gesellschaftsleben als unverdient und daher doppelt hoch ein. Und als Frau erst! Wenn mein Mann nach Hause kam und mein strahlendes Gesicht ansah, fragte er anfangs immer: »Also was ist heute Angenehmes passiert?« »Nichts, als dass ich über alle Begriffe glücklich bin.« Als ich mich verlobte, sagte Papa: »Jetzt muss Schluss gemacht werden mit dem Übermut, von jetzt ab darfst du nicht nur lachen.« Als ich aber schon viele Jahre verheiratet war, sagte mein Mann, mich küssend und lachend: »Ich bin neugierig, wann du endlich erwachsen sein wirst.« Er musste mich für immer verlassen, damit ich es erlernte, nicht zu lachen.

28

Die größte Freude Papas waren sein Gut und seine Pferde. Er hatte die schönsten Tiere und die schönsten Wagen, und wenn wir, mit einem prachtvollen Schlitten im Winter oder in unserem Wagen im Sommer nach dem eine Stunde entfernten Gute fuhren, war er sehr glücklich.

Eines Tages kam ein Jammerbrief von der Rosi Freitag¹³⁸, der Stiefschwester der Mama; sie schrieb, ihr Mann habe die Verwalterstelle verloren, die Tochter sei bucklig und kränklich, die drei Söhne, zur Landwirtschaft erzogen, bisher auf dem Gut beschäftigt, wären dadurch alle stellenlos. Mama übergab Papa den Brief und sah ihn mit ihren schönen Augen so bittend an, dass er gleich wusste, was sie wünschte. »Du willst, dass

¹³⁷ Cotillon (auch Kotillon, engl. cotillion): Tanzspiel, Höhepunkt damaliger Ballveranstaltungen.

¹³⁸ Rosi: Tochter Emanuel Singers aus seiner ersten Ehe (S. 112).

ich die Freitags als Verwalter aufs Gut nehme. Ich bin aber so zufrieden mit dem Jetzigen und seiner Frau, wie kann ich da kündigen? Um einer Familie Brot zu verschaffen, soll ich eine andere brotlos machen?« »Der Freitag ist schon so alt, den nimmt niemand. Aber unser Verwalter wird in der ganzen Umgebung so geschätzt, dass er leicht eine Stellung findet.« »Wenn du dir das so leicht vorstellst, verschaffe ihm eine, dann nehme ich den Freitag.«

Er hatte noch nicht das letzte Wort gesprochen, als Mama schon den Hut am Kopf hatte und im Wagen saß und nach Vestec fuhr, von einem Gutsbesitzer zum andern. Als sie um 6 Uhr abends todmüde und mit einer Migräne nach Hause kam, hatte sie für ihn auf dem größten Gut der ganzen Umgebung eine Stelle mit einem märchenhaften Gehalt gefunden. Der alte Verwalter ging, die neuen zogen ein. Mit ihnen Ärger, Verdruss und Geldverluste. Der alte Freitag war ein völlig unfähiger Mensch, seine Frau hatte nur einen Gedanken, sich möglichst schnell zu bereichern. Die Söhne waren teils Idioten, teils faul, teils glaubten sie als Neffen Vorrechte zu haben; das Gut, das wohl sehr wenig getragen hatte – aber da Papa nicht auf Gewinn rechnete und zufrieden war, wenn er im Sommer ein paar Wochen dort schön leben konnte –, verschlang von Jahr zu Jahr unter dieser Verwaltung große Summen. Als ihm Rosi wiederum eine große Rechnung präsentierte, sagte er in seiner ruhigen Art: »Ich bin nicht reich genug, um mir den Luxus leisten zu können, in das Gut so viele tausende von Gulden zu investieren; ich sehe mich gezwungen, trotzdem es meine einzige Freude war, das Gut zu verkaufen.«

»Nur über meine Leiche wird der neue Besitzer einziehen«, brüllte Rosi ihn an. Papa war nicht so naiv, um zu glauben, dass sie sich töten werde, war aber über diese Frechheit so empört, dass er ihr sagte: »Wenn ich es mir vielleicht doch noch überlegt hätte, haben Sie mich durch diese Äußerung zum unwiderruflichen Entschluss veranlasst.« Er läutete dem Kontoristen und diktierte in ihrer Gegenwart die Annonce. Meine arme Mama, die wusste, wie er an diesem Gut hing, war ganz unglücklich darüber, beschwor ihn, den Verlust zu tragen, das Gut zu behalten, die Freitags werde sie hinauswerfen. Papa blieb diesmal unerbittlich. Das Gut wurde verkauft. Die Freitags hatten sich in den fünf Jahren so viel »erspart«, dass sie, die als Bettler gekommen waren, sich ein kleines Gut in der Nachbarschaft kaufen konnten.

Als nach einigen Jahren die bucklige Tochter kam und Papa um eine Mitgift ansprach, die dieser doch auch den anderen Nichten gegeben hätte, sprang Mama wütend auf und wollte ihr eine Ohrfeige geben: »Ich hab deiner Mutter gesagt, dass keiner von Euch je wagen soll, meine Schwelle zu überschreiten.« Papa fasste ihre Hand, mit der sie zuschlagen wollte, und sagte: »Du, die so Gütige, willst die Kinder büßen lassen für die Sünden ihrer Väter?«, und versprach ihr eine Mitgift. Er fügte aber hinzu, dass von jetzt ab keiner der Familie mehr sich blicken lasse!

Zu Mamas Charakteristik muss ich folgende Geschichte erzählen. Gegenüber dem Gutshaus war ein kleiner, sehr bescheidener Gasthof, dessen Wirtin die Lebensmittel bei der Verwalterin einkaufte. Mama plauderte gern mit ihr und ließ sich von ihren großen und kleinen Nöten erzählen. Einst berichtete die Wirtin, dass sie eine gar noble Sommerpartei bekommen habe, einen hohen Staatsbeamten. Mama sah auch einen sehr eleganten Herrn in Begleitung einer sehr schäbig gekleideten Dame mit zwei blassen Kindern spazieren gehen. Bald erzählte die Wirtin: »Die Frau kommt täglich zeitig herunter, studiert eine Stunde lang die Speisekarte und dann bestellt sie für vier Personen zwei Portionen Rindfleisch und zwei Portionen Erdäpfel.« Den Gedanken, dass die Kinder Hunger haben könnten, ertrug Mama nicht: »Frau Cermak, bringen Sie mir eine beschriebene und eine unbeschriebene Speisekarte.« Die Wirtin brachte sie sofort herüber. Mama kopierte die beschriebene Karte mit Ausnahme von »Wiener Schnitzel mit Kartoffeln und böhmischen Knödeln« für 20 Kreuzer und »Apfelstrudel« für 10 Kreuzer. Alle anderen Speisen kosteten mindestens 50 Kreuzer. Dann sagte Mama: »Frau Cermak, die Herrschaften werden selbstverständlich diese Speisen bestellen. Ich zahle täglich drauf, was sie wirklich kosten.« Als die Wirtin am nächsten Tag für vier Portionen Wiener Schnitzel, vier Portionen Kartoffel, vier Portionen Knödel und vier Portionen Apfelstrudel einkassieren kam, erzählte sie: »Die gnädige Frau hat den Speisetzettel ins Zimmer mitgenommen, um ihn dem Herrn zu zeigen, kam dann herunter und hat gefragt, ob das kein Irrtum sei. Dann erst hat sie bestellt.« Von dem Tag an schrieb Mama täglich eine eigene Speisekarte für die Familie. Beim Mittagessen sagte sie: »Seit ich weiß, dass sich die Kindern drüben satt essen, schmeckt es mir noch einmal so gut.«

Der Philosoph Mendelssohn hat gesagt: Nur wen es glücklich macht, gut zu sein, ist wirklich gut.¹³⁹

29

Den Sommer verlebten wir meist in Marienbad. Papa fuhr stets einen Tag früher hin, mietete eine Wohnung und holte uns dann von der Bahn ab. Ich war vierzehn Jahre alt, als in den Gesellschaftsräumen ein Umbau durchgeführt wurde, den Papa selbst beaufsichtigen musste. Beide Erzieherinnen hatten damals gerade eine Reise geplant. Mama beschloss daher, mit Mine und mir diesmal allein nach Marienbad zu fahren.

¹³⁹ Grundmaxime in Moses Mendelssohns drei philosophischen, an Platons *Phaidon* anknüpfenden Gesprächen *Phaedon oder über die Unsterblichkeit der Seele* (1767), die als Hommage an Sokrates angelegt sind.

Papa wollte Zimmer vorausbestellen, aber Mama wehrte sich dagegen. Sie wollte sie persönlich aussuchen. Trotz Papas Abraten, das nicht in der Hochsaison zu riskieren, fuhren wir ohne Vorausbestellung weg. Wir hatten zwei hausgroße Koffer und so viele kleinere, dass wir für das Gepäck einen zweiten Fiaker nehmen mussten. So fuhren wir in zwei Wagen von Haus zu Haus, von Hotel zu Hotel: Keine Zimmer waren zu haben. Mama war den Tränen nahe.

»Diese Blamage überlebe ich nicht. Morgen früh nach Prag zurückzukommen und zugeben zu müssen, dass Papa recht hatte – mich lebenslänglich damit necken zu lassen –, das halte ich nicht aus!« Auf einmal ruft sie: »Halt!«; bevor noch der Wagen steht, springt sie wie ein Wiesel hinaus, auf eine Dame zu und sagt zu ihr: »Was sagen Sie dazu, ich finde in Marienbad keine Wohnung.« Die Dame war Frau Dr. Weisl, die sie seit 24 Jahren nicht mehr gesehen hatte! Als Mama sie so vertraulich ansprach, als hätten sie sich am Abend vorher zärtlich »Gute Nacht« gesagt, war Frau Weisl so überrascht, dass sie fragte: »Warum?«. Mama erzählte später, dass sie damals dachte: »Am Ende ist die gar nicht hochmütig, wie ich meinte, sondern nur blöd«, und antwortete: »Warum? Weil in Marienbad keine zu haben ist.« Jetzt erfasste die andere, wie dumm sie gefragt hatte, wurde sehr verlegen und sagte: »Ich wüsste von einer, die wird aber erst heute Abend frei.« »Das würde ja genügen. Bitte wollen Sie bei mir einsteigen und dem Kutscher die Adresse geben.« So fuhren wir bei dem bezeichneten Hause vor und fanden die Bekannte der Frau Weisl in voller Tätigkeit beim Einpacken. Koffer waren halb gefüllt, alles lag in den Zimmern herum. Mama gefiel die Wohnung trotzdem, sie ging sofort zur Hausfrau, mietete sie, ging dann mit uns zu der Dame und sagte ihr: »Ich bin im Einpacken sehr tüchtig.« (Worin war sie nicht tüchtig?). »Wie ich Ihnen vorhin zugeschaut habe, sah ich, dass Sie etwas langsam sind. Ich mache Ihnen einen Vorschlag: Setzen Sie sich ruhig aufs Kanapee und schauen Sie mir zu. Ich werde Ihre Sachen in einer halben Stunde eingepackt haben. Mein Wagen wartet unten. Ich lasse auf meine Kosten Ihr Gepäck zur Bahn befördern, damit man die Zimmer für mich aufräumen kann.«

Die Dame sah Mama sprachlos an, wusste nicht, sollte sie lachen oder grob werden. Später befreundete sie sich mit Mama und erzählte dann in ihrem ganzen Bekanntenkreis, wie sie Mamas Bekanntschaft gemacht hatte. Die Dame war sehr sparsam. Da Fiaker für Gepäcktransport sehr kostspielig waren, lockte der Gedanke, das kostenlos zu bekommen, so sehr, dass sie sich tatsächlich aufs Kanapee neben Frau Weisl setzte. Beide sahen mit offenem Mund zu, mit welcher Schnelligkeit Mama alles erst aus den Koffern mit beiden Händen herausnahm und dann »richtig« einpackte. In einer halben Stunde waren die drei großen Koffer voll, abgesperrt, auf die Wagen aufgeladen, unsere Koffer abgeladen, die Kutscher im Vorhinein bezahlt, und die Dame fuhr mit ihrem Gepäck zur Bahn. In einer weiteren Stunde saßen wir frisch angezogen mit der Weisl

in einer Jausenstation. Von diesem Tage an entstand zwischen Mama und Frau Weisl eine Freundschaft, wie sie inniger nie zwei Frauen verband und die erst der Tod trennte.

Kinder, hütet Euch nach dem äußeren Schein zu urteilen! Frau Weisl erzählte später, dass sie, als sie Mama zum ersten Mal sah, dachte: »Ich habe in meinem Leben noch nie etwas Entzückenderes gesehen als dieses Mäderl.« Sie habe Mama so bewundert, dass sie nicht sprechen konnte, ohne zu verraten, wie sie von ihr entzückt war. Am nächsten Tag sei sie zum »Geschäft« der Michlups gegangen, um Mama wenigstens aus der Ferne zu sehen, und war lange davorgestanden. Mama erzählte mir später, dass sie sich erinnere, die Dame vor dem Geschäft stehen gesehen zu haben, und sich wunderte, wie man eine Auslage so lange anschauen könne.

Wir waren vier Wochen mit Frau Weisl beisammen. Sie sagte mir, sie hätte nie gedacht, dass sie ein fremdes Kind so lieb gewinnen könne wie mich. Immer musste ich neben ihr sitzen, sie streichelte mir die Hände, die Haare, lachte Tränen über die Wurstleien, die ich aufführte, und über meine Opernveranstaltungen am Kaffeehaustisch.

Ihr Lieblingsthema war ihr Stiefsohn Ernst. Wie schön, wie gut, wie geistreich er sei. Seine Briefe, die wirklich witzig waren, las sie uns vor. Als er von einer Glocknertour¹⁴⁰ ihr ein selbstgepflücktes Edelweiß schickte, regte sie sich ob der »Lebensgefahr«, in die er sich oft begeben hätte, so auf, dass sie kaum zu beruhigen war. Sie erzählte von seinen Lausbübereien im Gymnasium, von seiner Couleurstudentenzeit und der Ehrung, die ihm seine Kommilitonen bei der Promotion (am 29. März 1879) bereitet hatten: Da er der erste D. C. Senior der Burschenschaften Prags war¹⁴¹, hatten sie durchgesetzt, dass während des Promotionsaktes keine Vorlesungen stattfanden, damit alle Studenten teilnehmen konnten. Die Farbentragenden¹⁴² bildeten Spalier, Burschen in voller »Wichs«¹⁴³ trugen ihn über den Graben.¹⁴⁴ Sein Vater, der Doktor Wolf Weisl, damals schon seit Monaten schwer krank, war bei dieser Gelegenheit zum letzten Mal ausgefahren. Seinen Sohn so gefeiert zu sehen, war die letzte Freude seines Lebens.

Ich hörte natürlich mit größtem Interesse zu. In meiner Phantasie wurde Ernst ein Romanheld. Nach unserer Rückkehr nach Prag begegnete ich bei einem Spaziergang

140 Großglockner: höchster Berg Österreichs (3798 m).

141 D. C. (Delegierten Convent) Senior: oberster Repräsentant von Studentenverbindungen, Leiter der meisten Veranstaltungen (Kneipen, Kommerse, Convente), Vertreter aller Corps einer Hochschule bei überregionalen Delegierten-Conventen. Ernst Franz Weisl war Mitglied der Akademischen Verbindung »Carolina« (vgl. Anm. 50) und 1877 Senior.

142 »Farbentragende« sind jene Studentenverbindungen, deren Mitglieder (zumindest bei offiziellen Veranstaltungen) ein Band und eine Kopfbedeckung (Studentenmütze) in den Farben ihrer Verbindung (Couleur) tragen.

143 Wichs: Uniform der Burschenschaftler, die zu festlichen Anlässen getragen wurde.

144 Graben (Na přikopě): Straße im Zentrum von Prag.

mit Madame einem Brezelmann. Brezel aß ich leidenschaftlich gern. Auf der Straße zu essen war zwar höchst unanständig, aber ich widerstand nicht der Verlockung. Als mein Mund gerade ganz voll war, kam um die Ecke Frau Weisl mit einem Herrn, blieb stehen und stellte mir ihn als ihren Sohn vor. Er erschien mir so schön wie der Prinz aus einem Märchen. Schnell versteckte ich die Hand mit dem Brezel hinter dem Rücken, aber da mein Mund ganz voll war, konnte ich nicht sprechen. Der Herr sah mich spitzbübisch lächelnd an und fragte: »Hat das kleine Fräulein nur eine Hand, oder versteckt sie etwas, was ich nicht sehen soll?«, geht um mich herum und sieht das angebissene Brezel. Ich war empört über diese Indiskretion. Als er aber noch hinzufügte, »Brezel esse ich leidenschaftlich gern, möchten Sie mich nicht abbeißen lassen?«, glaubte ich vor Beschämung in den Boden versinken zu müssen. Tatsächlich aß er mir das halbe Brezel weg und empfahl sich dann. Ich berichtete der Mama: »Er ist unnatürlich schön, aber ein Fresser und hat gar keine Lebensart.«

Den Winter hindurch sah ich ihn nicht wieder. Er kam zwar oft zu Gesellschaften ins Haus, aber ich war noch zu jung, um ins Zimmer gerufen zu werden. Im Frühjahr traf ich ihn wieder. Er hatte die gleiche Italienisch-Lehrerin, die rühmend über meine sprachliche Begabung gesprochen hatte. Wir sprachen nun miteinander Englisch und Italienisch. Ich war inzwischen sechzehn Jahre alt geworden, die Röcke bedeckten bereits meine Knie, und so behandelte er mich schon als etwas »Erwachseneres«. Wenn Mama mit Papa am Abend auf dem Korso spazieren ging, trafen sie täglich Frau Weisl samt Sohn. Mama ging mit ihm, Papa mit der Mutter. Kamen die Eltern dann nach Hause, erzählte Mama die Witze, die »er« gemacht hatte, rühmte seine Liebenswürdigkeit, seinen Geist, wiederholte ihre Gespräche. Ein Herr sagte ihr einmal, er finde den Ernst für einen Mann zu schön, das sei sein einziger Fehler. Für meinen Geschmack war er vollkommen. Jede Romanfigur trug seine Züge, hatte sein Organ, seine Bewegungen. Einmal sagte Mama: »Kein Mädchen in Prag will zugeben, dass ihr der Dr. Weisl nicht den Hof macht, denn sonst gilt sie nicht als schön. Das ist ein Courschneider¹⁴⁵ und ein Schmetterling, jeden Tag hat er eine andere Flamme. Jeden Tag kommt er von einem anderen Rendezvous. Heute frag ich ihn, wann werden sie endlich mal heiraten, antwortet er: »Nie!« Ich mache es so: Ich mache einer den Hof auf Tod und Leben, bis ich sehe, dass sie Feuer gefangen hat; dann frage ich: »ein Glas Wasser zur Abkühlung gefällig?« und verdufte.«

Das war natürlich ein Witz. Mir, die glaubte, es sei wahr, und die einen ausgesprochenen *Esprit de corps*¹⁴⁶ hatte, erschien dies als Inbegriff von Schlechtigkeit. Ich weinte mich vor Trauer über das zerstörte Ideal in den Schlaf und nahm mir vor, mit

¹⁴⁵ Courschneider (Anm. 77).

¹⁴⁶ *Esprit de corps* (frz.): Gemeinschaftsgefühl unter Personen gleichen Standes, auch abwertend im Sinne von Standesdünkel.

einem solchen schlechten Menschen ganz vorsichtig zu sein. Nie dürfe er merken, wie er mir gefalle. Wir trafen uns jetzt immer öfter. Je länger meine Röcke wurden, desto ernster wurden unsere Gespräche. »Wenn ich heirate, nehme ich nur eine Frau, die nicht orthographisch schreiben kann, denn ich bin so gebildet, dass es für zwei reicht«, sagte er mal mit einem Blick, der zu sagen schien: »Habe ich dich endlich vernichtet?« Da merkte ich zum ersten Mal, dass ich ihn interessiere, und fühlte ein unbeschreibliches Glücksgefühl. Inzwischen durfte ich Hausbälle besuchen, und auch bei uns wurde oft getanzt. Der Dr. Weisl, 27 Jahre alt, wurde zu meinem Schmerz nicht geladen, da Mama fand, dass er nicht in diesen jungen Kreis passe; unsere »Herren« waren alle 18 bis 21 und die Mädchen 15 bis 17 Jahre alt. Hingegen durfte ich in diesem Winter schon bei Tische sitzen, wenn ältere geladen waren. Da war ich meist seine Tischnachbarin. Eines Tages im Jahre 1886 sagte mir Mama, er werde nach Wien übersiedeln; sie sei sehr traurig, die liebe Freundin zu verlieren. Zum Abschied gingen wir zur Bahn und brachten die schönste Bonbonniere, die zu haben war. Die beiden Damen weinten. Ernst war furchtbar aufgeregt, sprach hastig, bat mich, ihn nicht zu vergessen.

Damals war Chinchilla das Modernste.¹⁴⁷ Ich trug ein smaragdgrünes Samtkostüm mit breiter Chinchillaverbrämung und einen ebensolchen Hut. Bevor Ernst ins Coupé stieg, sagte er mir: »Sie sind gekleidet wie der Winter und sehen aus wie der süßeste, lieblichste Frühlingstraum.« Als ich ein paar Monate später mit Mama nach Wien kam, sagte er, er hätte mich die ganze Zeit so vor Augen gehabt und in Erinnerung behalten, wie ich vor dem Coupé stand. Er gab uns zu Ehren eine Gesellschaft, schickte täglich herrliche Blumen ins Hotel und ich, inzwischen siebzehn Jahre alt, wurde von ihm als Dame behandelt.

Zum Entsetzen meiner Eltern wurde ich aber auch von den anderen Herren meiner Bekanntschaft so angesehen. Der erste Heiratsantrag kam von einem Advokaten, mit dessen Eltern wir sehr befreundet waren. Der zweite, kurz nachher, vom Sohn einer ebenfalls mit uns sehr befreundeten Großindustriellenfamilie. Der junge Mann war einer der reichsten Männer Prags. Der dritte war auch Bruder einer Freundin. Alle drei galten als sogenannte große »Partien«. Meine Eltern waren glücklich, dass ich es war, die »Nein« sagte, denn es wäre von ihrer Seite gegen keinen etwas einzuwenden gewesen. Papa sagte wiederholt: »Wärest du doch erst zehn Jahre alt! Ich kann mir nicht vorstellen, wie es bei uns ausschauen wird, wenn du einmal aus dem Hause bist.« Mit achtzehn Jahren wurde ich »eingeführt«. Ich besuchte in einem Winter achtzehn große Bälle, unzählige Kränzchen und Hausbälle. Nun waren es ganz Fremde, die mich heiraten wollten. Ich aber hatte nur den Einen im Sinn und legte an jeden den Maßstab

147 Chinchilla: aus Südamerika stammendes Nagetier, dessen kuscheliges Fell zu den wertvollsten aller Pelztierarten zählt.

an, ob er ihm gleiche. Als ich wieder einmal einen Heiratsantrag ablehnte, sagte der Bewerber wütend: »Glauben Sie, dass ich Sie heiraten will, weil Sie mir gefallen? Ich will nur Ihre Mutter zur Schwiegermutter haben.«

So wie ein Bild durch den Rahmen, durch die Belichtung, durch seine Umgebung wirkt, so glaubte ich, war es bei mir. Ich war überzeugt, dass es unser Haus war, meine Eltern, das Raffinement, mit dem ich angezogen wurde, die Tatsache, dass man mich vom Podium her kannte, und hauptsächlich, dass ich ein reiches Mädchen war, was die Männer veranlasste, um mich zu werben.

30

Unsere Wohnung galt als Sehenswürdigkeit. Wir hatten einen großen Tanzsaal, und dreihundert Gäste bei einem Ball waren nicht selten. Wir gaben Maskenbälle, von denen wochenlang vorher und nachher gesprochen wurde. Papa war der Erste in Prag, der in ein Privathaus eine Wasserleitung legte, er ließ dazu einen ausländischen Ingenieur kommen. Als die Gasanstalt erbaut wurde, war er wieder der erste Privatmann, der sich zum Bezug anmeldete. Das erste Badezimmer mit heißem und kaltem Wasser in Prag hatten wir. Es baten oft ganz fremde Menschen, es ansehen zu dürfen. Neben unserem Haus wohnte ein Baron Helly.¹⁴⁸ Als er Papa zufällig traf, erzählte er ihm: »Ich habe vor wenigen Monaten geheiratet und möchte mir ein Badezimmer einrichten. Darf sich meine Frau ihres ansehen?« »Selbstverständlich.« Am nächsten Morgen kam die junge Frau und ließ sich nicht nur das Badezimmer, sondern die ganze Wohnung zeigen. Den nächsten Tag kam der Baron und fragte, um welchen Preis das Haus verkäuflich wäre. Papa antwortete: »Überhaupt nicht. Sie werden ja erfahren haben, dass ich vor ein paar Monaten mein Geschäft verkauft habe, um mich ins Privatleben zurückzuziehen. Obwohl es mit meinem Nachfolger nicht ausdrücklich ausgemacht war, dass er nicht nur das Warenlager, sondern Namen und Lokal mitgekauft hat, war dies wohl stillschweigende Voraussetzung.« Der Baron kam nach drei Tagen wieder: »Meine Frau wünscht sich Ihre Wohnung. Sie will nicht, dass ich mein Haus umbauere, sondern sie möchte Ihre Wohnung kaufen. Ich habe auch schon mit Ihrem Nachfolger gesprochen. Er kann nicht das nötige Kapital aufbringen, um einen großen Betrieb aufrecht zu erhalten, und hat daher nichts dagegen, dass Sie das Haus verkaufen, wenn ihm vom Käufer die Miete des Parterrelokals zugesichert wird. Da dieses für mich ja keinen Wert hat, frage ich, was kostet das ganze Haus und was würde eventuell nur die Wohnung allein kosten?«

¹⁴⁸ Laut Prager Adressbuch von 1859 betrieb die Familie von Helly eine Apotheke am Kleinen Ring 455 neben Simon Michlup (Nr. 457).

»Beides ist unverkäuflich.« Der Baron wischte sich den Schweiß von der Stirne. »Sie wissen nicht, was das heißt, wenn ein einziges Kind schwer reicher Leute gewohnt ist, jeden Wunsch erfüllt zu bekommen. Und wenn dieses Kind den einen Wunsch hat, den ihr Mann nicht erfüllen kann. Meine Frau weint Tag und Nacht. Schreibt ihren Eltern einen Jammerbrief nach dem andern! Wenn Sie nicht verkaufen wollen, vielleicht vermieten Sie mir Ihre Wohnung?« Papa lachte laut: »Lieber Baron, wenn Sie in einer Wohnung fünfzig Jahre gelebt haben, wie nur möglich – würden Sie sie dann vermieten?« »Ich bin ratlos, ich traue mich nicht nach Hause.«

Papa ging täglich nach dem Mittagessen ins Kaffeehaus. Das Mädchen meldete Mama die Baronin und deren Vater. Herein trat ein noch jüngerer, eleganter Herr mit seiner Tochter. »Ich höre, dass Sie das Haus nicht verkaufen wollen, das gibt es nicht. Es gibt keine Ware, die nicht einen Preis hätte. Was sollte denn das Haus kosten?« Der Mama gingen die Leute auf die Nerven. Sie nannte das x-Fache dessen, was das Haus wert war. »Abgemacht«, sagte der Herr, »ich habe das Haus gekauft!« »Aber ich darf doch ohne meinen Mann nichts verkaufen. Ich habe nur gesagt, dass das Haus so viel kostet.« »Sie haben gesagt, um diesen Preis ist es verkäuflich.« »Nichts habe ich gesagt«, ruft Mama. Sie begannen zu streiten; Mama wurde grob, indes kam Papa nach Hause und hörte, um was es sich handle: »Da du keinen Zeugen hast und die Herrschaften sind zu zweit, wirst du kaum Recht behalten.« Papa war blutrot im Gesicht, ging im Zimmer auf und ab, wie er es immer tat, wenn er sehr aufgeregt war, dann sagte er zu dem Herrn: »Sie hätten von mir *nie* das Haus bekommen, ich fühle mich mit ihm verwachsen. Als armer Teufel, der nichts zu essen gehabt hat, bin ich eingezogen, mit diesem Haus ist mein Glück verbunden. Ich bin abergläubisch und fürchte, dass, wenn ich es verlasse, mich auch das Glück verlässt. Aber das Wort meiner Frau ist so viel wert wie das meine. Wenn Sie glauben, dass sie Ihnen das Haus zugesagt hat, muss es dabei bleiben.«

Die junge Baronin ging mit ausgestreckten Händen auf ihn zu: »Sie sind ein so wundervoller Mensch. Ihr Glück wird Sie nicht verlassen; es ruht in Ihnen. Ich werde für Sie beten, dass es bei Ihnen bleibe. Ihre Wohnung aber soll das meine begründen.« Mama weinte vor Aufregung und Zorn. Sie sah, wie es dem Papa ging. Sie hörte aber kein Wort des Vorwurfes von ihm. Als die Leute weggegangen waren und man besprochen hatte, sich am nächsten Tag bei dem Advokaten Papas zu treffen, sagte er nur: »Ich habe dich immer gewarnt, dass du mit deiner Schnelligkeit einmal noch ein großes Unglück anrichten wirst«, ging in sein Zimmer und legte sich aufs Kanapee.

In Prag eine andere Wohnung zu nehmen, erschien Papa unmöglich. Mama hatte in Wien einen großen Verwandten- und Freundeskreis, und so beschlossen die Eltern, dorthin zu übersiedeln. Die junge Baronin kam zehnmal täglich und kaufte immer wieder etwas ab. Jedes Stück der Einrichtung gefiel ihr, und sie zahlte phantastische Preise.

Als wir endlich im Jahre 1888 nach Wien übersiedelten, waren nur die nackten Möbel zu überführen, und auch da nur die schlechtesten. Alles Übrige hatte sie gekauft.

31

Die Eltern lebten sich in Wien sehr schnell ein. Unser Heim glich einem Vogelhaus. Es kamen Gäste zu Mittag, zum Tee, zum Nachtmahl, vor dem Theater, nach dem Theater. Es waren immer alle Zimmer voll mit Spielpartien oder mit solchen, die Musik hören wollten. Frau Weisl war selbstverständlich täglicher Jausen- oder Nachtmahlgast. Unter dem Vorwand, sie abzuholen, kam ihr Sohn auch täglich zu uns, und so fing zwischen uns das schöne Spiel an, das wohl mit Adam und Eva begonnen hat und das erst endigen wird, bis es kein Mädchen und keinen jungen Mann mehr gibt. Eingedenk der Lehre, dass er dem Mädchen, welches er warm werden sieht, ein Glas Wasser reicht, hütete ich mich, ihm auch nur das kleinste Zeichen von Zuneigung zu zeigen. Eines Tages kam meine Cousine Ottilie und erzählte mir: »Als mich gestern Abend Dr. Weisl nach Hause begleitet hat, sagte ich ihm ›Es sieht doch ein Blinder, wie Ihnen die Charlotte gefällt‹, worauf er meinte ›Sehr. Aber nur zum Anschauen. Heiraten um keinen Preis! Denn erstens könnte ich arbeiten, dass mir das Blut aus den Fingern spritzt, und könnte ihr nicht das bieten, was sie gewöhnt ist und verlangen darf; zweitens ist sie gewöhnt, dass man sie hofiert, und ich will, wenn ich nach Hause komme, meine Ruhe haben und nicht geistreich sein und courschneiden müssen; und drittens ist sie mir zu gebildet.« »Daraufhin«, fuhr sie fort, »habe ich die Hände zusammengeschlagen und habe gesagt: ›Wie dumm doch die gescheitesten Männer sind!‹ Charlotte ist das anspruchsloseste Mädchen auf der Welt, pfeift auf das große Leben und ist so sparsam und bescheiden, wie wenn sie aus einem Bettelhaus käme. Leider konnte ich ihm nicht sagen, was er am liebsten gehört hätte, dass du ungebildet bist. Aber meine Auskunft scheint ihm doch genügt zu haben, denn er hat mich bis 2 Uhr in der Nacht durch die Lindengasse¹⁴⁹ auf und ab spazieren lassen, trotzdem er merken musste, dass ich vor Kälte schon geschlottert habe, und hat verlangt, dass ich ihm fort und fort wiederhole, dass du nicht pro Woche eine Million Wirtschaftsgeld verlangen wirst. Der hat tüchtig Feuer gefangen.«

Wenige Tage später, am 20. März 1889, ging ich zu einem Konzert, das die Fürstin Metternich veranstaltete.¹⁵⁰ Natürlich ging Dr. Weisl auch hin, wie er überall war, wo

¹⁴⁹ Lindengasse: im 7. Wiener Gemeindebezirk (Neubau).

¹⁵⁰ Pauline Clementine Marie Walburga Fürstin von Metternich-Winneburg zu Beilstein, geb. Gräfin Sándor von Szlavnicza (1836–1921): Enkelin des Staatskanzlers Klemens Wenzel Lothar von Metternich (1773–1859), verh. mit Richard Klemens Fürst Metternich (1829–1895), residierte im

er hoffen konnte, mich zu treffen. Diesmal hatte er einen Freund mitgenommen, den er vorher instruierte, dass er die »Miss« übernehmen und mit ihr vorangehen solle, aber sehr langsam, damit der Weg recht lang würde. Das Arrangement klappte. Dr. Weisl sprach: »Es war einmal ein sehr loser Vogel, der gern viel herumflatterte, aber sein Herz blieb unberührt, bis er die Eine fand, die er durch all die Jahre gesucht hatte. Da wurde er ein sehr ernster Mensch, und die Eine könne heute das Vertrauen zu ihm haben, dass er nie mehr eine Andere lieben werde.« Ich dachte: »Aha, der spricht in der dritten Person, damit, wenn ich ja sage, er mir entweder das Glas Wasser empfiehlt oder sagt, ich habe im Allgemeinen gesprochen und nicht von mir. Diese Genugtuung soll er nicht haben.« Stumm wie ein Fisch ging ich neben ihm her. Er sprach immer aufgeregter und aufgeregter, bis wir uns vor unserem Haustor verabschiedeten.

Mama ging nie schlafen, ohne meine Rückkehr abzuwarten. Als ich die Tür öffnete, fragte sie: »Was ist vorgefallen?« Ich soll weiß wie eine Wand gewesen sein. Ich erzählte unser Gespräch wortwörtlich, wie ich nach jedem Ball, nach jeder Gesellschaft gewohnt war, wörtlich die geführten Gespräche zu wiederholen. Wir saßen dann oft bis Mittag, und ich erzählte: »Da sagte er dies, und dann sagte ich das...« Noch Jahre nachher wurde ich immer damit geneckt.

An jenem Abend konnte ich aber nur erzählen, »Da sagte er«, und als Mama lachend fragte: »Und dann sagte ich?« »Ich sagte kein Wort, damit ›er‹ nicht sagen kann ›ein Glas Wasser gefällig?‹« »Du blöde Gans, das hat er ja nie gesagt! Das war doch nur ein Witz.« Jetzt mag ich wirklich blöd dreingeschaut haben. Ich schloss die ganze Nacht kein Auge, dachte fort dasselbe: »Durch deine Dummheit hast du dir dein Glück verscherzt.« Denn ich fühlte, für mich bedeute Glück, nur mit ihm vereint zu sein.

Er wiederum sagte zu seinem Freund: »Ich habe einen regelrechten Korb bekommen.« Er ging mit dem armen Teufel, der nichts fühlte als Hunger und nur daran dachte, sich endlich in einem Gasthaus niedersetzen zu können, bis 2 Uhr früh in der Schlüsselgasse¹⁵¹ spazieren. Zu Hause tröstete ihn seine Mutter: Vielleicht hätte ich ihn nicht verstanden, da er in der dritten Person gesprochen habe. Er solle morgen noch einmal, wie es sich gehört, bei Tag mit mir sprechen.

Nun hatte er an jenem Vormittag eine Gerichtsverhandlung. Frau Weisl nötigte ihm trotzdem seinen besten Kaiserrock¹⁵² auf und meinte, vielleicht sei sie doch vor ein Uhr zu Ende, so dass er mir seine Aufwartung rechtzeitig machen könne. Zu unserem Glück

Palais Metternich-Sándor im 3. Wiener Gemeindebezirk, wo sie ihren berühmten Cercle veranstaltete.

151 Schlüsselgasse: im 8. Wiener Gemeindebezirk (Josefstadt).

152 Kaiserrock: zweireihige, knielange Manteljacke mit goldenen Knöpfen und breiten, goldenen Ärmelstreifen, Lieblingskleidung Kaiser Franz Josefs.

entfiel die Verhandlung aber, so dass schon um halb elf Uhr vormittags, zu einer für Besuche unmöglichen Zeit, Dr. Weisl bei uns anlätete. Gleichzeitig mit ihm kam eine Nichte Mamas, sie anbetteln. Mama ging mit ihr in einen Salon und ließ Dr. Weisl ins Klavierzimmer, wo ich gerade übte. Ich setzte mich aufs Kanapee, er mir gegenüber auf einen Stuhl. Und er begann: »Das Verabscheuungswerteste, das ich auf der Welt kenne, ist ein Mädchen ohne Herz.« (Der damaligen Mode entsprechend lagen auf dem Salontisch kostbare illustrierte Bücher). Er nahm eines in die Hand, und es flog mit einem Krach auf die Erde: »Komödiantinnen, die den Anschein erwecken wollen, als wären sie sanfte Tauben, verabscheue ich!« Das zweite Buch flog krachend auf die Erde. Ich machte keinen Mucks. »Sie sind gestern Abend neben mir hergegangen und haben mir kein Wort zu sagen gewusst?« Das dritte Buch flog auf die Erde. Diesmal vermutlich mit ganz besonderer Kraft geschleudert, außerdem ein sehr großes Buch, gab es einen solchen Pumperer, dass ich erschreckt aufsprang und zu weinen begann. Jetzt war er entwaffnet. Tränen, das hatte er nicht erwartet. Er nahm mir beide Hände vom Gesicht, setzte sich neben mich aufs Kanapee und sagte: »Spüren Sie denn nicht, wie ich Sie gernhabe?« »Ich Sie ja auch, aber so einen Heiratsantrag mit Krach und Bumm habe ich noch nie bekommen und auch von Ihnen nicht erwartet.«

In diesem Augenblick kam Papa, der vom Besuch des Dr. Weisl nichts wusste, ins Zimmer. Der sprang auf und sagte: »Onkel, gib mir die Charlotte.« Papa, der vermutlich diese Lösung längst erwartet hatte, aber doch überrascht wurde, rief ins andere Zimmer herein: »Marie!« Sie kam. Als sie mich weinend und den Papa so fassungslos sah, wusste sie gleich, was vorgeht, und sagte, ihm die Hand reichend: »Endlich habt ihr Euch gefunden, Gott soll Euch alles Glück geben.« Ernst küsste ihr und dann Papa die Hand. Ich weinte ruhig weiter. »Geh jetzt in dein Zimmer, mach dir die Augen und hör auf zu heulen.« Ich ging zum Waschtisch und richtete mich ein bisschen her. Als ich wieder zurückkam, trat mir Ernst entgegen und gab mir einen Kuss auf die Stirn. Nach einer Weile kam Hermine von einem Besorgungsgang zurück. Als sie ins Zimmer trat, sagte sie: »Was ist hier vorgefallen, man hat das Gefühl, in einer Kirche zu sein.« So feierlich war die Atmosphäre um uns. Nach einiger Zeit ging Ernst fort, um seiner Mutter und seiner Schwester Emilie, deren Mann damals Stabsarzt in der Garnison Wien war, die Nachricht zu bringen.

Dass von uns keiner einen Bissen aß, ist begreiflich. Da ich Mama gesagt hatte, dass ich die ganze Nacht nicht schlafen konnte, schickte sie mich ins Bett. Und auch dem Papa befahl sie, sich aufs Kanapee zu legen, um sich von der Aufregung zu erholen. Ich konnte nicht einschlafen. Nach einer Weile höre ich im Nebenzimmer Mama sprechen und Papa weinen. Ich stand auf und ging hinein. Was sehe ich! Papa stand vor seinem Waschtisch, ein Handtuch in der Hand und weinte schluchzend hinein. Mama weinte ebenfalls, streichelte ihm die Schulter, küsste ihm die Hände und sprach zu ihm wie zu

einem Kind. Mich fuhr sie an: »Das hast du aus dem Papa gemacht! Er ist unzurechnungsfähig bei dem Gedanken, dass du aus dem Hause gehst.« Ich stürzte auf ihn zu, schob Mama zur Seite, weinte laut und sagte: »Ich gehe nicht aus dem Haus. Solange Ihr lebet und ich atme, werden wir uns nicht trennen. Wir sind zusammengewachsen, und kein Mann kann mich von Euch losreißen.«

Während der Brautzeit sagte eines Tages Ernst: »Ich könnte restlos glücklich sein, wenn es mir nicht so schwerfiele, meine Mama allein zu lassen. Seit meines Vaters Tode, d. h. seit zehn Jahren, bin ich nie ohne sie ausgegangen, habe sie nie einen Abend allein gelassen. Ging ich ins Theater, nahm ich auch für sie eine Karte; ging ich auf einen Ball, wartete sie auf mich, bis ich nach Hause kam, dann aßen wir miteinander Obst, und ich erzählte ihr meine Erlebnisse. Wir waren so vertraut, dass ich ihr das Recht einräumte, alle meine Briefe, auch Liebesbriefe, zu öffnen. Sie las sie früher als ich und erzählte mir, was drinstand. Und jetzt soll die Arme allein bleiben.«

»Das ist nicht nötig. Ich fürchte mich vor keiner Schwiegermutter. Weil ich nicht die Absicht habe, ihr etwas Unrechtes zu tun, wüsste ich nicht, welche Differenzen es zwischen uns geben könnte. Wir können mit deiner Mama zusammenleben.« Er war über alle Begriffe gerührt. Als er uns am Abend verließ, erzählte ich es der Mama. »Dass du eine Gans bist, habe ich immer gewusst. Aber dass du eine solche bist, die mit einer Schwiegermutter zusammenziehen will, habe ich nicht geahnt. Wie schwer gewöhnt sich ein Pferd, das einspännig zu ziehen erzogen, zweispännig zu fahren, und du willst gleich dreispännig fahren?«

Wir nahmen aber doch eine Wohnung, die anschließend an unsere Zimmer zwei abge sonderte Zimmer für meine Schwiegermutter hatte. Sie lebte dort mit uns mehrere Jahre, ohne dass wir je eine Differenz gehabt hätten. Dann übersiedelte sie in eine Wohnung in der Esterhazygasse¹⁵³, und wir blieben allein.

Wenn etwas meinen Brautstand trübte, so war es die Kleiderfrage. Trotzdem die beiden Mamas miteinander beschlossen hatten, mich erst im Herbst mit Kleidern auszustatten – denn in Hütteldorf¹⁵⁴, wo wir eine Sommerwohnung gemietet hatten, gab es weder elegante Geschäfte noch gute Schneiderinnen –, hielt man es dort für nötig, sofort für mich »alles Dringende« anzuschaffen. *Absolut* nötig war also: ein Reisekostüm mit zwei auswechselbaren Blusen in derselben Farbe, ein sehr elegantes Kostüm mit einer Gaze-¹⁵⁵ und einer Seidenbluse, zwei Leinenkleider, ein Batist-¹⁵⁶ und ein

153 Esterhazygasse: im 6. Wiener Gemeindebezirk (Mariahilf).

154 Hütteldorf: Teil des 14. Wiener Gemeindebezirks Penzing, der bis 1891 eine eigenständige Gemeinde war.

155 Gaze: leichtes, halbdurchsichtiges Gewebe.

156 Batist (frz.): fein gewebter Stoff.

Foulardkleid¹⁵⁷, zwei Sommerabendkleider und ein Ballkleid für mögliche Bälle in den Hotels, ein schwarzes Seidenkleid für die Brautbesuche und natürlich das Brautkleid. Außerdem, selbstredend, Mäntel, Jacken, Schlafröcke etc. Die teureren Kleider wurden bei Dreccoll¹⁵⁸, die Kostüme und Mäntel in einem englischen Salon, die Leinen- und Batistkleider und Schlafröcke bei einer kleineren Schneiderin bestellt. Die damalige Mode schrieb vor, dass alles so passen musste, dass man wie hineingespritzt aussah. Schon das Unterkleid musste faltenlos sitzen, daher musste mindestens dreimal jedes Kleid probiert werden. Kann man sich vorstellen, was ich litt? Das Toilettenprobieren war schrecklicher als Zahnziehen. Leider bin ich erst bei der letzten Probe des Brautkleides, bei der Herr Dreccoll das versammelte Personal zusammenrief, um es zu bewundern, ohnmächtig geworden und wie ein Stück Holz der Länge nach hingefallen. Wäre mir dies bei der ersten Probe des ersten Kleides passiert, vielleicht wären mir die Qualen des Probierens erspart geblieben.

Die Mode verlangte sehr faltige Röcke und Schinkenärmel.¹⁵⁹ Damit sich diese nicht im Koffer zerdrückten, mussten zwischen die Falten der Röcke zerknüllte Seidenstreifen gelegt und die Ärmel mit Seidenballons ausgestopft werden! Gab man daher zehn solche Kleider in einen noch so großen Koffer, war er voll. Man wird daher begreifen, dass ich für die Ausstattung zwei hausgroße Koffer und, da wir zur Hochzeitsreise sechs Wochen wegbleiben wollten, einen weiteren für die Wäsche brauchte, dazu einen großen Hutkoffer (dessen Format man sich vorstellen kann, wenn ich erzähle, dass er später als Aufbewahrungsort für meine überflüssigen Matratzen gedient hat) und einen kleinen Hutkoffer, einen Schuhkoffer und zwei Handkoffer.

Ernst bekam von seiner Mutter auch einen Wäschekoffer mit, in welchem 24 Frackhemden, 24 steife Hemden nebst aller anderen Wäsche verpackt waren, ferner hatte er einen Kleiderkoffer, einen Herrenhutkoffer und ebenfalls einen Handkoffer. Wir hatten daher im Ganzen zwölf Koffer!!

¹⁵⁷ Foulard (frz.): Schal, Kopftuch, Stola aus leichter Seide mit zartem Muster.

¹⁵⁸ Christoph Dreccoll (1851–1939): Wiener »Modekönig«, der vor allem Bühnenkostüme berühmter Schauspielerinnen entwarf, besaß weitere Niederlassungen in Paris, New York und Berlin. Dreccoll war zu seiner Zeit so berühmt, dass über ihn ein 375-seitiges Buch publiziert wurde (Dorothea Ziegel: *Der Mann, der die Frauen anzog. Der Lebensroman des Modekönigs Dreccoll*. Berlin: Neff 1933).

¹⁵⁹ Schinkenärmel (»Ballonärmel«, »Hammelkeulenärmel«): aus der Biedermeierzeit, ein im oberen Teil weiter, hoher Kugelärmel, der sich nach unten verengt.

32

Unsere Hochzeit fand am 31. Mai 1889 statt. Nach der Trauung gab es in unserer Wohnung ein Hochzeitsdiner für sechzig Personen. Anders als es Tante Anne gemacht hätte, wollte Mama keinen Abschied. Während eines Toastes, bei dem wir aufstehen mussten, gab sie uns ein Zeichen zu verschwinden. Als ich schon den Hut am Kopfe hatte, ging sie in den Speisesaal zurück und sagte dem Papa: »Wenn die Kinder noch den Zug erreichen wollen, ist es höchste Zeit, dass sie wegfahren.« Papa eilte hinaus und sagte mir, während er mich ununterbrochen küsste: »Ich schiebe dir in den Handschuh hundert Gulden, vielleicht brauchst du unterwegs etwas, wovon du ihm nichts sagen willst.« Da war es mit meiner Fassung vorbei. Trotzdem Mama mir streng aufgetragen hatte, mich tapfer zu halten und ihn ja nicht aufzuregen, brachte mich dieses neuerliche Zeichen seines Zartsinns so aus dem Gleichgewicht, dass ich vor ihm auf die Knie fiel. Ich küsste seine Hände, weinte und sagte immer nur: »Wie kann ich jemals für so viel Liebe genug danken.« Da begann Mama auch zu weinen und sagte brüsk: »Ich habe dir doch gesagt, du sollst dich beherrschen, nimm dich zusammen und schau, dass du hinauskommst.« Da ich schon den Hut auf dem Kopf hatte, legte Papa mir nur die Hand auf die Stirn, segnete mich und sagte dann: »Du brauchst keine Angst vor der Zukunft zu haben, Gott wird dir Glück geben.« Dann nahm er mich bei der Hand, wie wenn ich wieder sein zweijähriges Kind wäre, und führte mich bis in den Hausflur: »Ich habe keinen Hut mit und kann daher nicht auf die Gasse treten.« (Die damalige Etikette!) Er küsste mich noch einmal, während ihm die Tränen über die Wangen rannen, und sagte zu meinem Mann: »Gib nur gut Obacht, dass du sie mir gesund zurückbringst!«

Da es natürlich viel zu früh für den Bahnhof war, fuhren wir in der Vorstadt spazieren, hinter uns ein Fiaker mit dem Gepäck. Dann ging es in einem Halbcoupé erster Klasse auf den Semmering zum Südbahnhof.¹⁶⁰ Dort waren zwei Zimmer für uns reserviert, im ersten stand ein Tisch mit allen erdenklichen Delikatessen, Champagner war eingekühlt. Aber trotzdem wir vom Hochzeitsdiner zu Hause fast nichts gekostet hatten, waren wir zu aufgeregt, um hier einen Bissen zu essen. Als unser Gepäck ins Zimmer getragen war, meinte ich: »Mama hat mir streng aufgetragen, meine Kleider gleich nach der Ankunft auszupacken. Ich bin aber zu müde. Darf ich zum ersten Mal in meinem Leben unfolgsam sein?« Ich war nicht überrascht, dass Ernst mir nicht abredete. Am nächsten Morgen musste ich aber dann doch die Koffer öffnen, und es dauerte eine geschlagene Stunde, bevor ich alles auf den mitgebrachten Bügeln in den Kästen verstaut hatte.

¹⁶⁰ Semmering: 984 m hoher Gebirgspass zwischen Niederösterreich und der Steiermark, ca. 100 km südwestlich von Wien; Südbahnhof: seit 1882 bestehendes Grand Hotel.

Wir blieben auf dem Semmering vier Tage. Im Jahre 1889 bestand der Semmering nur aus dem Südbahnhotel, dem »Erzherzog Johann« und der Villa Schüler.¹⁶¹ Das Hotel war ein mittelgroßes, zweistöckiges Haus ohne Terrasse, einfach möbliert. Da der Bau des Hotels aber sehr teuer gewesen war und alles damals nur schwer hinaufbefördert wurde, war der Aufenthalt so kostspielig, dass der Semmering während der Woche fast menschenleer war. Wir waren nicht nur im Hotel, sondern auf dem ganzen Semmering beinahe die einzigen Gäste. Das »Erzherzog Johann« war ein langgestreckter, ebenerdiger Bau, vor dem eine Holzbank stand, die immer von Fuhrwerkern besetzt war, die von oder nach der Steiermark zogen und hier ihren Schnaps tranken. Während der vier Tage trug ich den Rock des Reisekostüms und eine Batistbluse, die ich zu den Mahlzeiten gegen eine Seidenbluse tauschte.

Mein Mann hatte nur so lange Geduld, an einem Ort zu bleiben, bis er alle Spaziergänge kannte. Denselben zweimal zu machen freute ihn nicht. So fuhren wir denn nach Villach weiter. Beim Einpacken fragte ich ihn sehr schüchtern: »Machst du dir sehr viel daraus, dass ich diesen großen Hutkoffer mitführe?« Aus Angst, er könnte »ja« sagen, erklärte ich ihm: »Da wir doch zwei Grenzen, die schweizerische und italienische passieren, könnte es leicht passieren, dass man nicht glaubt, dass alle diese Hüte mir gehören. Man könnte mich für eine Modistin halten, und du könntest Zollschwierigkeiten haben.« Meine Angst war überflüssig. »Ich habe dieses Monstrum, das schwer zur Tür hereingeht, die ganze Zeit misstrauisch betrachtet. Ich werde glücklich sein, es los zu werden.« So stopfte ich zwei kleinere Hüte auf Gedeih und Verderb in den »kleinen« Hutkoffer. Wir setzten unsere Reise mit »nur« elf Koffern fort. Zum Einpacken hatte ich, trotzdem mir mein Mann brav half, vier Stunden gebraucht.

Als wir in Villach/Kärnten ausstiegen, stand an der Bahn ein Weib, das Schoten verkaufte. Rohe, grüne Erbsen aß ich leidenschaftlich gern. Auf dem Semmering hatte ich nur von »Luft und Liebe« gelebt. Es war mir peinlich, dass dieser »fremde Mensch« für mich zahlte! Mama hatte mir immer streng verboten, mir von Herren im Ballsaal auch nur ein Glas Limonade zahlen zu lassen, und jetzt reichte mir Ernst die Speisekarte zur Auswahl! Ich las sie nur von der Preisseite. Suppe war das Billigste. Daher bestellte ich mir nur eine Suppe und war nicht zu bewegen, noch etwas zu essen. Mit diesem ausgehungerten Magen erblickte ich plötzlich Schoten!¹⁶² Wie hypnotisiert starre ich sie an. Da kommt mir die Erleuchtung: »Ernsti, meinst du, dass diese Frau hundert Gulden

¹⁶¹ Das Grand Hotel Erzherzog Johann wurde allerdings erst 1898/1899 von dem Wiener Theaterarchitektenpaar Ferdinand Fellner (1847–1916) und Hermann Helmer (1849–1919) erbaut, die Villa Schüler indes schon 1881/82 von Friedrich Julius Schüler (1832–1894), dem Generaldirektor der Südbahngesellschaft.

¹⁶² Schoten (österreich., wienerisch): grüne Bohnen.

wechsellern kann?» Als ob ich plötzlich irrsinnig geworden sei, sah er mich an. Ich hatte ihm nicht gesagt, dass ich diese Hundertguldennote noch immer im Handschuh trug. »Hundert Gulden?» fragte er, »nicht einmal einen Gulden! Warum fragst Du?» Ich wurde blutrot, konnte aber den Blick nicht von den Schoten wenden. Auf einmal begriff er. Ging hin, kaufte ein Kilo um zwei Kreuzer. Ich aß mich seit einer Woche zum ersten Mal satt. Seither ging Ernst bis zu seinem Todestag nie an Schoten vorüber, ohne mir welche mitzubringen. Als wir am Abend in den Speisesaal kamen, nahm er die Speisekarte in die Hand und sagte sehr energisch und laut zum Kellner, mich anblickend: »Da ein Schneehuhn¹⁶³ sieben Gulden kostet (damals ein unerhörter Preis), bringen sie der Dame daher (das Wort »daher« sehr betont) ein Schneehuhn, eine Mayonnaise, eine Portion Torte, ein Kompott und mir ein Wiener Schnitzel.« Zu mir sagte er: »Entweder du wirst von heute ab vernünftig essen, oder ich schaffe in dieser Preislage von heute ab immer an.« Notabene: Das Schneehuhn war ungenießbar. Trotzdem ich einen rasenden Hunger hatte und sehr gute Zähne, musste ich es, da es nicht zu zerbeißen war, stehen lassen.

An Villach knüpft sich für mich eine unvergleichliche Erinnerung. Wir gingen einmal an einem wundervollen Nachmittag nach Warmbad, und als wir im Mondenschein zurückkehrten, bei sternenübersättem Himmel, wurde in der Kaserne Retraite geblasen.¹⁶⁴ Wir hatten in diesem Augenblick beide ein solch tiefes Vaterlandsempfinden, dass mein Mann sagte: »Ich bin so stolz darauf, ein Österreicher zu sein. Es gibt doch nichts Schöneres als unser Österreich.« Heute noch sehe ich den Weg vor mir, höre den Klang seiner Stimme, wie wir plötzlich, ohne Verabredung, gleichzeitig anfangen, die Volkshymne zu singen.¹⁶⁵

Auch in Villach waren wir die einzigen Gäste im Hotel und hatten dadurch wieder keine Gelegenheit, Toilette zu machen. Nach nun schon sechstägiger Ehe war aus dem schüchternen Mädchen eine energische Frau geworden. »Du tanzt doch nicht gern, ich bei der Hitze auch nicht; Besuche werden wir nicht machen. Was meinst du, wenn ich deinen Frackanzug, die Frackhemden, die Salonanzüge, den Zylinder, den Chapeau-claque¹⁶⁶, mein Ballkleid, meine Sommerabendkleider und das schwarze Seidenkleid nach Hause schicke? Dann hätte ich nicht so viel einzupacken und wir um einen großen Koffer weniger.« Ein strahlenderes Gesicht als das seine habe ich nicht gesehen! Da ich nicht alles in einem Koffer unterbrachte, gab ich noch ein paar Kleider dazu. Wir

163 Schneehuhn: weißer Fasan.

164 Retraite: Zapfenstreich der Kavallerie, mit Horn oder Trompete geblasenes Signal zur Nachtruhe.

165 Volkshymne (Anm. 65).

166 Chapeau-claque (frz. chapeau = Hut + claque = Klaps): zylinderförmiger, meist schwarzer, zusammenklappbarer Hut.

schickten gleich zwei Koffer und den Herrenhutkoffer weg und setzten unsere Reise mit »nur« acht Koffern fort.

Anfang Juni kamen wir in Pörschach, unserem nächsten Aufenthalt, an. Dort gab es nur das Hotel Wahliss¹⁶⁷, ein kleines Haus und wenige noch unbewohnte Villen. Wir waren wieder die einzigen Fremden. Nach drei Tagen hatten wir die Gegend abgegrast und packten wieder ein. »Wie ich sehe, hat dir deine Mama sechs leichte und drei wärmere Anzüge mitgegeben. Für den Kaiserrock wirst du wohl auch keine Verwendung haben, wenn wir weiter so solo speisen wie bisher. Und wie wir all die Wäsche schmutzig machen sollen, die uns die Mamas mitgegeben haben, ist mir schleierhaft. Glaubst du nicht, dass du mit einem leichten und einem warmen Anzug auskommen könntest?« Und so gingen von Pörschach auch wieder zwei Koffer nach Hause, und in Innsbruck stiegen wir mit »nur« sechs Koffern aus. Dort fanden wir im Hotel ein Telegramm: »Wann kommt Charlotte nach Hause? Sehr besorgt. Mama.« Die Arme meinte, da ich keine Kleider brauche, liege ich irgendwo in einem Spital, und unsere glückseligen Briefe sollten nur ihre Sorgen hinwegtäuschen. Wir telegraphierten eine ellenlange Antwort, kauften in Innsbruck einen Handkoffer, sandten das ganze Gepäck zurück und fuhren jetzt unbeschwert von jeglicher Fracht in die Schweiz, das seligste Pärchen, das je sein »Endlich allein« genoss.

Zur Charakteristik meines Papas möchte ich dazu erzählen, dass nach seinem Tode wir Ernsts ersten Brief von der Hochzeitsreise in seiner Wertheimkasse fanden.¹⁶⁸ Auf dem Kuvert stand: »Ernsts erster Brief«. Das ist Poesie. Meine Kinder werden diesen Brief auch nach meinem Tode in meiner Wertheimkasse finden und gewiss auch die Poesie aufbringen, ihn für ihre Kinder aufzubewahren.

33

Trotzdem ich geglaubt hatte, meinen Mann genau zu kennen, machte ich doch die Erfahrung, die vermutlich jede junge Frau macht, dass man erst im nahen Zusammenleben einen Menschen wirklich kennen lernen kann. Ich hatte geglaubt, ihn so zu lieben, dass eine Steigerung meiner Gefühle unmöglich wäre. Als ich aber sein Feingefühl, seine Güte, seinen Takt im Verkehr mit Bediensteten, seine Rücksichtnahme gegen Mitreisende, seine Galanterie für jede Frau, den vollständigen Mangel an Eitelkeit, seine Anspruchslosigkeit schätzen lernte, gesellte sich Bewunderung zur Liebe. Er, schon damals

¹⁶⁷ Carl Ernst David Wahliss (1837–1900): Wiener Geschäftsmann und Porzellanwarenfabrikant, der ab 1883 in Pörschach am Wörthersee ein Dutzend Sommervillen errichten ließ.

¹⁶⁸ Wertheimkasse (Anm. 95).

als Verfasser rechtswissenschaftlicher Bücher¹⁶⁹ bekannt, als Advokat hochgeschätzt, sprach von seinen Fähigkeiten mit Geringschätzung und mit Hochachtung von denen der anderen. Wie imponierte mir der Mut, mit dem er sich auf die Seite der Schwachen gegen die Starken stellte! Wie entzückte mich seine Liebe für die Natur, die Blumen, die Tiere! Einer schönen Aussicht zuliebe musste ich mit ihm in glühendstem Sonnenschein auf Turmspitzen klettern und auf mühsamen Wegen auf die Berge steigen, wo er, trunken vor Begeisterung mit verklärtem Gesicht einem Vogel in den Zweigen lauschte und nicht zu bewegen war, fortzugehen, solange der Vogel sang. War ich als glückliche Braut weggefahren, kehrte ich mit dem Bewusstsein zurück, dass ich bei keinem Mann in teurerer Obhut geborgen sein könnte als bei ihm.

Wir lebten bei meinen Eltern in Hütteldorf, bis unser »Nest« fertig wurde. Auch sie lernten Ernst täglich mehr lieben. Mama meinte: »Er ist mir im Wesen so ähnlich, wie wenn er mein eigenes Kind wäre. Ich staune oft, wie er ausspricht, was ich gerade gedacht habe.« Der Papa sagte: »Er ist die herrlichste Mischung seiner Eltern. Der Mutter ist er so ähnlich, wie ein Mann einer Frau sein kann. Er hat ihr Temperament, ihren Witz, ihren Geist, ihre Schlagfertigkeit, ihren Charme. Vom Vater die Pflichttreue, die Energie, die Sparsamkeit, den Fleiß!« Mein Mann vergötterte meine Eltern. Leider nur dreizehn Jahre genoss Papa und achtzehn Jahre Mama seine zärtliche Liebe.

Nach ein paar Wochen sagte mir Papa: »Du weißt, wie viel ich in meinem Leben gearbeitet habe. Man wird nicht vom armen Lehrbuben zum reichen Mann ohne schwere Plage. Aber so wie unser Ernst arbeitet, habe ich nie gearbeitet. Das darfst du nicht dulden, er kann es auch nicht auf die Dauer aushalten.« Als ich dies meinem Mann ausrichtete, wehrte er lachend ab: »Ein Advokat und ein Frauenarzt sind Modesache. Heute bin ich in der Mode und muss es ausnützen. Morgen wird es ein anderer Anwalt sein, und kein Mensch macht mehr meine Kanzleitür auf.« So ging es ein paar Monate. Dann bat ich ihn, sich einen kurzen Urlaub zu gönnen. Er lehnte mit Rücksicht auf die Kanzleiverhältnisse ab. Da griff ich zu einer List. Ich sagte, dass ich Erholung brauche. Da war es augenblicklich möglich, über zwei oder drei Feiertage wegzufahren. Dieser Taktik danke ich die schönsten Tage unseres Lebens. Ich machte oft den Witz: »Mit dir zu leben ist nicht immer ein Vergnügen, aber wenn man mit dir reist, ist man im Paradies.« Als alte Frau erlebe ich noch immer in Erinnerung unsere wunderbaren Reisen.

169 Ernst Franz von Weisl: *Frankreichs Militär-Strafprozessordnung. Studie zur Reform der Militär-Strafprozessordnungen des deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie*. Wien: Seidel 1887; *Das Heeres-Strafrecht*. Bd. 1–2. Wien: Pollak 1892; *Das Militär-Strafverfahren in Russland, Frankreich und Deutschland*. Wien: Reichswehr 1894; *Der neue Gesetzentwurf betreffend die Reform der französischen Militär-Strafprozessordnung*. Wien: Österr.-ungar. Heereszeitung 1902; *Kommentar zu den Militär-Strafprozessordnungen für die gemeinsame Wehrmacht und für die Landwehren in Österreich und Ungarn vom 5. Juli 1912*. Wien: Perles 1913.

Als wir in unser neues Heim (Fischer-von-Erlach-Gasse 1, X. Bezirk)¹⁷⁰ eingezogen waren, erwartete ich das erste Kind. Ich war sehr leidend, konnte nicht gehen und fuhr nur jeden Nachmittag zu den Eltern, wo wir dann die Abende verbrachten. Aber auch später suchten wir nur wenig Verkehr, kamen Tag für Tag zu ihnen, besuchten mit ihnen Theater und Konzerte. Nur wenn sie selbst Gäste oder Spielpartien hatten, waren diese Abende für unsere Bekannten frei. Kam mein Mann nach des Tages Arbeit nach Hause und freute sich seines gemütlichen Heims, schlug ich manchmal vor: »Lass mich das Mädchen zu den Eltern schicken, und bleiben wir einmal zu Hause.« Er aber sah auf die Uhr, die neben dem Teller lag, und Punkt dreiviertelneun stand er auf. »Wie könnte ich absagen, wo ich weiß, wie Papa sich den ganzen Tag freut, dass wir nach dem Nachtmahl kommen.«

Die hervorstechendste Charaktereigenschaft meines Mannes war Gerechtigkeitsliebe. Zu sehen, dass jemandem Unrecht geschah, empfand er wie einen körperlichen Schmerz. Durch diesen Gerechtigkeitsinn wurde er als Jurist auf eine ihm bis zu dieser Zeit fremde Bahn gelenkt. Im Feber 1886 war er nach Wien übersiedelt. Kurz nachher bekam seine Schwester Emilie einen Blutsturz, war schwer krank. Ihr Mann, der Stabsarzt, musste zu den Manövern nach Bruck an der Leitha und bat Ernst, bei ihr zu übernachten; tagsüber sorgte ihre Mutter für sie. Im selben Haus, einer Villa in Sievering, wohnte ein schönes, junges Mädchen, das die Kranke besuchte. Emilie hörte, das Mädchen sei eine Kokotte, und vermutete, dass ihr Besuch mehr dem jungen Ernst als ihr galt. Als sie nach ein paar Tagen wieder vorsprach, wurde sie nicht empfangen, worüber sie sich furchtbar aufregte. Emilies Zustand besserte sich, und sie konnte im Garten liegen. Infolge ihrer Krankheit ängstlich geworden, fürchtete sie sich vor dem sehr wilden Hund des Dämchens und verlangte, dass er von ihr ferngehalten werde.

Eines Tages erhielt Emilie ein Telegramm aus Bruck, ihr Mann werde am Sonntag nach Wien reiten, um eine Stunde mit ihr zusammen zu sein. Sie wollte ihm die Freude bereiten, ihn stehend am Tor zu empfangen, nachdem sie monatelang bettlägerig gewesen war. Durch die Hausbesorgerin erfuhr auch das Dämchen, dass der Herr Stabsarzt kommen werde. Als man in der Mittagsstille von weitem Galoppieren hörte, wurde Emilie von den beiden Pflegerinnen auf die Füße gestellt, während das Dämchen mit dem Hund zum Fenster hinausblickte. Von weitem sah der Reiter, wie das Fräulein sich zum Ohr des Hundes neigte, wie der mit einem Satz aus dem Fenster sprang, Emilie von hinten die Tatzen auf die Schultern legte, wie diese trotz der zwei Pflegeschwestern auf den Rücken fiel und ein Blutstrom aus dem Munde brach. Philipp sprang vom Pferd, die Peitsche in der Hand, stürzte zum Fenster, schlug mit der

¹⁷⁰ 10. Wiener Gemeindebezirk (Favoriten), benannt nach dem Barockbaumeister Johann Bernhard Fischer von Erlach (1656–1723): Erbauer von Schloss Schönbrunn (UNESCO-Weltkulturerbe).

Peitsche auf das Mädchen ein und brüllte, was er je an Schimpfworten gehört hatte, das mildeste war »Canaille«. Dann erst hob er seine Frau auf, trug sie ins Zimmer. Emilie war zum Sterben. Als Ernst wie gewöhnlich am Abend nach Sievering kam, fand er alles in hellem Aufruhr. Philipp hatte die Frau den Ärzten überlassen und nach Bruck zurückkehren müssen, von wo er sich ohne Erlaubnis entfernt hatte. So wurde meinem Mann der Vorfall von den Pflegerinnen erzählt. Daraufhin schrieb er an Philipp: »Wie alle Juristen habe auch ich das Militärstrafrecht nur recht oberflächlich studiert. So viel ist mir aber doch in Erinnerung geblieben, dass du dich unstandesgemäß benommen hast. Ich würde raten, um deine Pensionierung anzusuchen, bevor man dir den blauen Bogen schickt.«¹⁷¹ Philipp antwortete: »Ich bin mit Leib und Seele Offizier und gehe nur, wenn man mich entlässt.«

Das Dämchen hatte sich sofort an einen Advokaten gewandt, der die erforderlichen Schritte unternahm. Philipp hörte nichts davon. Endlich wurde er eines Tages zum Kronprinzen¹⁷² gerufen, dem er unterstand. Der Kronprinz, einen Bogen Papier in der Hand, donnerte ihn an: »Ich habe hier eine Anzeige gegen Sie, dass Sie eine Dame mit der Reitpeitsche traktiert und ihr, vor vielen Zeugen, folgende Schimpfworte (er las eines nach dem anderen vor) auf offener Straße zugerufen haben. So benehmen sich meine Offiziere? Das ist etwas Unerhörtes, ich glaube noch nie Dagewesenes, was Sie sich geleistet haben.« Philipp, schneeweiß, antwortete: »Darf ich den Vorgang erzählen?« Er schilderte die ganze Szene. Der Kronprinz entließ ihn sehr ungnädig. Am folgenden Tag fuhr eine kaiserliche Equipage vor, ein Diener trug ein Blumenarrangement, und ein Hofbeamter erkundigte sich im Namen des Kronprinzen nach dem Befinden der Gnädigen. Der Advokat machte eine Eingabe nach der andern. Alle blieben unerledigt. Philipp diente weiter, und hätte ihn nicht, wie schon erwähnt, eine Herzkrankheit gezwungen, sich pensionieren zu lassen, wäre er wohl bis zu seinem Tod Offizier geblieben.¹⁷³

Während sich Ernst als Schwager über diesen Ausgang der Angelegenheit freute, standen dem Juristen die Haare zu Berge: Wie konnten so viele Eingaben unerledigt bleiben?

¹⁷¹ Blauer Bogen, Brief: Entlassungsschreiben.

¹⁷² Kronprinz Rudolf (Anm. 64).

¹⁷³ Siehe die Notiz auf der Titelseite der »Laibacher Zeitung«, 10. April 1895: »Seine k. und k. apostolische Majestät geruhen allergnädigst ... die Übernahme des mit Wartegebühr beurlaubten Oberstabsarztes erster Classe Dr. Philipp Schulhof, des Garnisonsspitals Nr. 11 in Prag, nach dem Ergebnisse der neuerlichen Superarbitrierung als invalid, auch zum Waffendienste beim Landsturme ungeeignet, in den Ruhestand anzuordnen und anzubefehlen, dass demselben bei diesem Anlasse der Ausdruck der Allerhöchsten Zufriedenheit bekanntgegeben werde.« Philipp Schulhof verstarb am 23. November 1896 in Meran während eines Kuraufenthalts. Superarbitrierung (österreich.): Erklärung der Dienstuntauglichkeit.

Er nahm das Militärstrafgesetz zur Hand und fand, dass es tatsächlich möglich war, Anzeigen unerledigt zu lassen. Aber auch sonst war es so veraltet, dass es modernen Rechtsbegriffen nicht mehr entsprach. So begann er das Militärstrafrecht der anderen Staaten zu studieren, zuerst das deutsche, das ungleich freiheitlicher war. So schrieb er ein Buch, in welchem er dartat, wie rückschrittlich das österreichische im Verhältnis zum deutschen Gesetz war.¹⁷⁴ Das Buch erregte Aufsehen. Wie ein Mann stellte sich gegen ihn das ganze Auditoriat.¹⁷⁵ Das nächste Buch galt dem französischen Militärgesetz, das noch viel fortschrittlicher als das deutsche war und das Ernst als vorbildlich hinstellte mit gleichzeitigen Vorschlägen zur Verbesserung des österreichischen Gesetzes.¹⁷⁶ Unser Auditoriat spuckte Rauch und Feuer, dass ihm das französische Militärgesetz als mustergültig hingestellt wurde. Jetzt griffen aber auch die deutschen militärischen Zeitschriften den Fehdehandschuh auf, der ihnen hingeworfen wurde, und es brach ein heftiger Zeitungskrieg aus. Das Buch über das französische Gesetz machte solches Aufsehen, dass Erzherzog Albrecht, der Sieger von Custoza¹⁷⁷, meinen Mann in Audienz empfing, um sich von ihm Bericht erstatten zu lassen. Lachend unterbrach er einmal den Vortrag und sagte: »Temperamentlosigkeit kann man Ihnen, Herr Doktor, keinesfalls zum Vorwurf machen.« Mein Mann erschrak und fragte: »Habe ich vielleicht zu laut gesprochen.« Der alte Herr lachte laut und sagte: »Alles ist Ansichtssache.« Man bot dem damals 30jährigen Advokaten den Franz-Josephs-Orden¹⁷⁸ an, eine für sein Alter unerhörte Auszeichnung, falls er weitere Angriffe auf das Militärstrafrecht unterlasse, Ernst lehnte dies dankend ab.

Nun lernte er noch Russisch, um auch das russische Gesetz zu studieren. Und siehe da, zur Überraschung der ganzen Welt stellte sich heraus, dass Russland das progressivste, modernste Gesetz in ganz Europa hatte.¹⁷⁹ Nun begann ein Kampf auf Tod und Leben. Ernst wurde in unerhörter Art in Deutschland und in Österreich wegen seiner Kritik am österreichischen (und deutschen) Militärstrafgesetz angegriffen. Durch eine Replik fühlte sich ein General beleidigt und forderte ihn zum Duell. Mein Mann ließ aber nicht locker: Der Kampf währte von 1887 bis 1911, bis er durchgesetzt hatte, was er anstrebte: Ein neues freiheitliches modernes österreichisches Militärstrafgesetz. In der Parlamentssitzung, in der es angenommen wurde, sagte der Abgeordnete Dr. Julius

¹⁷⁴ Siehe Anm. 169.

¹⁷⁵ Auditoriat: Militärstrafbehörde.

¹⁷⁶ Siehe Anm. 169.

¹⁷⁷ Das österreichische Heer unter Feldmarschall Erzherzog Albrecht Friedrich Rudolf von Österreich-Teschen (1817–1895, vgl. Anm. 6) hatte bei Custoza einen glücklichen Sieg über die Italiener errungen.

¹⁷⁸ Franz-Josephs-Orden für militärische und zivile Verdienste, gestiftet von Kaiser Franz Joseph am 2. Dezember 1849, dem ersten Jahrestag seiner Thronbesteigung.

¹⁷⁹ Vgl. Anm. 169.

Ofner¹⁸⁰: »Dass Österreich nunmehr das modernste und freiheitlichste Militärstrafgesetz in Europa hat, danken wir der Initiative des Dr. Weisl.« Der Kaiser verlieh ihm aus diesem Anlass den Eisernen Kronenorden.¹⁸¹

34

Im zehnten Monat unserer Ehe, am 6. März 1890, bekamen wir ein Mädel: Marianne. Wir hatten uns auf das Kind sehr gefreut, und besonders meine Eltern sprachen nur davon. Mein Mann fürchtete, es könnte von ihnen zu sehr verwöhnt werden; so studierten wir die Monate vor dessen Geburt Bücher über Kinderpflege und Ernährung und auch pädagogische Werke. Wir bereiteten uns sehr ernst auf die Kindererziehung vor. Der Satz: »Vater sein ist schwer, Storch sein ist leicht«, hatte auf meinen Mann einen tiefen Eindruck gemacht. Das Kind war kräftig, gesund, trank und schlief nach Vorschrift und wurde uns allen eine Freude. Mein Mann liebte es. Er sagte mir: »Willst du, dass ich in meiner Kanzlei ruhig arbeite, musst du mir versprechen, es nicht einen Augenblick einer fremden Person zu überlassen.« Wenn er nach Hause kam, war sein erster Weg zur Wiege. Da nahm er sich einen Sessel und betrachtete es und studierte jede Bewegung. In der Nacht stand immer er auf, um es umzupacken und ihm zu trinken zu geben, da er nur sich selbst vertraute, dass das Flascherl die richtige Temperatur hatte. Er wurde ein vorbildlicher Vater. Keiner verstand so wie er, mit dem Kind zu spielen, keiner war so erfinderisch, das Kind zu unterhalten, aber auch keiner von uns so konsequent und streng in der Erziehung. Ungehorsam, Eigensinn, Widerspruch duldet er nicht. Das Kind war für uns alle eine geliebte Puppe, aber Hermine, inzwischen achtzehn Jahre alt, war es, die sich am meisten mit Marianne beschäftigte. Sehr geschickt im Nähen, fertigte sie für das Kind die entzückendsten Kleidchen. Mines Eltern kannten in Wien, außer unserer Familie, keine jungen Leute. So bat Mama meinen Mann, die Mine auf einen Ball mitzunehmen, und zu dieser Gelegenheit schenkte mir Mama das schönste Ballkleid von Drecoll. Ernst konnte nur Polka tanzen. Jetzt musste er jeden Abend bei Mine Walzer tanzen lernen; ich saß am Klavier und dirigierte: eins, zwei, drei, damit er, falls Mine keinen Tänzer finden sollte, einspringen könne. Als ich vor dem Ball angezogen war und Eltern und Schwiegermutter ihr Wohlgefallen ausgedrückt hatten, ging Ernst um mich rund herum. Er lobte mich nie, daher sagte er auch diesmal nur: »Dein Schneider hat sich ausgezeichnet!«

180 Julius Ofner (1845–1924): 1901–1918 Reichsratsabgeordneter (bürgerlicher Demokrat).

181 Orden der Eisernen Krone: hohe Auszeichnung für zivile und militärische Verdienste, bis 1884 mit der Erhebung in den erblichen Ritterstand verbunden.

Erst viele, viele Jahre später sagte er mal gelegentlich, dass ich nie so gut ausgesehen hätte als an diesem Abend und dass er mich noch immer so vor Augen sehe, wie ich damals war. Am Ball selbst waren so viel Konzipienten, Advokaten und Herren aus den Ministerien, dass Mine, die übrigens eine fabelhafte Tänzerin war, von Hand zu Hand ging. Einmal kam sie auf Ernst zu und sagte: »Zur Belohnung für die viele Arbeit, die du mit dem Walzerlernen gehabt, tanzen wir mal eine Polka miteinander«, denn der Walzer war beim ersten Versuch ihm misslungen. Aber siehe da! Welches Unglück! Walzer hatte er nicht erlernt, aber Polka, die so ziemlich gegangen war, hatte er verlernt. Nach ein paar misslungenen Drehungen brachte Mine lachend den Tänzer auf seinen Platz zurück. Er hatte mir einen sehr schönen Platz ausgesucht, von wo aus ich den Saal gut überblicken konnte, und sich neben mich gesetzt. Als der erste Tänzer mich aufforderte, machte mir Ernst ein verneinendes Zeichen. So lehnte ich ab. Nach dem Codex der Ballregeln durfte ich diesen Tanz nicht mehr tanzen. Dasselbe Zeichen machte er mir beim zweiten und dritten Herrn, der mich auffordern kam.

»Was hast du denn für unmögliche Bekannte, dass ich mit keinem tanzen darf?« Er staunt antwortete er: »Der erste war der Sektionsrat A, der zweite der Staatsanwalt B und der dritte ein Landesgerichtsrat.« »Ja warum soll ich denn da nicht mit ihnen tanzen dürfen«, fragte jetzt ich erstaunt. »Weil eine so alte Frau nicht mehr tanzt!« Da sich Mine glänzend unterhielt, blieben wir sehr lange.

Am nächsten Morgen, als wir noch im Bette lagen, kam die Schwiegermama in unser Zimmer: »Wie hast du dich unterhalten?« »Es war schrecklich. Ich war vom Sitzen ganz krumm.« Sie riss die Augen auf. »Hat dich denn keiner zum Tanzen aufgefordert?« »Eine Menge, aber ich bin zum Tanzen schon zu alt, meinte Ernst; aber das wäre nicht das Ärgste gewesen. Er ist mit mir nicht ein einziges Mal durch den Saal gegangen, so dass kein Mensch mein schönes Kleid sehen konnte.« Was seine Mutter ihm sagte, frage keiner. Sie schloss ihre längere Rede mit den Worten: »Jetzt kleide ich mich an und gehe augenblicklich zu den Eltern. Freue dich, wenn du heute Abend hinkommst, was sie dir erzählen werden!« Und zu mir sagte sie wütend: »Wenn du dich weiter von ihm so knechten lassen wirst wie bisher, steht dir ein schönes Leben bevor, um das ich dich nicht beneide!«

Um 9 Uhr früh riss sie schon im Speisezimmer der Eltern die Tür auf und sagte ihnen, die gerade beim Frühstück saßen, dass sie nicht dulden dürfen, dass ich meinem Mann in allem nachgebe und nie einen eigenen Willen zeige. Die Eltern ließen ihren Kaffee stehen, nahmen einen Wagen, fuhren zu mir, die sie trostbedürftig glaubten. Ich lachte aber und sagte: »Ich streite mich nicht wegen Kleinigkeiten. In allen diesen Dingen soll alles nach seinem Wunsch gehen. Im Ernstfall werde ich schon meine Wünsche durchsetzen.«

35

Ich war in Prag bei manchen Tournieren am Eislaufplatz mit Preisen ausgezeichnet worden, worauf Papa sehr stolz war. So war daher, als wir nach Wien kamen, sein erster Weg in den Eislaufverein¹⁸², wo er mich als Mitglied einschreiben ließ. Wie immer ging ich am ersten Eistag in früher Vormittagsstunde hin, um das über den Sommer Vergessene wieder einzuüben. Kaum hatte ich in einer Ecke ein paar Figuren gemacht, als in dem damaligen wirklich sehr gemütlichen Wien ein Herr auf mich zulief, die Kappe zog und sich vorstellte – ich verstand nicht den Namen –, später wusste ich, es war ein Graf Hardegg¹⁸³: »Aus der Taferlklass¹⁸⁴ scheint das Fräulein schon heraus zu sein, möchten Sie mir mal zeigen, wie Sie sich da auf der Spitze der Schlittschuhe 555mal herumdrehen?« Lachend antwortete ich: »Sie scheinen aber noch in der Taferlklasse zu sein, da Sie noch nicht bis zehn zählen gelernt haben. Mir ist heute alles misslungen. Ich bin zum ersten Mal auf dem Eis und muss von vorn anfangen zu arbeiten.« Er übte mit mir, und wir wurden gut bekannt, da wir beide täglich um dieselbe Stunde zum Training kamen. Nach 14 Tagen ging ich dann auch am Nachmittag aufs Eis. Er war ein sehr guter Tänzer, stellte mir seine Bekannten vor, und ich wurde bald eine gesuchte Tänzerin.

Nach Mariannes Geburt ging ich wieder Eislaufen. Da ich aber über ein Jahr pausiert hatte, musste ich längere Zeit trainieren, bevor ich mich so eingeübt fühlte, dass ich mich meinem Mann, der mich als Eisläuferin nicht kannte, vorstellen wollte. Eines Sonntagvormittags begleitete er mich zum Eislaufplatz. Als die ersten Takte der Militärkapelle erklangen, kam einer meiner Tänzer auf mich zu, und wir tanzten. Dann holte mich ein zweiter zum Figurenlaufen, dann ein dritter zur Eisquadrille. Dann lief ich zu ihm und wollte mir seine Anerkennung holen. Lob, wusste ich, spendet er nicht, aber da ich gewöhnt war, als gute Eisläuferin bewundert zu werden, erwartete ich doch ein liebes Wort. Ich fand ihn aber sehr verdrießlich; er sagte, es sei ihm zum Stehen zu kalt. So schnallte ich ab, empfahl mich von den Herren, die ich ihm alle vorstellte, und wir gingen nach Hause.

»Wenn du glaubst, dass mir das gefällt, dass du da mit fremden Menschen herumlaufst, irrst du dich.« Auf meinen Einwurf, dass ich leider keine Verwandten habe, die laufen, wurde er sehr traurig. Das konnte ich nicht sehen. »Wenn es dir nicht passt,

182 »Wiener Eislaufverein« im 3. Wiener Gemeindebezirk, eröffnet 1867.

183 Vermutlich Johann Maria Friedrich Graf zu Hardegg auf Glatz und im Machland an der Donau (1860–1938).

184 Taferlklasse: erste Klasse Volksschule, in der die Schüler noch mit Griffeln auf eigenen kleinen Schiefertafeln schrieben.

werde ich das Eislaufen aufgeben.« Aufrichtig gesagt, habe ich ihm damit ein großes Opfer gebracht, das nur der beurteilen kann, der weiß, wieviel Arbeit im Eiskunstlauf steckt.

Sechs Jahre bin ich nicht aufs Eis gekommen, bis mein Mann sagte, er fände es richtig, dass ich unser Mädelr unterrichte. Meine Mitgliedskarte im Eislaufverein hatte ich ablaufen lassen. So gingen wir zu einem kleinen Eislaufplatz im siebenten Bezirk, wo ich Marianne unterrichtete. Ich sah gleich, dass sie kein Talent hatte und aus ihr keine Kunstläuferin werden wird. Daher überließ ich sie ihrem Schicksal und übte meine Figuren. Es gab dort keine Militärmusikkapelle, sondern nur einen Leierkastenmann. Aber das gute alte Sprichwort: »Wer tanzen will, dem ist bald aufgespielt«, bewahrheitete sich auch da bei mir. Es waren nicht mehr die jungen Aristokraten, mit denen ich seinerzeit in Prag und dann zwei Winter im Eislaufverein getanzt hatte, sondern Kommis¹⁸⁵ aus den Mariahilfer Geschäften, die die Mittagspause benützten, um sich mit mir bei der Musik der Drehorgel mehr schlecht als recht zu drehen, bis eines Mittags mein Mann erschien, um sich von den Fortschritten seiner Tochter zu überzeugen. Sie lief so graziös wie ein mittelgroßer Elefant. Er war aber ganz begeistert, fand sogar für sie höchste Worte des Lobes und meinte, es sei jetzt ganz überflüssig, dass ich sie begleite. Nach weiteren sechs Jahren wiederholte sich dieses Manöver bei unserem älteren Sohn und zwei Jahre später bei unserem jüngeren.¹⁸⁶ Da dieser mit fünf Jahren »so kleine Füße« hatte, dass ihm meine Schuhe und Schlittschuhe wie angegossen passten, überließ ich sie ihm und sagte dem Eislauf auf ewig »Valet«.¹⁸⁷

36

Waren die Eltern bei aller Liebe und Güte gegen mich als Kind streng gewesen, so gab es für die kränkliche Mine nie einen Verweis. Sie verlangten von ihr nur eines: dass sie gesund werde. Man war glücklich, wenn sie einen Tag nicht fieberte. Bevor sie ausgehen durfte, machte einer nach dem andern bei ihr Thermometerstudien. Ging sie einmal doch aufs Eis oder im Sommer schwimmen, war sie bestimmt den nächsten Tag krank. Bevor man sie in die Schule gehen ließ, gab es eine Menge von Vorbedingungen: Im Winter durfte es nicht zu kalt oder windig sein, sie durfte Tage vorher nicht geniest haben. Im Sommer durfte es nicht regnen, es durfte aber auch nicht zu heiß sein. Dass daher ihre Schulzeugnisse nicht Ausstellungsobjekte wurden, kann man sich vorstellen.

¹⁸⁵ Kommis: Kaufmannsgehilfe.

¹⁸⁶ Wolfgang (geb. 27. März 1896) und Georg (geb. 30. November 1898).

¹⁸⁷ Valet (lat. vale, valete): lebe, lebt wohl.

Den Eltern aber war das ganz gleichgültig. Sie hörte nie einen Tadel über eine schlechte Note. Später spielte sie sehr hübsch Klavier, aber unter Ausschluss der Öffentlichkeit. Ahnte sie, dass jemand im Nebenzimmer war, machte sie sofort Fehler. Sie war derart scheu, dass sie, wenn Fremde da waren, schwer zu bewegen war, ins Zimmer hereinzukommen. Freude am Lernen hatte sie nie. Trotzdem gefiel sie und erhielt manche Anträge. Aber keiner der Brautwerber gefiel ihr und noch weniger den Eltern. Sie war kein heiterer Mensch, immer verdrossen. Mama klagte, dass man ihr mit nichts eine Freude bereiten könne. Brachten ihr die Eltern Theater- oder Konzertkarten, nahm sie sie gleichgültig entgegen. Sie machte mit meinem Mann und mir Reisen nach Italien und Frankreich, ohne dass es ihr eigentlich ein Genuss gewesen wäre. Papa bemühte sich, sie zu verheiraten, da er hoffte, dass sie dann lebensfreudiger werden würde.

In einer Gesellschaft lernte ich einen jungen Mann kennen¹⁸⁸, der mir für sie passend schien. Er war Doktor juris in fester Stellung bei der Kommune Wien, nicht allzu gebildet, aber sehr musikalisch und ein lustiger Mensch, was mir für sie wichtig schien. Ich lud ihn ein, er gefiel ihr ganz außerordentlich, aber Mama war entsetzt über seinen Mangel an Benehmen. Mine hatte Feuer gefangen und brannte lichterloh. Sie war so verliebt, dass sie den Kopf verloren hatte. Sie war wie ausgewechselt, lustig, lachte, freute sich täglich auf sein Kommen. Trotzdem er den Eltern täglich weniger gefiel, wagten sie nicht, »Nein!« zu sagen, da sie sahen, wie teuer er Mine wurde. Auch mein Mann und ich merkten, dass er nicht zu uns passte. Er war kein schlechter Mensch, war ein zärtlicher Sohn, aber takt- und rücksichtslos. Einen Witz anzubringen, selbst auf die Gefahr hin, einen anderen tödlich zu verletzen, konnte er sich nicht enthalten. Seine Toilette war sauber, aber eher die eines Arbeiters als eines Akademikers. Bei strahlendstem Sonnenschein, in größter Hitze, aber auch bei größtem Frost im Schnee, trug er immer den gleichen Lodenmantel und Lodenhut. Zu den Mahlzeiten pünktlich zu kommen war ihm lästig. Saß man bei Tisch, und es war ihm heiß, wollte er den Rock oder den Kragen ablegen, während Papa sich vor jeder Mahlzeit, wenn eine Dame bei Tisch saß, den schwarzen Kaiserrock anzog. Emil H. war ein Feind äußerer Formen, auf die gerade meine Eltern so großen Wert legten.

Die Plagen, die Gott über Pharao schickte¹⁸⁹, waren nichts im Vergleich zu dem, was die arme Mine schon in der Zeit ihres Brautstandes von Emil erleiden musste. Er respektierte sie nicht, machte sich aus ihr, wie der Wiener sagt, einen Narren. Er respektierte übrigens niemanden außer meinem Mann, vor dem hatte er hohe Achtung. Trotzdem gab er ihm, wie allen anderen Menschen, einen Spottnamen: »Ernst, der Furchtbare«. Mich nannte er wegen meiner Sparsamkeit, einer Eigenschaft, die er verachtete,

188 Emil Heller (1864–1917): Hof- und Gerichtsadvokat.

189 Zehn biblische Plagen (»Landplagen«) nach Mose 2 (Exodus) 7,14–11,1.

»die arme Reiche«. Papa hatte den Beinamen »der letzte Ritter des ancien régime«¹⁹⁰, der aber wirklich für ihn passte.

Zur Illustration seiner schlechten Witze möchte ich Folgendes erzählen: Seine älteste Schwester gab dem Brautpaar zu Ehren eine große Gesellschaft. Emil entstammte einer reichen Wiener Fabrikantenfamilie, der jüngste von zehn Geschwistern, die alle bereits lange verheiratet waren.¹⁹¹ Einige von ihnen hatten schon verheiratete Kinder, die ebenfalls an diesem Abend geladen waren, um Mine kennen zu lernen. Im Ganzen vielleicht sechzig Familienmitglieder. Nach dem Souper kam einer nach dem anderen zu Mine, sie möge etwas deklamieren! Die arme Mine hatte meines Wissens nicht nur nie deklamiert, sondern vielleicht nicht einmal ein einziges Gedicht jemals auswendig gelernt. Als sie sich dem Ansturm der sie Umdrängenden nicht erwehren konnte, begann sie zu weinen. Da stellte sich folgendes heraus: Ihr Bräutigam hatte seiner Schwester erzählt, dass Mine besser deklamiere als jede Burgschauspielerin, nur habe sie die Eigenheit, sich erst lange bitten zu lassen. Bevor nicht jeder einzelne der Gäste sie darum anspreche, sei es ihr Grundsatz, sich nicht zu produzieren. Aber dafür sei es dann ein unerhörter Kunstgenuss, ihr zuzuhören.

Den zweiten Besuch machte er mit ihr bei der zweitältesten Schwester. Diese, ein Blaustrumpf¹⁹², sprach nur zu gern von ihren »Gesammelten Werken«. Am Weg sagte Emil zu Mine: »Ich möchte dich ein bisschen informieren, wie du dich bei jedem einzelnen meiner Familie benehmen sollst, denn mir liegt daran, dass du einen guten Eindruck machst. Der Schwager, zu dem wir jetzt gehen, ist ein sehr gebildeter Mann, aber leider stocktaub. Mit dem musst du schreien. Meine Schwester ist eine ungebildete Gans, interessiert sich nur für die Küche. Sprich mit ihr nur vom Kochen.« Wie befohlen, so getan. Mine brüllte dem Schwager ins Ohr, bis sie heiser war, und sprach mit der Schwägerin, was ihr nicht schwerfiel, da Mine eine vortreffliche Köchin war, nur über Kochrezepte. Erfolg: Nach einer Zeit sagte der Schwager: »Entschuldige, liebe Mine, meine Bitte. Ich neige zu Kopfschmerzen, und wenn man mit mir so schreit, bekomme ich leicht eine Migräne; ich bitte dich, wenn du mit mir sprichst, etwas leiser.« Er war ganz blass und hielt sich den Kopf. Nach einer Weile sagte die Hausfrau: »Es ist sehr

190 Ancien Régime (frz.): »frühere Regierungsform«, »alter Staat«, ursprünglich der bourbonische Staat vor der Großen Französischen Revolution (1789 ff.), dann verallgemeinert für jedes veraltete, anachronistische Staats- und Gesellschaftssystem.

191 Emils Vater Heinrich Heller (1814–1899): Seidenfabrikant; seine älteren Geschwister waren Emilie verh. Nathan (1844–1892), Moriz (1845–1936), Alois Michael (geb. 1848), Bertha verh. Steiner (geb. 1850), Hermine, verh. Sachs (geb. 1853), Bernhard (1855–1933), Mathilde verh. Pollak (geb. 1857), Michael (geb. 1858), Louise verh. Bloch (1861–1921).

192 Blaustrumpf: aus London seit dem späten 18. Jahrhundert stammende spöttische Bezeichnung für gebildete, berufstätige, politisch interessierte und emanzipierte Frauen.

erfreulich, dass heutzutage ein junges Mädchen sich so für die Hauswirtschaft und für das leibliche Wohl ihres Zukünftigen interessiert. Liest sie aber auch hie und da mal eine Zeitung?»

Je näher die Eltern den Emil kennen lernten, desto verzweifelter war ihnen der Gedanke an ein Zusammenleben mit ihm. Wir saßen einmal beim Mittagessen, als Mama ohne Hut zu Ernst und mir kam. Sie weinte: »Ich kann die Mine diesen Menschen nicht heiraten lassen! Er ist ein Narr! Er zerstört unser Familienleben! Ich bitte Euch, lasst das Essen stehen und kommt mit zu uns hinüber und redet der Mine zu, dass sie die Verlobung löst.«

Meine Schwiegermutter und wir liefen mit ihr zu Mine. Wir fanden sie in Tränen aufgelöst. Was war geschehen? Trotzdem die Trauung zu Hause sein sollte, hatte Mine gewünscht, in einem Brautkleid zu heiraten. Er aber wehrte sich gegen einen Frack. Er wollte im Reiseanzug getraut werden. Er besitze keinen Frack, er werde auch später nie einen anziehen, es sei daher schade ums Geld für die Anschaffung. Ihn von Mine als Geschenk anzunehmen, lehnte er brüsk ab. Tage zuvor hatte er der Mine gesagt, er spiele im Kaffeehaus mit einem Tandler¹⁹³ Tarock¹⁹⁴ (die Eltern waren darob so erschrocken, dass sie fast in Ohnmacht fielen), der habe ihm gesagt, er habe von einem Kellner einen alten Frack gekauft, den würde dieser ihm billig überlassen. Kann man sich meinen armen Papa vorstellen? Sein Schwiegersohn heiratet in einem von einem Kellner abgelegten Frack! Papa demütigte sich, hob die Hände bittend auf, er möge von ihm den Frack als zukünftiges Geburtstagsgeschenk annehmen, vergebens! Er sagte: »entweder – oder«.

Die arme Mine ging am nächsten Tag zu dem bezeichneten Tandler, um den Frack zu besichtigen. Beim Eintreten in das Geschäft wunderte sie sich zwar, dass da keine alten Kleider hingen, sondern nur herrliche, alte Bilder und prachtvolle Kunstgegenstände. Sie stellte sich dem eintretenden Herrn als Braut des Dr. H. vor, mit dem er ja Tarock spiele, worauf der sie sehr liebenswürdig aufforderte, Platz zu nehmen, und fragte, womit er dienen könne. Sie bat ihn, ihr den alten Frackanzug, den ihr Bräutigam zu kaufen wünsche, zu zeigen. Der Besitzer des Geschäftes starrte sie erst einen Moment entsetzt an, packte dann ein Fauteuil, schob es zwischen sich und sie und rief »Rudolf, herein, werfen Sie die Person hinaus!« Ein Diener erschien. Die arme Mine, die nie sehr geistesgegenwärtig war, dachte, er sei irrsinnig, und begann vor Schreck laut zu weinen und zu schluchzen. Als der Herr die Tränen sah, fürchtete er, sich doch geirrt zu haben, und fragte, zu wem sie habe eigentlich gehen wollen? Sie nannte noch

193 Tandler (bair.-österr.): Trödler, Kleinwarenhändler.

194 Tarock: in der österreichisch-ungarischen Monarchie beliebtes Kartenspiel, an dem sich drei oder vier Personen beteiligen können.

einmal seinen Namen und erzählte ihm, dass ihr Bräutigam sie mit diesem Auftrag hergeschickt habe. Jetzt begann der Herr laut zu lachen und sagte: »Einer der bekanntesten Witze des Herrn Doktor, entschuldigen Sie, Fräulein, das Missverständnis, aber es kommt so oft vor, dass man uns unter einem Vorwand aus dem Geschäft ruft, um hier zu stehlen, dass mich meine Menschenkenntnis diesmal im Stich gelassen hat.«

Mine kam in einem solchen Zustand nach Hause, dass Mama uns zu Hilfe rief, um ihr jetzt zur Lösung der Verlobung zuzureden. Sie war schon halb umgestimmt, als Emil erschien. In seiner milden und vornehmen Art sagte ihm Papa, wir alle seien zur Ansicht gekommen, dass wir nicht zueinander passen, und er möge die Verlobung lösen. Dr. H. antwortete in einer so verletzenden Weise, dass Papa zur Türe ging, sie öffnete und mit der Hand hinausweisend sagte: »Dann haben wir bestimmt miteinander nichts weiter zu reden.« Emil ging tatsächlich hinaus, aber Mine sprang auf, lief ihm nach, fiel ihm um den Hals und sagte: »Papa, ich kann ohne ihn nicht leben.« Die Eltern wechselten einen Blick. Papa wurde kalkweiß, strich sich mit der Hand über die Stirne und sagte: »Marie, dann müssen wir eben doch den Weg zu ihm finden«, ging auf ihn zu und reichte ihm die Hand. Drei Wochen später wurde die Hochzeit gefeiert. Sie im Brautkleid, Emil, wie er es sich vorgenommen hatte, im schäbigen Reiseanzug.

Ich habe nie eine glücklichere Braut gesehen. Sie, die doch die Eltern über alles geliebt hatte, ging lachend fort, ohne ein Wort des Abschieds. Wir alle gingen mit ihr bis zur Treppe. Sie winkte uns, die Stufen hinabspringend, mit strahlendem Gesicht zu und rief: »In vier Wochen bin ich ja wieder da.« Wie sie unseren Blicken entschwunden war, sagte Mama bitter: »Allzu schwer ist ihr der Abschied nicht gefallen«, die Stimme zitternd vor verhaltenem Weinen. Papa streichelte ihr die Hand: »Wir wollen doch nichts anderes, als dass das Kind glücklich wird. Vielleicht wird sie ihn in der Ehe erziehen, und er wird sich ändern.«

Sie konnte ihn aber nicht erziehen, und er hat sich nicht geändert. Sie wurde mit ihm sehr unglücklich, wollte sich aber nicht scheiden lassen. Sie hatten nur einen Sohn, Robert, den Emil und Mine sehr liebten und den keiner dem anderen überlassen wollte. Da Emil wusste, dass sie auf das Kind nie verzichten werde, quälte er sie zwanzig Jahre lang bis zu seinem Tode (7. März 1917). Meine Eltern hassten ihn. Er rühmte sich, ein Wiener zu sein, der sich nicht in unsere »spanische Hofetiquette« hineinfinden könne.

Mine, die als Mädchen in einem Paradiese lebte, aber darin verdrießlich und unzufrieden war, war selbst in der Hölle ihrer Ehe lustig, eine wunderbare Hausfrau, hatte an ihrer Häuslichkeit Freude und lebte nur für ihren Buben. Das Verhältnis zwischen mir und ihr, welches das denkbar zärtlichste war, wurde nach Mamas Tode kühler.

Das kam so: Es stellte sich heraus, dass Emil ihr ganzes Vermögen verspielt hatte. Mein Mann hatte durchgesetzt, dass Emil ehrenwörtlich versprach, eine kleine Erbschaft, die er eben erhalten hatte, ihr als Ersatz notariell sicherzustellen. Als wir eines

Abends mit Emil über die Mariahilferstraße gingen, erinnerte ihn mein Mann an dieses Versprechen, worauf er ihm antwortete: »Papperlapapp, das habe ich ja nie ernst gemeint.« Mein Mann hatte seines Vaters Jähzorn geerbt. Kaum hatte Emil das ausgesprochen, als ihn mein Mann unter den Achseln packte, in die Höhe hob, in der Luft schüttelte und ihn mit allen Schimpfworten, die er je im Leben gehört hatte, anschrie. Emil brüllte vor Angst. Im Nu umstand uns eine vielköpfige Menge. Ein Polizist drängte sich mit Mühe an meinen Mann heran und befreite den in der Luft Zappelnden mit gutem Zureden aus meines Mannes Händen. Begreiflicherweise verbot Emil seiner Frau den Verkehr mit uns. Mine besuchte uns trotzdem gelegentlich, und Robert wurde ein Spiel- und Schulgefährte meiner Buben; aber erst nach seinem Tode, nach einer Pause von neun Jahren, wurde unser Verkehr frei und ungezwungen. Ist man aber erst lange Zeit außer Kontakt gewesen, wird es nie mehr wie einst.

37

Obwohl man eigentlich nach so vielen dazwischenliegenden Jahren das Wesen eines Menschen sollte beurteilen können, bin ich mir auch heute noch nicht klar, woran es lag, dass mein Mann, wohin er kam, gleich eine dominierende Stellung einnahm. War es das, was Goethe den Zauber der Persönlichkeit nennt?¹⁹⁵ Oder fühlten die Menschen in Ernst eine Herrschernatur? Er hatte keine Feinde, aber auch keinen »Freund« in des Wortes landläufiger Bedeutung, wohl aber Bewunderer. Er hielt jeden auf Distanz, ließ außer mir keinen anderen einen Einblick in sein Inneres nehmen. Dabei war er aber immer für Bekannte gefällig und bereit, sich voll und ganz in der anderen Dienst zu stellen. Es gibt keinen Menschen auf der Welt, der ihn vergeblich um einen Dienst oder Unterstützung angesprochen hätte.

Eines Abends trafen wir einen Freund unseres Hauses, Baron Potier des Echelles¹⁹⁶, der erzählte, er gehe zu einer Gesellschaft, wo man nach dem Muster der Deutschen Kolonialgesellschaft¹⁹⁷ einen Verein gründen wolle: »Gehen's, lieber Doktor, kommen's mit, es wird Sie interessieren.« Mein Mann lehnte ab, ich redete ihm zu, da ich immer froh war, wenn er neue Anregungen empfang. Er kam zurück in tiefer Nacht. »Der Ver-

195 Viele Zeitgenossen Goethes berichten fasziniert vom unwiderstehlichen »Zauber seiner Persönlichkeit«.

196 Rudolf Freiherr Potier des Echelles (1836–1912): Offizier im k. u. k. General-Stabskorps, Verfasser politischer und militärwissenschaftlicher Schriften.

197 »Deutsche Kolonialgesellschaft«: gegründet 1887 in Berlin, ca. 15.000 Mitglieder aus Politik, Industrie, Handel und Bankwesen, forderte die wirtschaftliche Erschließung bestehender und neuer Ackerbau- und Handelskolonien, Vereinsorgan: »Deutsche Kolonialzeitung«.

ein hat sich konstituiert¹⁹⁸, der Präsident ist Fürst Alfred Wrede¹⁹⁹, ich Vizepräsident.« Ich setzte mich im Bett auf, glaubte, mich verhört zu haben, und fragte: »Was hast du gesagt?« Er wiederholte dasselbe noch einmal. »Du verstehst doch nichts davon.« »Vermutlich die anderen noch weniger. Das müssen sie gleich herausgefunden haben, denn am Nachhauseweg sagten sie mir, dass sie – wenn sie nicht des Namens wegen einen Fürsten brauchen würden – lieber mich zum Präsidenten gehabt hätten.«

Wenn mein Mann etwas in die Hand nahm, dann ordentlich. Am nächsten Morgen ging ein Brief an den Sekretär der deutschen Kolonialgesellschaft ab, mit der Bitte, ihm die einschlägige Literatur und die Fachblätter namhaft zu machen, die er dann auch gründlich studierte. Hierauf setzte er sich mit österreichischen Konsuln in Übersee in Verbindung. So erfuhr er, dass ein großes Territorium in Afrika, Uganda, gegen eine verhältnismäßig bescheidene Summe zu verkaufen wäre.²⁰⁰ Graf Gołuchowski war damals Minister des Äußern.²⁰¹ Ohne den Präsidenten der Gesellschaft zu verständigen, telefonierte er, dass er dem Minister eine wichtige Mitteilung zu machen habe und augenblicklich mit ihm zu sprechen wünsche. Er wurde sogleich vorgelassen und unterbreitete ihm das Projekt. Gołuchowski war begeistert. Am nächsten Tag, einem Sonntag, hatten wir wie immer unseren »Jour fixe«, den Vormittagsempfang.²⁰² Um 11 Uhr wurde Ernst von Seiner Exzellenz angerufen und gebeten, sich zu ihm zu bemühen. Mein Mann entschuldigte sich, da wir selbst Gäste hätten, und fragte, ob er nicht am nächsten Tag vorsprechen dürfe. Gołuchowski sagte, es interessiere ihn die Sache derart, dass er bitte, Ernst in unserer Wohnung fünf Minuten stören zu dürfen. Tatsächlich kam er ein paar Minuten später und besprach die Uganda-Angelegenheit noch einmal, seine Bedenken äußernd. Nach Beendigung der Konferenz erwähnte mein Mann, dass sich unter unseren Gästen im Salon eine seiner Bekannten, die Fürstin Lubomirska, befinde.²⁰³ Daraufhin gesellte sich Gołuchowski zu den anderen Gästen und ging als letzter weg. Erst jetzt wurde eine Sitzung einberufen: Alle Herren waren einig, dass dies für Österreich eine ganz große Sache werden könne. Aber die Militärpartei war gegen

198 Österreichisch-Ungarische Kolonialgesellschaft, gegründet 1894.

199 Alfred Carl Johann Friedrich Georg Fürst von Wrede (1844–1911).

200 Vgl. Ernst Franz von Weisl: *Die ostafrikanische Besiedelungsfrage*. In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 4. September 1903.

201 Agenor Maria Adam Graf Gołuchowski (1849–1921): 1895–1906 k. u. k. Außenminister.

202 Siehe Wolfgang von Weisls Autobiographie (LWV 165): »Es gab oft Empfänge und Gesellschaften, jeden zweiten Sonntagvormittag war Mama »at home« oder hatte, wie man damals sagte, ihren »Jour«, und empfing die Bekannten, die an diesem Tage unangemeldet kamen.«

203 Vermutlich Elisabeth Lubomirski geb. de Vaux (1866–1940): Gattin des polnischen Prinzen Władysław Lubomirski (1866–1934).

das Projekt: Man solle nicht Deutschlands Unwillen erregen, welches dagegen war, dass Österreich auch nur eine einzige Kolonie besitze.

Als Ernst sah, dass sich in punkto Kolonialpolitik in Österreich nichts erreichen lasse, verfasste er neue Statuten und machte aus der »Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft« einen Unterstützungsverein für Aus- und Rückwanderer. Österreich hatte damals einen großen Prozentsatz an beiden Gruppen. Die für Auswanderungen nach Kanada zuständige Gesellschaft »Canadian-Pacific-Railway« beschäftigte damals ein Heer von Agenten in Galizien, die Bauern unter Vorspiegelung großer Reichtümer ins Land lockten. Ernst schrieb einen Artikel in der »Neuen Freien Presse«²⁰⁴, in dem er an Hand von Zahlen nachwies, dass dies leere Versprechungen waren. Als trotzdem die Gesellschaft ihren lukrativen Betrieb in Galizien fortsetzte, ging er zum Minister des Äußeren und sagte ihm: »Exzellenz, wenn Österreich eine Schlacht verlieren würde, kämen wir nicht um so viele Untertanen wie durch diese Umtriebe.« Es war aber unterdes ein neuer Mann österreichischer Außenminister geworden²⁰⁵: Er versprach, einzugreifen, aber tat nichts. Da schrieb mein Mann einen zweiten Artikel, schickte beide Artikel sub Couvert an den Thronfolger.²⁰⁶ Früh um 8 Uhr, wir saßen gerade beim Frühstück, ratterte das Telefon. »Hier Kammervorsteher Sr. Kais. Hoheit. Seine Kais. Hoheit bittet Herrn Doktor, sich sofort zu ihr zu bemühen, er bittet ferner – zur Vermeidung eines Zeitverlustes – im Straßenanzug zu erscheinen.«

So legte mein Mann sein Butterbrot ungegessen auf den Teller und fuhr ins Belvedere.²⁰⁷ Am selben Vormittag noch wurde die Statthalterei in Galizien vom Ministerium des Äußeren in Wien verständigt, und nach 24 Stunden waren sämtliche Agenten der »Pacific« aus Galizien ausgewiesen.

Fürst und Fürstin Wrede wurden unsere lieben Freunde. Wir trafen auch in unserem Hause mit Theodor Herzl zusammen²⁰⁸, den der Fürst verehrte. Wir blieben durch mehr als zwanzig Jahre, bis zum Tode des Fürsten, in regem Verkehr, trotzdem er bereits nach einem Jahr seine Präsidentschaft in der Kolonialgesellschaft niedergelegt hatte. Er erklärte, dass er doch von der Sache nichts verstehe, der Doktor Weisl solle de facto Präsident werden. So blieb es mein Mann auch bis zum Jahre 1914. Es war ihm vergönnt,

²⁰⁴ Nicht ermittelt.

²⁰⁵ Alois Lexa Freiherr von Aehrenthal (1854–1912): 1906–1912 österreichisch-ungarischer Außenminister.

²⁰⁶ Erzherzog Franz Ferdinand von Österreich-Este (1863–1914): nach dem Suizid von Kronprinz Rudolf (1889, siehe Anm. 64) Thronfolger.

²⁰⁷ Schloss Belvedere (ital. »schöne Aussicht«): erbaut 1714–1723 von Johann Lucas von Hildebrandt für Prinz Eugen von Savoyen, den erfolgreichen Feldherrn in den Türkenkriegen.

²⁰⁸ Theodor Herzl (1860–1904): Begründer des politischen Zionismus, Vorbild für den revisionistischen Zionismus, wie ihn Wolfgang, der Sohn Ernst und Charlotte von Weisls, vertrat.

durch seine Tätigkeit vielen tausend Österreichern die Rückkehr in ihr Vaterland zu ermöglichen.

38

Auf einem Weg zum Abendbesuch bei den Eltern wurden wir von einem Kollegen meines Mannes angesprochen, der erzählte, es habe sich eine Gesellschaft unter Vorsitz des Dr. Herzl gebildet²⁰⁹, die den Juden eine rechtlich gesicherte Heimstätte in Palästina gründen wolle. Heute halte Dr. Herzl einen Vortrag im Hotel »Zur Goldenen Birne«²¹⁰, vor dessen Tor wir eben standen. Ich musste Ernst wieder lange zureden, bevor er hineinging und mich allein zu den Eltern gehen ließ. In später Nacht, glühend vor Begeisterung, in einem Zustand höchster Erregung, kam er zurück und erzählte, dass er in die Organisation eingetreten ist und zum Obmann für die Bezirke Mariahilf und Neubau ernannt wurde.²¹¹ Gleich morgen werde er zu Herzl gehen, um sich von ihm informieren zu lassen. Von dem Tage an entwickelte sich zwischen den beiden Herren ein reger Verkehr. Herzl bezauberte ihn. Seine Art zu sprechen, ruhig, bedächtig, salonmäßig, war der meines Mannes diametral entgegengesetzt. Mein Mann wiederum, der in Österreich als der hervorragendste Fachmann in Auswanderungsangelegenheiten galt und sein Wissen jetzt der Organisation zur Verfügung stellte, wurde von Herzl bewundert. Mein Mann war ein Demagoge. Er hielt nie eine vorbereitete Rede. Fragte ich, »was wirst du sprechen?«, antwortete er: »Ich kann dir nur den ersten Satz sagen; das andere kommt von selbst.« Seine Stimme war, was die Gesangstechniker »tragend« nennen. (Das heißt, man hörte sie gleichmäßig gut in der ersten wie in der letzten Reihe. Dabei hatte sie einen Glockenklang, um den ihn ein Caruso²¹² hätte beneiden können). Da er überaus temperamentvoll war, überstürzten sich seine Worte. Kam er in Feuer und donnerte er, konnte man glauben, die Saaldecke stürze ein. Seine Reden wirkten wie Naturgewalten und hatten daher auf die Zuhörer die Wirkung des Ursprünglichen, Spontanen, aus tiefstem Herzen Kommenden. Herzl hingegen, ein blendender Redner,

²⁰⁹ Zionistische Weltorganisation: gegründet auf dem Ersten Zionistischen Weltkongress in Basel (29. bis 31. August 1897), in Wien gab es schon seit Sommer 1896 eine lokale Zionistische Vereinigung.

²¹⁰ »Zur Goldenen Birne«: Hotelrestaurant im 3. Wiener Gemeindebezirk Landstraße.

²¹¹ Mariahilf und Neubau: seit 1861 sechster und siebter Gemeindebezirk. Ernst Franz Weisl übernahm den Vorsitz dieser zionistischen Ortsgemeinden 1898, legte ihn aber schon zwei Jahre später wieder zurück, vermutlich wegen gravierender Meinungsverschiedenheiten mit Herzl hinsichtlich zionistischer Siedlungsprojekte (vgl. S. 61).

²¹² Enrico Caruso (1873–1921): weltberühmter, aus Neapel stammender Operntenor.

rundete seine Sätze ab, machte Kunstpausen, jede Rede war ein forensisches Kunstwerk. Wurde eine Versammlung mit einem der beiden Herren als Redner angekündigt, musste die Polizei wegen Überfüllungsgefahr einschreiten. Einmal sagte Herzl nach einer Rede meines Mannes, die jeden Augenblick von so brausendem Beifall unterbrochen wurde, dass er kaum weitersprechen konnte: »Wenn Sie mich gefragt hätten, ob Sie diese Rede halten sollen, hätte ich ›Nein!‹ gesagt. Sie wirken ohnehin immer auf die Massen so aufreizend, dass ich mich fürchte, die Leute ziehen die Messer und gehen auf die Gasse.«

Die Freundschaft der beiden Herren wurde immer inniger. Trotzdem Herzl eine merkwürdige Frau hatte²¹³, verkehrten wir ihm zuliebe auch viel in seiner Familie. Je glücklicher mein Mann in seinem Heim war, desto mehr bedauerte er Herzl wegen der Kränkungen, welche ihm diese Frau zufügte. Ein Beispiel: Mein Mann wurde von Herzl zu einer Sitzung gebeten. Im letzten Augenblick telefonierte Herzl, dass er schwer erkältet sei und daher nicht ausgehen möchte, die anderen Herren hätten schon zugesagt, zu ihm zu kommen. Er wohnte im Cottage²¹⁴, also ziemlich entlegen, trotzdem fanden sich alle pünktlich auf die Minute bei ihm ein. Herzl fieberte, saß schwer erkältet vor seinem Schreibtisch, hatte aus Rücksicht auf die Herren, um sie nicht anzustecken, ihre Sitze an das entgegengesetzte Ende des sehr großen Zimmers stellen lassen. Die Beratung begann. Die Sachen waren wichtig, schwer zu erledigen, die Meinungen verschieden. Ohne anzuklopfen, trat auf einmal Frau Herzl ein und sagte: »Ich habe heute Lust, in die Oper zu gehen. Es ist jetzt 6 Uhr, schicke die Herren weg, mach dich fertig, und wir fahren.« Herzl, dessen hervorragende Eigenschaft ein subtiles Feingefühl war, wurde rot bis in die Haarwurzeln. »Die Herren waren so liebenswürdig, so weit zu mir herauszukommen, aus Rücksicht auf meinen Gesundheitszustand und die Wichtigkeit der Konferenz.« »Du hast einen gewöhnlichen Schnupfen, und wir gehen heute in die Oper.« Er wurde noch verlegener: »Julie, fahre allein. Ich kann heute nicht gehen.« Stand auf, ging zur Türe und wies sie hinaus. Die Beratung wurde jetzt etwas schleppender, Herzl war sichtlich nicht bei der Sache. Nach einer halben Stunde öffnet sich die Türe, im tief dekolletierten Samtkleid tritt Frau Julie herein und sagt: »Der Wagen wartet.« Mein Mann sprang auf und sagte nicht sehr höflich: »Ich bitte die Herren, mit mir wegzugehen, damit die gnädige Frau ungestört ins Theater fahren kann.« Herzl war die Elegance in Person, in seiner Sprache, in seinen Bewegungen, in seiner Toilette. Man kann sich daher vorstellen, wie aufgeregt er war, als er mit einem Sprung aus seinem Fauteuil zu meinem Mann trat, ihm beide Hände auf die Schultern legte und die

²¹³ Herzl war seit 1889 mit Julie Naschauer (1868–1907) verheiratet, Tochter eines ebenfalls aus Budapest stammenden, sehr vermögenden jüdischen Wiener Geschäftsmannes.

²¹⁴ Cottage: zwischen 18./19. Wiener Gemeindebezirk (Währing/Döbling) gelegene vornehme Wohngegend.

Worte überstürzend schrie: »Das dürfen Sie mir nicht antun! Sie werden mich doch nicht, den ich für meinen Freund halte, die Taktlosigkeit meiner Frau entgelten lassen!«, nahm die Frau beim Arm, ging mit ihr aus dem Zimmer und blieb ziemlich lange weg. Mein Mann, der sehr empfindlich war, wurde von den Herren beruhigt. Als Herzl dann leichenblass zurückkam, Schweiß auf der Stirn, sagte ihm mein Mann, ihm mitleidig die Hand reichend: »Sie sind schwer krank. Sie haben hohes Fieber. Sie gehören ins Bett. Ich gebe Ihnen mein Wort, dass ich nicht beleidigt bin und dass auch die Herren es selbstverständlich finden werden, dass wir die Sitzung abbrechen und alle noch einmal herauskommen, sobald Sie fieberfrei sind.« Herzl wehrte sich so schwach, dass alle sahen, dass er wirklich ins Bett wollte.

Eine Zeit später kam Max Nordau nach Wien.²¹⁵ Ich gab ihm zu Ehren ein Souper mit anschließendem Rout²¹⁶, der sehr animiert verlief. Herzl hatte für Nordau schon vorher ein großes Bankett organisieren lassen – das Couvert zu zwanzig Kronen²¹⁷, damals eine ungewöhnliche Sache. Trotzdem meldeten sich etwa zweihundert Personen, die Nordau – damals vielleicht der berühmteste Schriftsteller und Denker – kennen lernen wollten. Nordau war für denselben Abend bei Rothschild²¹⁸ zu einem Rout geladen, der für die zionistische Sache hochwichtig war. Daher hatte er gebeten, mit dem Essen Punkt sieben zu beginnen – vor allem, weil ja viele Tischredner gehört werden wollten. Als wir Punkt dreiviertelsieben eintraten, waren schon über fünfzig Personen und Dr. Nordau anwesend. Um 7 Uhr waren alle Gäste da, nur zwei Personen fehlten – der Arrangeur Dr. Herzl und seine Frau. Nordau zog alle fünf Minuten die Uhr, zappelte von einem Fuß auf den andern. Die Herzls erschienen nicht. Es wurde viertel acht, es wurde halb acht. Trotz der zweihundert Menschen im Saal war es totenstill. Niemand sprach. Da man Nordaus Aufregung sah, waren alle nervös. Nordau wandte sich zu mir: »Es muss bei Herzls etwas passiert sein. Dürfte ich Sie bitten, die Rolle der Hausfrau zu übernehmen und zu Tisch zu rufen?« Ich war sehr verlegen, weil ich wusste, dass Frau Dr. Herzl mir das nie verzeihen würde. Zum Unglück kam jetzt der Oberkellner

215 Max Nordau (eigtl. Maximilian Simon Südfeld, 1849–1923): wie Herzl aus Budapest stammender, in Paris lebender Arzt, Politiker und Journalist (u. a. Auslandskorrespondent der »Neuen Freien Presse«), Mitbegründer der Zionistischen Weltorganisation, mit Herzl (den er 1892 in Paris kennengelernt hatte) führender Vertreter des deutschsprachigen Zionismus, hielt am 25. Januar 1899 im Großen Wiener Musikvereinssaal einen Vortrag über *Strömungen im Judenthum* (siehe S. 62 f.).

216 Rout (engl.): Abendgesellschaft.

217 Krone: heutiger Kaufwert ca. 5 Euro.

218 Albert Salomon Anselm Freiherr von Rothschild (1844–1911): Direktor der Wiener Rothschild-Bank, Mehrheitseigner der »k. k. privilegierten Österreichischen Credit-Anstalt für Handel und Gewerbe« (CA), der größten Bank Österreich-Ungarns; galt zu Beginn des 20. Jahrhunderts als reichster Europäer.

auf mich zu und sagte vor Nordau: »Gnädigste, ich bin unschuldig, wenn die Speisen nicht tadellos sein werden, aber eine Stunde aufwärmen verträgt kein Essen.« Nordau sah auf die Uhr: drei viertel acht! In dem Augenblick kamen Herzl und Frau. Beide schön wie ein Bild. Er groß, schlank, ein edler Kopf, sie klein, goldblond, rundlich, eine schöne Frau! Er ging auf Nordau zu, war bald rot, bald blass und sagte: »Ich habe mich so unverzeihlich benommen, dass ich nicht um Entschuldigung bitte, denn ich weiß, es gibt keine. Wir sind pünktlich vom Hause weggefahren. Als wir eben beim Schottentor waren²¹⁹, erklärte meine Frau, sie sei schlecht angezogen, sie müsse das große Abendkleid anziehen. Ich musste noch einmal mit ihr zurückfahren. Daher die Verspätung.« Mir Unglückswurm hatte man den Ehrenplatz zwischen Nordau und Herzl angewiesen. Zu Nordaus Rechten saß Frau Dr. Herzl. Nordau kochte vor Zorn. Herzl war so aufgeregt, dass ihm die Hand zitterte. Man bot mir den Fisch an, nach mir dem Herzl, der mit einer Handbewegung ablehnte. Dasselbe tat Nordau. Ich dachte: »Jetzt kann nur ein Witz aus dieser Situation helfen. Ich hob das Tischtuch auf und blickte unter den Tisch, Herzl und Nordau fragten gleichzeitig: »Haben Sie etwas fallen gelassen?« »Nein, aber ich habe mir den Platz unter dem Tisch angesehen, auf dem ich viel lieber sitzen würde als zwischen Ihnen beiden.« Beide lachten laut auf, und der Abend war gerettet. Ich begann zu reden, sie antworteten. Während Frau Dr. Herzl sich mit ihrem Nachbarn zur Rechten unterhielt, führten wir drei ein sehr angeregtes Gespräch. Trotz dieser Aufregung wurde es ein mir unvergesslich schöner Abend. Als erster sprach der Hausherr Dr. Herzl, formvollendeter denn je. Als zweiter mein Mann, so fabelhaft, dass Nordau, mit seinem Glas zu ihm ging: »Das war die geistreichste Tischrede, die ich in meinem ganzen Leben gehört habe. Ich danke Ihnen für diesen Genuss.« Dann sprach Nordau selbst. Sonst ein blendender Redner, diesmal aber wohl indisponiert, fiel seine Rede gegen die seiner zwei Vorgänger ab. Gleich nachher ging Nordau fort, so dass die anderen angemeldeten Reden unterblieben.

Der Admiral Baron Bulka²²⁰, ein guter Freund des Hauses, sollte eine zweijährige Dienstreise antreten. Wir gaben ihm ein Abschiedsessen, zu dem wir auch Herzl und seine Frau einluden. Mein Mann hielt einen schönen Toast. Nach ihm sprach Herzl blendend, geistreich und witzig über ein ihm doch so fernliegendes Gebiet, wie es die Marine war. Nach ihm noch drei oder vier Herren, ebenfalls ganz ausgezeichnet. Die Stimmung hatte ihren Höhepunkt erreicht, als sich der Admiral erhob und dankte. Im Verhältnis zu den früheren Rednern, fast alle Berufsredner, sprach er schlecht. Als er geendet hatte, sagte Frau Dr. Herzl, die Tischdame meines Mannes, ganz laut: »Ich kann

219 Schottentor: urspr. eines der Tore der Wiener Stadtmauer, der Name geht auf das angrenzende, 1155 gegründete Schottenstift zurück.

220 Nicht ermittelt.

nicht begreifen, warum sich einer zu sprechen zwingt, der es nicht kann.« Man kann sich die Verlegenheit des Admirals vorstellen. Totenstille. Geistesgegenwärtig hob ich sofort die Tafel auf, bemühte mich im Salon sehr um den Admiral, aber dieser wartete nicht einmal den schwarzen Kaffee ab und hat mein Haus nie wieder betreten. Solche Anekdoten von Frau Dr. Herzl könnte ich noch viele erzählen. Man wird fragen: Was hat diesen taktvollen, geistreichen, liebenswürdigen, hochgebildeten Herzl an diese Frau gefesselt? Erstens war sie in seinen Augen eine Schönheit, und das erotische Moment hat bei ihm wohl eine große Rolle gespielt. Zweitens war sie eine vorbildliche Mutter. Herzl hatte seine drei Kinder vergöttert²²¹, sie über alle Begriffe geliebt, und er wusste sie bei dieser Mutter gepflegt, behütet, umsorgt. Drittens war sie eine fabelhafte Hausfrau. Ihre Wohnung hat vor Reinlichkeit geblüht. Sie war unglücklich, wenn sie durch Herzls gesellschaftliche Verpflichtungen gezwungen war, ihr Heim zu verlassen und unter Menschen zu gehen. Sie liebte ihren Gatten so sehr, dass sie jeden hasste, der ihr seine Gesellschaft auch nur für wenige Minuten entzog. Daher hasste sie vor allem den Zionismus, weil er Herzls Lebensinhalt geworden war, ihn Tag und Nacht beschäftigte und ihn dadurch letztlich auch seelisch ihr entzog.

Die zionistische Idee konnte sich in Wien nicht durchsetzen. Unter der Regierung Franz Josephs, der, obwohl ein treuer Diener seiner Kirche, den Antisemitismus verabscheute, lebten die Juden ohne Anfeindung, in behaglichem Wohlstand und konnten daher die Notwendigkeit auszuwandern, nicht begreifen. Als Herzl einsah, dass er trotz aller Vorträge nicht weiterkomme, berief er Nordau wieder einmal nach Wien, damit dieser den Zionismus in einem Vortrag propagiere. Er besprach mit ihm genau, was er sagen sollte. Als Redakteur der »Neuen Freien Presse« war es Herzl leicht gewesen, für diesen Vortrag ein großes Interesse zu erwecken, so dass nicht nur das geistige Wien und das reiche Judentum, die Rothschilds, Gutmanns²²², Springers²²³ etc., sondern auch der Adel mit Fürstin Metternich und ihrem Kreis den Saal füllten. Sie waren mit der

221 Pauline Herzl (1890–1930): starb nach jahrelangen Aufenthalten in Kliniken und Nervenheilanstalten mit knapp vierzig Jahren, vermutlich an den Folgen ihrer Morphiumsucht; Hans Herzl (1891–1930): Soldat im Ersten Weltkrieg, christlicher Konvertit, nahm sich nach dem Begräbnis seiner Schwester das Leben; Margarethe Gertrude Herzl (1893–1943): litt an schweren Depressionen, 1942 in Theresienstadt ermordet (auch ihr Sohn Stephan Theodor Neumann, Herzls letzter Nachkomme, beging Suizid).

222 Brüder Wilhelm Wolf Isaak (1826–1895) und David Gutmann (1834–1912): führende Industrielle in der Eisen- und Stahlproduktion, einflussreiche Mitglieder der Wiener Israelitischen Kultusgemeinde, betrieben zahlreiche soziale Projekte (Waisen- und Krankenhäuser).

223 Sigismund Baron von Springer (1875–1928): Bankier, seit 1911 verheiratet mit Valentine Noémi von Rothschild (1886–1969), Tochter von Albert Salomon Anselm und Bettina Caroline de Rothschild.

Absicht gekommen, sich für die zionistische Idee gewinnen zu lassen und sie finanziell zu unterstützen.

Aber was geschah? Statt für den Zionismus warb Nordau für den Sozialismus, damals gleichbedeutend mit Kommunismus, und als er seinen Vortrag mit den Worten schloss: »Der Zionismus wird sozialistisch sein oder gar nicht sein«, verließen alle den Saal als Feinde des Zionismus. Mein Mann sagte zu mir: »Nordau muss wahnsinnig geworden sein.« Herzl trat auf uns zu und sagte in unbeschreiblicher Aufregung: »Nordau hat den Zionismus in Wien erschlagen. Wie viele Jahre werde ich arbeiten müssen, um gutzumachen, was er heute vernichtet hat.« Und tatsächlich wurde in Wien der Zionismus Jahre hindurch als Wegbereiter kommunistischer Idee abgelehnt.

Die Zeitungen brachten haarsträubende Berichte über ein Pogrom in Russland.²²⁴ Mein Mann, der keine Fliege töten konnte, sondern, wenn er sie gefangen hatte, das Fenster öffnete, um sie hinauszulassen, war krank vor Schmerz und Mitleid bei diesen Nachrichten. Kolonisation und Einwanderung in Palästina gingen ihm zu langsam vorwärts. Da wurde ihm von Davis Trietsch ein Vorschlag unterbreitet, in Cypern Kolonien zu gründen²²⁵ – mit stillschweigender Unterstützung Englands. Schnurstracks rannte Ernst zu Herzl, setzte ihm diesen Kolonisierungsplan auseinander und schloss: »Lassen Sie uns einmal im Gegensatz zu unseren Glaubensgenossen, die gern viel reden, nur handeln.« Herzl aber war gegen Zypern, er sagte, dass das religiöse Moment für den Juden die Hauptrolle spiele. Mein Mann meinte, Zypern als Vorkolonisationsland zu betrachten²²⁶, denn es sei besser, die Juden einige Jahre dort unterzubringen, als sie in Russland totschiessen zu lassen. Herzl war nicht umzustimmen. Mein Mann, Widerspruch nicht gewöhnt, sagte zu Herzl: »Wenn ich materiell unabhängig wäre und Hebräisch sprechen könnte, würde ich die Führung in die Hand nehmen. Zwei Führer verträgt aber eine Sache nicht, daher trete ich zurück und räume Ihnen das Feld.« Herzl

224 Nach dem Attentat auf Zar Alexander II. (1881) gab es in Russland jahrzehntelang Pogrome: das entsetzlichste und bekannteste zu Pessach (6./7. April) 1903 in Kischinew, bei dem etwa 50 Juden getötet und ca. 400 verletzt wurden. Danach wurde zum ersten Mal eine jüdische Selbstwehr mobilisiert. Zahlreiche mitteleuropäische und amerikanische Juden engagierten sich in Hilfsorganisationen. In der Folge häuften sich die jüdischen Auswanderungen aus Russland, vor allem in die USA.

225 Davis Trietsch (1870–1935): Schriftsteller, Zionist, Mitbegründer und Mitherausgeber der zionistischen Zeitschriften »Ost und West«, »Der Weg« und »Palästina«, Mitbegründer des Jüdischen Verlags in Berlin, plädierte bereits 1895 für die jüdische Kolonisation Zyperns und vertrat zwei Jahre später, 1897, auf dem ersten Baseler Zionistenkongress (1897) gegen Herzl das Projekt eines »zionistischen Maximalismus«, das Palästina zu beiden Seiten des Jordans mit den beiden damals unter englischer Verwaltung stehenden Nachbarländern Zypern und El-Arisch zusammenschließen sollte.

226 Ernst Franz von Weisl: *Die ostafrikanische Besiedelungsfrage* (Anm. 200).

war unglücklich. Er wusste die Arbeitskraft meines Mannes zu schätzen, kam zu mir und flehte mich an, meinen Mann zu bewegen, in der Organisation zu bleiben. Er sagte mir, er könne in der Zypernfrage nicht nachgeben, denn er hätte sonst seine mächtigste Stütze, die russischen Juden, gegen sich. Mein Mann war nicht umzustimmen. Ich bemühte mich auch nicht darum, denn er hatte sich so für die Sache interessiert, ihr so viel Zeit gewidmet, dass er seinen Beruf darüber vernachlässigt hatte. Denn er tat alles entweder ganz oder gar nicht. Er trat aus der zionistischen Partei aus, betätigte sich nie mehr öffentlich, blieb aber bis an sein Lebensende Privatzionist.²²⁷

Von den Herren aus dem Herzl-Kreis trat uns einer besonders nahe, der Dichter-philosoph Heinrich York-Steiner.²²⁸ Mein Mann bewunderte ihn nicht nur dank seines vielseitigen Wissens – er hatte sich als Autodidakt eine ungewöhnliche Bildung erworben –, er bewunderte auch York-Steiner als Dichter und wegen seines vornehmen Charakters. Seine Novelle *Das tote Weib*²²⁹ hatte auf meinen Mann einen so tiefen Eindruck gemacht, dass er sie oft in Versammlungen vorlas. Hatte York-Steiner ein Werk vollendet, las er das Manuskript in unserer Kreise vor. Die Freundschaft mit meinem Mann hat sich auf unsere beiden Kinder Marianne und Wolfgang übertragen, mit denen er im innigsten Verhältnis geblieben ist.

²²⁷ Siehe zum Zerwürfnis Ernst Franz Weisls mit Theodor Herzl auch die Autobiographie seines Sohnes Wolfgang (LWV 128): »Mein Vater war enger Mitarbeiter Herzls, aber unter dem Eindruck des Kischinewer Pogroms (Anm. 224) in Gegensatz zu ihm geraten; er glaubte, man müsse sofort – und zwar in Zypern – Kolonisationsmöglichkeiten für die russischen Massen schaffen. Weil er – wie er offen Herzl sagte – pekuniär nicht unabhängig war und nicht Hebräisch sprach«, räumte er das Feld, und auch nach Herzls Tode lehnte er, offenbar sehr schweren Herzens, unter dem Druck seiner Gattin ab, sich der zionistischen Politik zu widmen. Meine Mutter erzählte später, dass sie drei Nächte lang mit ihm darum kämpfen musste! ›Herzl hat das Vermögen seiner Familie wegen des Zionismus vergeudet; man geht jetzt für seine Kinder Geld sammeln – willst du es auch so machen?‹ Mein Vater verzichtete – aber nur für sich. Was ihm versagt war, sollte wenigstens sein ältester Sohn erreichen. Immer wieder schärfte er mir ein: Lerne Sprachen! Lerne Englisch, Französisch, Hebräisch und gehe dann als ›Wanderprediger‹ (dies war sein Euphemismus für Agitator) in die Welt und werbe Juden für Palästina. Es war das, was er offenbar für sich gewünscht hätte.«

²²⁸ Heinrich Elchanan (York-)Steiner (1859–1934): Schriftsteller und Journalist, ab 1886 in Wien Mitglied des engeren Kreises um Theodor Herzl, maßgeblich an der Formulierung der Statuten der »World Zionist Organization« (WZO) beteiligt und an der Gründung der Zeitschrift »Die Welt«, 1903 Leiter der »Jüdischen Kolonialbank« in New York, 1911 Austritt aus der WZO, nachdem die »praktischen Zionisten« die Führung übernommen hatten, Ende der 1920er-Jahre Mitglied in Wladimir Ze'ev Jabotinskis Zionistisch-Revisionistischer Partei, 1933 Emigration nach Palästina.

²²⁹ Recte: *Die tote Frau*. In: Die Welt. Zentralorgan der zionistischen Bewegung (Wien) 2 (1898), Heft 1, S. 12–15 (vgl. S. 50–53).

39

Meine Eltern und wir lebten miteinander in einer Harmonie, wie sie eben nur dann möglich ist, wenn der Schwiegersohn die Eltern so verehrt, wie Ernst es tat. Im Winter ging ich vormittags mit ihnen spazieren, den Abend verlebten wir gemeinsam. Im Sommer mieteten die Eltern eine Villa, ich leitete den Haushalt, und Papa zahlte alles. Nach sechsjähriger Ehe hatte ich einen Sohn bekommen, Wolfgang, nach weiteren zwei Jahren einen zweiten, Georg. Die Eltern liebten meine drei Kinder über alles und waren böse über jeden Verweis, den wir ihnen erteilten.

Da für die Eltern andere Speisen gekocht wurden als für die Kinder und die Dienerschaft, wurde ich oft ob der Mühe bedauert, die der Haushalt verursachte. Wie gern arbeitete und sorgte ich aber für die so Geliebten! War es doch für mich eine solche Befriedigung und ein solches Glück, die Eltern immer um mich zu haben! Wie schön waren diese Sommertage! Wie friedlich und heiter die Abende, wenn wir im Garten um den runden Tisch mit der flackernden Lampe saßen und mein Mann von seines Tages Arbeit erzählte!

Den Sommer des Jahres 1900 verbrachten wir in Ischl. Wir hatten eine Villa gemietet, deren Fenster in den Gemüsegarten der kaiserlichen Villa schauten, von denen aus man das Familienleben des Kaisers beobachten konnte. Seine jüngste Tochter, Erzherzogin Valerie²³⁰, eine hohe, schlanke, elegante Erscheinung, aber mit unhübschem Gesicht, auch an den heißesten Tagen in ein einfaches, schwarzes Stoffkleid gehüllt, beschäftigte sich den ganzen Tag mit ihren recht bürgerlich in Matrosenkleidchen gekleideten Kindern. Den Kaiser sahen wir täglich gegen 6 Uhr früh mit dem Stock auf dem Wiesenweg zur Wohnung der Frau von Schratt gehen²³¹, bei der er das Frühstück einnahm und Punkt 8 Uhr mit ihr ins Schloss zurückkehrte. Er trug Uniform und Bluse. 5 Uhr nachmittags ging er wieder mit ihr an unserem Garten vorbei. Mein älterer Bub, damals vier Jahre alt, war so auffallend schön, dass er die Aufmerksamkeit des Kaisers erregte, der oft vor ihm stehen blieb und mit dem Kleinen sprach. Mein Bub konnte das »K« noch nicht aussprechen, sondern sagte »T«. Einmal hob ihn der Kaiser hoch und küsste ihn. Da sagte der Bub: »Aber Taiser, hast du troße Ohren«. Der Kaiser blickte Frau Schratt betroffen an. Da tippte der Kleine auf die Medaillen an der Uniform und

230 Erzherzogin Marie Valerie Mathilde Amalie von Österreich (1868–1924): viertes Kind des Kaiserpaars Franz Joseph und Elisabeth, verh. mit Erzherzog Franz Salvator von Österreich-Toskana (1866–1939), aus dieser Ehe gingen fünf Kinder hervor: Elisabeth Franziska (geb. 1892), Franz Karl Salvator (geb. 1893), Hubert Salvator (geb. 1894), Hedwig (geb. 1896), Theodor Salvator (geb. 1899).

231 Katharina Schratt (1853–1940): Schauspielerin, langjährige Beziehung mit Kaiser Franz Joseph, der sie regelmäßig in der Ischler Villa Felicitas (»Schratt-Villa«) besuchte.

fügte hinzu: »Mein Papa hat dancz tleine und an einem Tetterl.«²³² Jetzt verstand der Kaiser, dass er nicht »Ohren«, sondern Orden meinte und lachte herzlichst.²³³ Frau Schratt erzählte ihren Bekannten die Episode, die sich bald in ganz Ischl herumsprach.

Manche Menschen glauben, Feste feiern sei einfach eine Frage des Kostenpunktes. Man lädt Gäste ein, bereitet eine gute Mahlzeit, das genügt. Welcher Irrtum! Feste feiern ist eine gar große Kunst, zu der nicht nur Geld, sondern Verständnis gehört! Wenn diese Kunst jemand verstand, war es mein Papa. Mit welcher Sorgfalt und Liebe wurde jedes einzelnen Familienmitgliedes Geburts-, Verlobungs- oder Hochzeitstag vorbereitet und zum Anlass genommen, daraus ein Fest zu machen! Mit einer Gratulationscour am Vormittag begann es: Die Eltern erschienen mit Blumen, und mein Papa, vor Freude strahlend, sagte ein selbstverfasstes kleines, witziges und doch stimmungsvolles Verschen auf. Am Abend, bei sorgsam ausgewählten Lieblingsspeisen des Betreffenden, hielt er die Festrede in Versen. Mein Mann antwortete aus dem Stegreif, Papa replizierte in Prosa, und damit war die Stimmung da! Selbstverständlich machte er immer die schönsten Geschenke, nachdem er sich wochenlang vorher über diesbezügliche Wünsche informiert hatte. In Wehmut erinnere ich mich meines zehnten Verlobungstages (21. März 1899). Dieser Tag war uns der höchste Festtag des Jahres. Mein Mann sagte, er sei unser Glücksbegründer, der Hochzeitstag nur die unausbleibliche Folge. Am Vormittag kamen die Eltern und übergaben mir in schöner Kassetten zehn Stück neue Tausendkronennoten, Papa deklamierte einen Vierzeiler des Inhalts, dass bis zum zwanzigsten Verlobungstag die Kassetten so wachsen müsse, um zwanzig Tausender fassen zu können. Am Abend bekamen Ernst und ich je ein Etui mit der Aufschrift: »Aus Leichtsinns und Liebe«. Diese hatte folgende Vorgeschichte: Papa hatte kurz vorher einen selten schönen Smaragd und einen Solitär gekauft, und Mama hatte mit ihm ob »seines Leichtsinns« gezankt. Diesen Smaragd erhielt ich und mein Mann den Solitär. Als Ernst ihn mir am selben Abend mit lieben Worten weiter schenkte, ging Papa mit dem Glas in der Hand zu ihm und küsste ihn. Mein Mann besaß gar keinen Schmuck, nicht einmal eine goldene Uhr: Er benützte bis ans Lebensende eine Stahluhr. Mit der Überreichung des Geschenks fand damals die Zehnjahrfeier ihren offiziellen Abschluss. Nachher wurde noch musiziert, Champagner getrunken, Gefrorenes herumgereicht, bis der Morgen graute.

Und diese Weihnachtsabende im Elternhaus! Mama führte ein »Geschenkbuch«. Da wurde nicht nur jeder Wunsch, sondern jeder sehnliche Blick vor einer Auslage

²³² Orden der Eisernen Krone (Anm. 181).

²³³ Vgl. jedoch die andere Reaktion Franz Josephs in Wolfgang von Weisls Memoiren (LWV 162): »Der Kaiser, anscheinend beleidigt, setzte mich sofort nieder und ging weiter. Von da an strafte er mich durch Nichtbeachtung. Ja, ja, das kommt von schlechter Aussprache.«

vermerkt. Ihr kaufmännischer Grundsatz, »das Teuerste sei das Billigste«, prägte sich auch in ihren Geschenken aus. Ab dem ersten Dezember begannen die Vorbereitungen. Mich führte sie jedes Jahr zu Drecoll; je ein Ball- und ein Gesellschaftskleid waren die ruhenden Pole in der Geschenke Flut. Papa war Kenner und Sammler von Edelsteinen. Regelmäßig erhielt ich am Weihnachtsabend ein Stück aus seiner Sammlung. Welche Überraschung erwartete uns aber auf den weißgedeckten Tischen unter dem reichgeschmückten Weihnachtsbaum! Wie wurden die Kinder beschenkt! Wie die Dienstleute! Jeder strahlte vor Glück.

Am zehnten Weihnachtsabend unserer Ehe hielt Papa ausnahmsweise eine ernste Rede. Er beschwor meinen Mann, die Kanzlei aufzugeben, sich, da der Zinsgenuss unseres Vermögens für unsere Lebensführung vollkommen genüge, zur Ruhe zu setzen, und sagte: »Du hast in 21 Jahren mehr gearbeitet als ein anderer in 63. Genieße dein Leben, solange du noch genussfähig bist. Die Menschen begehen den Fehler, mit der Arbeit erst aufzuhören, wenn sie schon zu alt sind, die Freuden des Lebens genießen zu können. Du kennst meinen Grundsatz: Wer mehr verbraucht als zwei Drittel seines Einkommens, ist ein Lump; wer mehr zurücklegt als ein Drittel, ist ein Dummkopf.« In schöner Rede dankte ihm mein Mann, sagte aber, solange unsere Marianne nicht verheiratet sei, dürfe er, als sorgsamer pater familias²³⁴, den Beruf nicht aufgeben. Es sei doch möglich, dass sie sich einmal in einen armen Teufel verliebe und des leidigen Geldes wegen dann nicht nach ihrem Herzen wählen könne? Papa antwortete: »Sie ist heute neun Jahre alt; ich werde also voraussichtlich doch nicht mehr am Leben sein, wenn sie heiratsfähig sein wird. Daher habe ich schon jetzt dafür gesorgt, dass sie zu jener Zeit nicht auf dein Vermögen angewiesen sein wird.« Wer hätte gedacht, dass unser aller Glück durch seinen bald darauf erfolgten Tod ein plötzliches Ende nehmen wird!

40

Im Jahre 1902 erkrankte Mama an Atemnot und einem quälenden Husten. Ihr Hals war weich, ohne die geringste Verdickung, aber der Arzt konstatierte einen inneren Kropf, der augenblicklich operiert werden müsse, es bestünde Erstickungsgefahr. Sie schrieb daraufhin einen Brief an ihre Schwester Fanny in Prag und schickte ihr vierzehn vordatierte Briefe mit dem Auftrag, täglich einen von ihnen an Papa abzusenden. Ihm zeigte sie einen fingierten Brief Fannys, der sie an ihr Krankenlager rief. Der gesuchteste Operateur dieser Zeit, Dr. Gersuny²³⁵, operierte. Mine und ich wechselten ab in

²³⁴ Pater familias (lat.): Familienvater, Familienoberhaupt, »Hausherr«.

²³⁵ Robert Gersuny (1844–1924): Primar im Wiener Karolinen-Kinderspital und im Rudolfinerhaus

der Pflege der Mama und im Gesellschaftleuten bei Papa. Er ertrug die Trennung von Mama sehr schwer, las jeden Brief so oft, bis er ihn auswendig konnte, sprach nur von ihr und seiner Sehnsucht, sie bald wieder bei sich zu haben. Die Operation selbst war damals noch neu, so dass Gersuny einen in Wien weilenden ausländischen Professor eingeladen hatte, sie anzusehen. Aber sie misslang. Gersuny verletzte ein Stimmband, so dass ihre wunderbare Stimme nie mehr ertönen konnte. Als sie nach der Operation mit dem Professor sprechen wollte, erschrak er sichtlich und rief: »So sprechen Sie doch laut!« Als sie mit dem Kopfe ein Zeichen gab, dass sie nicht sprechen könnte, war er außer sich. Mit der Zeit konnte sie sich wohl wieder verständlich machen, aber nur so leise, dass man gut aufpassen musste, um sie zu verstehen. Außerdem aber musste noch ein Nerv verletzt worden sein, sie konnte nicht mehr weinen, ihre Augen hatten keine Tränen. Das Ärgste aber war, dass die Nase und der Mund trocken blieben, die Zunge war geschwollen und entzündet, so dass die Bedauernswerte alle paar Minuten eine Vaselinetube²³⁶ aus der Tasche nehmen, sich die Zunge bestreichen und Vaseline in die Nase streichen musste. Sie konnte nichts Trockenes schlucken, lebte nur von Flüssigkeit. Man wollte sie nach vierzehn Tagen aus dem Sanatorium nicht entlassen, sie sehnte sich aber derart nach Papa, dass sie es ohne ihn nicht mehr aushielt.

Bei dieser Gelegenheit erinnere ich mich einer Episode, als sie mit mir ein Jahr vorher zum Besuch der Gräber ihrer Eltern nach Prag gefahren war, ins Hotel »Blauer Stern«, damals dem Ersten der Stadt. Mama hatte eine wahre Leidenschaft: Trinkgelder geben. Vor unserer Abreise sagte sie dem Stubenmädchen: »Ich gehe Geld wechseln. Sagen Sie dem Personal, es möge mich im Hausflur erwarten.« Eine Viertelstunde später waren alle vom Hotelchef bis zum Küchenmädchen dort in Reih und Glied aufgestellt. Mama ging die Reihe ab, beschenkte alle, fragte noch, ob das auch wirklich alle seien, und wurde vom Chef zum Wagen begleitet. Beim Einsteigen sagte sie: »Ich war sehr zufrieden, ich werde wiederkommen.« Jetzt war es mit meiner Fassung vorbei! Ich lachte, ich lachte, ohne Mamas Fragen beantworten zu können. Über die Worte: »Du hast gesagt«, kam ich nicht hinaus. Wir waren am Bahnhof, wir saßen schon im Zug, aber ich lachte noch immer. Denn den Zeitungsberichten zufolge war diese Formel von unserem Kaiser ständig bei seinen Besuchen verwendet worden – sie war wahrhaftig »majestätisch« – und passte so gar nicht zu meiner süßen Mama.

Am 2. Juli des Jahres 1902 war ein ungewöhnlich heißer Tag. Mama hatte Damen zur Spielpartie eingeladen. Ich war nicht angezogen, hatte einen ganz leichten Schlaf-

(Anm. 122), Spezialist für plastische Chirurgie (Erfinder der Paraffineinspritzungen), 1911 Vorsitzender der Wiener Zionistischen Vereinigung.

²³⁶ Vaseline: Petroleumgelee zum Schutz und zur Pflege der Haut, erfunden 1870 von dem englischen Chemiker Robert August Chesebrough (1837–1933).

rock an und Pantoffeln. Es war 5 Uhr. In Papas Zimmer rührte sich nichts. Als ich vorsichtig die Tür öffnete, lag Papa lesend im Bett. Wir hatten in dieser Landwohnung keinen bequemen Diwan, daher hatte Papa sich angewöhnt, zum Mittagsschläfchen sich ins Bett zu legen. Ich fragte: »Du Faulpelz, was ist das für ein Benehmen? 5 Uhr und du liegst noch?« Er lachte laut: »Ich fürchte mich vor der Hitze. Ich habe Angst davor, den schwarzen Rock, Kragen und Krawatte anziehen zu müssen.« Papa wäre nie in eine Gesellschaft, in der Damen waren, ohne schwarzen Rock gegangen. Ich fragte: »Soll ich dir vielleicht den Kaffee ans Bett bringen? Die Jause wird eben angerichtet.« »Das wäre eine feine Idee! Wir jausnen miteinander und machen uns ein Fest. Ich sage dir ja immer, ich bin wohl dein ältester, aber nicht dein schlechtester Verehrer. Nach der Jause ziehe ich mir dann einen leichten, hellen Anzug an, wir gehen miteinander in den rückwärtigen Teil des Gartens, und ich lasse mich vor den Damen nicht blicken.« Meine Wangen streichelnd fügte er hinzu: »und blicke dafür dich an.«

Es sollten die letzten Worte sein, die ich aus dem geliebten Munde hörte, Worte der Liebe, wie er sie in immer neuen Variationen für mich erfand! Ich rückte das Frühstückstischchen an sein Bett, ging in die Küche, nahm zwei Tassen Kaffee und zwei Stück Kuchen auf ein Brett, trug es in sein Zimmer, stellte das Brett auf das Tischchen. Wie ich dann Papa ansehe, merke ich, dass er ganz weiß ist! Mit dem Ruf: »Papa ist sehr schlecht«, stürze ich in den Salon zu den kartenspielenden Damen. Als erste läuft meine Schwiegermutter hinter mir zu seinem Bett und ruft Hände ringend: »Um Gottes Willen, er ist ja tot!« Mein erster Gedanke war, »das ist nicht möglich, ein Arzt muss her.«

Da Mamas Wunde am Hals nicht heilen wollte, kam täglich ein benachbarter Arzt, sie zu behandeln. Ich möchte jetzt einem Psychiater die Frage vorlegen: Wie ist es möglich, dass ein Mensch in einem solchen Augenblick so seinen Verstand verliert, dass ihm nicht einfällt, zum Telefon zu gehen, nicht einfällt, den vor dem Gartentor wartenden Wagen unserer Gäste zu besteigen, um den Arzt zu holen? Ich, die ich in Baden seit sechs Sommern jeden Weg und Steg kannte, lief von der Weilburgstraße Nr. 6 nicht in die Stadt nach links, sondern in die entgegengesetzte Richtung ins Helenental²³⁷ nach rechts. In jenen Jahren war Baden ein mondäner Kurort, und jeden Nachmittag gab es einen lebhaften Wagenkorso zum Helenental, der Cholerakapelle und der Krainerhütte. Ich, in Schlafrock und Pantoffeln, benützte nicht, wie mir Bekannte später erzählten, den Gehsteig, sondern lief auf der Fahrbahn zwischen den Wagen wie ein Pfeil bis zum »Sacher«. Vor diesem Hotel hielt zufällig ein Fiaker, den die Eltern wiederholt zu Nachmittagsspazierfahrten benützt hatten. Der sprach mich an: »Wohin läuft die gnädige Frau?« »Zum Dr. Goldschmid.« »Aber der wohnt ja in der Franz-Josefstraße,

237 Helenental: romantischer, unter Naturschutz stehender Wanderweg entlang dem Schwechatbach von Baden zum Zisterzienserstift Heiligenkreuz in der Nachbarschaft von Schloss Mayerling.

steig die gnädige Frau nur ein, ich führ sie gleich hin.« Später hatte er der Mama gesagt, er habe geglaubt, ich sei plötzlich irrsinnig geworden. Beim Dr. Goldschmid hörte ich, man habe vor einer Stunde um ihn telefoniert, und er sei noch bei uns. Der Fiaker führte mich nach Hause, wo meine arme Mama und Schwiegermama außer dem unbeschreiblichen Schmerz um Papa auch noch die Angst um mich gelitten hatten. Meinen Schmerz zu schildern, ist mir auch heute nicht möglich. Ich habe mich bemüht, Euch Kindern sein Bild lebendig zu machen. Ihr wart zu jung, um Euch an ihn erinnern zu können. Von wie vielen seiner Eigenschaften konnte ich aber doch nicht sprechen! Wie ein Mosaikbild aus lauter kleinen Steinchen zusammengesetzt wird, so muss ein Charakter aus kleinen Zügen dem andern lebendig werden. Von seiner Güte, seiner Freigebigkeit, seiner Milde, habe ich erzählt, nicht von seiner vollkommenen Bedürfnislosigkeit, von seiner Sparsamkeit, wo es seine eigene Person betraf, seiner Reinlichkeitsliebe, seinem Ordnungssinn, seiner Nettigkeit, und doch gehört das alles dazu, um sich den ganzen Menschen vorstellen zu können. In seiner Wohnung duldet er eben so wenig die Stäubchen wie an seinem Anzug. In der Lade seines Waschtisches war ein Arsenal von Bürsten. Nie hat ein Diensthote ihm einen Anzug putzen dürfen, nie nach ihm etwas wegräumen müssen. Er bediente das ganze Haus. Mama las ein Buch, erinnerte sich, vergessen zu haben, der Köchin einen Befehl zu erteilen, ließ es offen liegen und ging in die Küche. Bevor sie zurückkam, war das Buch weggeräumt. Wehe, wenn sie einmal vergaß, von einem ihrer Schränke den Schlüssel abzuziehen. Sie fand alles von Papa in peinlichste Ordnung gebracht. Für seine Person war ihm alles zu teuer, jeder Ankauf überflüssig. So erinnere ich mich an folgende Episode: In Prag frühstückten wir auf einer großen Terrasse nach dem Hof zu. Bei diesem hellen Sonnenlicht sah Mama, dass Papas Krawatte schadhafte war. Der damaligen Mode entsprechend trug er Umlegkragen und meistens ein kleines schwarzes Mascherl, das 15 Kreuzer kostete. Mama verlangte, dass er gleich das Mascherl wechsele. Am nächsten Morgen trug er es aber noch immer. Mama zankte, er ließ es sich stillschweigend gefallen. Als er am dritten Morgen noch immer dasselbe Mascherl anhatte, riss es ihm die Mama ab und warf es auf das Dach des Magazinhauses, welches nur einen Stock hoch war. Es verging eine Woche. Wir frühstückten. Auf einmal reibt sich Mama die Augen wie schlaftrunken und sagt: »Ich werde entweder alt und sehe nicht mehr gut oder ich habe Halluzinationen. Wenn ich nicht das Mascherl aufs Dach geworfen hätte, möchte ich schwören, du hast es an.« Papa, furchtbar verlegen, sagte: »Es ist mir schade um eine neue Krawatte. Ich habe sie vom Anton mit der Feuerleiter herunterholen lassen, und Marie hat sie so schön gestopft, dass sie noch tadellos ist.« Wie viele solcher Züge müsste ich erzählen, damit Ihr Euch ein Bild von ihm macht!

Mamas Trauer kann man sich vorstellen. Sie war von diesem Tage an eine alte Frau geworden. Nicht nur, dass sie schwerkrank war und die wenigen Lebensjahre, die ihr

noch beschieden waren, unter furchtbaren Schmerzen litt, sie war seelisch krank. Trotzdem sie uns Kinder sehr liebte, sagte sie mir einmal: »Ihr wisst, was Ihr mir seid, und ich weiß, dass Ihr noch jung seid, dass Ihr noch ein langes Leben vor Euch habt. Ich hätte Euch beide hergegeben, wenn ich mir den Papa noch ein paar Jahre hätte erhalten können.«

Sei es durch die missglückte Operation, sei es durch einen Zufall, der Laryngologe musste sie der Nase wegen noch einmal operieren. Aber auch diese Operation, die vom Kiefer aus in die Nasenhöhle vorgenommen wurde, blieb erfolglos. Zwanzigmal am Tag und in der Nacht spülte sie die Nase, durch die Nase den Mund. Wohin immer sie zu Besuch kam, musste sie zuerst das Badezimmer aufsuchen. Sie verlor den Appetit und litt maßlos an Ekel vor der flüssigen Nahrung. Was waren aber diese körperlichen Qualen im Vergleich zu ihren seelischen, ihre Sehnsucht und Bangigkeit nach ihm!

Eines Tages entdeckte sie an ihrer Brust eine harte Stelle. Der Chirurg sagte, es sei ein Milchknoten ohne Bedeutung. Ängstlich wie ich jetzt um ihre Gesundheit war, ließ ich den Hausarzt wiederholt nachsehen. Er fand aber nichts Beängstigendes. Erst als es zu spät war, als es keine Hoffnung mehr gab, sagte derselbe Chirurg: »Ein inoperabler Krebs. Man hat die Zeit zur Operation versäumt.« Durch eineinhalb Jahre mussten wir die Leiden sehen, konnten nicht helfen, wussten, dass wir sie verlieren müssen. Mein Mann wurde vor Aufregung krank.

Ein Kapitel über ärztliche Diagnosen möchte ich da einfügen. Da Ernst über Magen- und Darmzustände klagte, ging ich mit ihm zu dem damals berühmtesten Internisten. Der untersuchte lange und gründlich, schüttelte dann traurig sein weises Haupt und sprach: »Sie haben eine Dickarmverengung, die ich jetzt künstlich zu erweitern versuchen werde (was meinem Mann große Schmerzen verursachte). Sie müssen zwei Mal wöchentlich zu mir kommen, da ich diesen Eingriff wiederholen muss. Leider muss ich Ihnen auch sagen, dass Ihre Leber bedeutend vergrößert ist, die Galle nicht in Ordnung, die Blase entzündet. Davon kommt, dass Sie nicht nur jetzt, sondern vermutlich schon seit längerer Zeit, wohl ohne zu wissen, fiebern.« Mein Mann betrachtete sich als To-deskandidaten. Am Nachhauseweg meinte er: »Armes Katzerl, zuerst gehe ich, dann die Mama. Du, so anlehungsbedürftig, bleibst ganz allein mit drei kleinen Kindern!« Er ging nicht, wie gewöhnlich, in die Kanzlei, sondern, zum ersten Mal in seinem Leben, bei Tag ins Bett. Ich messe ihn. Er hat 38 Grad. Gegen Abend klagt er über Schluckbeschwerden. Der herbeigerufene Hausarzt erklärt: »Eine ganz ordinäre Halsentzündung.« Trotzdem lag mein Mann vier Tage mit hohem Fieber, schlief viel, nachdem er die Wochen vorher schlaflos gewesen war. Als er nach vier Tagen das Bett verließ, funktionierten Magen und Darm tadellos, desgleichen die Blase und alle anderen Organe, und er hatte die nächsten 27 Jahre, die Gott mir ihn ließ, nie die leiseste Beschwerde. Er schrieb dem Professor, dass er ihm für die Ordination 30 Kronen (das damals üb-

liche Honorar) schuldig sei, die er per Post schicke, aber dabei die Bedingung stelle, dass er unter seinem Vornamen »Gustav« diese 30 Kronen an die »Neue Freie Presse« schicke mit dem Beifügen: »Für eine falsche Diagnose« der Rettungsgesellschaft gewidmet. Sollte unter acht Tagen diese Veröffentlichung nicht erscheinen, würde er mit dem vollen Namen des Professors (Gustav Gärtner)²³⁸ noch einmal 30 Kronen zu diesem Zwecke an die Zeitung schicken. In der nächsten Nummer der »Neuen Freien Presse« war unter »Spendenausweis« zu lesen: »Gustav, für eine fasche Diagnose, Kronen 30.«

Nach dem Tode Papas lebten wir praktisch bei Mama. Ernst aß wohl mit den Kindern und der Schwiegermutter Mittag und Abendbrot, verbrachte aber viele Nächte mit mir bei Mama. Ich verließ sie in den ersten Monaten nur auf Stunden. Die Kinder besuchten Großmama jeden Nachmittag. Mine und ich wechselten in der Pflege ab. Mama meinte oft, es sei für uns zu viel, wir möchten eine Pflegerin nehmen. Ich sagte lachend (mit welch wehem Herzen!): »Wozu, alle Ärzte sagen einstimmig, dass du nur ein nervöses Leiden hast, das von einer Stunde auf die andere ganz gut werden wird.« Man glaubt nicht, wie die klügsten Menschen, wenn sie Patienten sind, sich leicht und gern betrügen lassen. Sie starb fünf Jahre später (23. Jänner 1907), ohne eine Ahnung zu haben, was ihr fehle. Sie litt Schmerzen, die jeder Beschreibung spotten, lebte zum Schluss nur dank des Morphiums, das ihr unser Hausarzt, Dr. Josef Hartmann²³⁹, morgens und abends injizierte. Am Morgen ihres Todestages sagte ich: »Hast du aber heute Nacht gut geschlafen!« »Im Gegenteil, ich packte die ganze Nacht einen Koffer und etwas, was mir doch im Leben nie passiert ist, ich musste ihn immer wieder auspacken, weil ich nicht alles hineinbringen konnte.« Der Tod überraschte sie im Schläfe.

Ich war damals 39 Jahre alt, also noch eine junge Frau. Aber von dem Tage an hatte ich die Empfindung, alt zu sein. Wem sich die Tore des Elternhauses schließen, ist kein Kind mehr, ist alt. Solange man Eltern hat, ist man jung. Ich habe meinen Papa so tief betrauert, dass ich damals glaubte, es gäbe keinen Schmerz gleich dem meinen. Aber was mir die Mama war, wurde mir erst jetzt klar. Von dem Tage an, wo ich mich überhaupt zu erinnern vermag, erschien sie mir als das schönste Menschenkind. Ihr zu gleichen, war der höchste Wunsch meiner Mädchenjahre. Heute, als wirklich alte Frau, die viele Menschen kennen gelernt hat, weiß ich, dass sie unter allen, die mir je nähergetreten sind, nicht nur die klügste Frau, sondern der klügste Mensch war. Ihre Tüchtig-

²³⁸ Gustav Gärtner (1855–1937): Ernährungsexperte am Wiener Allgemeinen Krankenhaus, 1918 Professor an der Universität Wien, verheiratet mit Melanie Schalek (vgl. Anm. 38), einer Kusine Ernst Franz von Weisls; siehe jedoch die erfolgreiche Diät, die Gärtner der an Herzbeschwerden leidenden Verfasserin verschrieb (GmF 269); vgl. auch Wolfgang von Weisls Autobiographie, in der Gärtner als »damals fortschrittlichster Diätetiker Wiens« höchste Anerkennung findet (LWV 163).

²³⁹ Vgl. in LWV 180 den kritischen Hinweis, dass Dr. Hartmann einen Blinddarmdurchbruch mit einer Bauchfellentzündung bei Wolfgang von Weisls Bruders Georg übersehen habe.

keit in jeder Beziehung hat keine mir bekannte Frau erreicht. Ihre Liebenswürdigkeit, ihren Humor, ihr sich mit ganzer Seele für Papa und uns Kinder verausgaben zu können, ihre ans Unbegreifliche grenzende Selbstlosigkeit kann ich mir nicht in einem andern Menschen vereinigt vorstellen. Sie war trotz ihrer Schönheit ohne jede Eitelkeit. In der Schwimmschule sagte ihr eine fremde Frau: »Kein Bildhauer könnte einen schöneren Körper meißeln und kein Maler ein schöneres Gesicht malen, als Sie es haben«, worauf sie förmlich erschrocken erwiderte: »Das ist nicht wahr. Gott sei Dank, dass ich nicht schön bin, dadurch wird mir der Schmerz erspart, den schöne Frauen empfinden, wenn ihnen der Spiegel sagt, dass sie altern.«

Wie bewunderte ich ihre geradezu männliche Großzügigkeit als Geschäftsfrau, ihre hausfraulichen Talente, ihre Kunst, Kinder zu erziehen! Papa verwöhnte mich, sie erzog! Ihr Tadel, immer gerecht, immer der Größe des Vergehens angemessen, traf den Nagel auf den Kopf. Sie las die Gedanken des Kindes. Sie fühlte förmlich seine Schmerzen und Freuden. Nie hat sie mir gesagt, dass sie um meine unbegrenzte Verehrung wusste. Nach ihrem Tode fand ich alle Geschenke, die ich ihr seit meinem fünften Lebensjahr von dem Taschengeld gekauft hatte, welches ich für gute Noten und Zeugnisse erhielt, in der untersten Lade ihres Wäscheschranks. Die denkbar elendsten Handarbeiten hatte sie stolz in meiner Gegenwart jedem Gast gezeigt: »Das erste Lavoirtuch, das die Charlotte gestrickt hat!« Später schenkte ich ihr Fünfkreuzer-Porzellanvasen, grünrotgelb bemalt. Jedes dieser Geschenke war, mit dem Datum des Empfanges versehen, in Seidenpapier gewickelt, mit rosa Bändchen gebunden. Zu ihren Geburtstagen mussten wir stets selbst verfasste Wünsche aufsagen. Mine hatte keine poetische Ader. So hatte ich diese Kunstwerke für sie und mich zu fabrizieren und in späteren Jahren auch für meine Kinder. Jeden dieser Wünsche, von Kinderhand geschrieben, auf schön bemaltem Papier, hatte sie aufbewahrt.

Wehe, wenn ich etwas an Ernst zu kritisieren wagte! Er war in ihren Augen unfehlbar. Als er einmal im Sommer sein Haar kurz schneiden ließ, was ihn in meinen Augen entstellte, und ich ihm darob Vorwürfe machte, fuhr sie mich an: »Weil dir die Leute einreden, dass du schön bist, glaubst du, Gans, es am Ende. Du bist ein hässlicher Affe, hast das Glück, einen so schönen Mann bekommen zu haben, und erfrechst dich, zu sagen, dass ihm etwas nicht passt?« Nach ihrem Tode wog ich nur 45 Kilo. Mein Herz war so schlecht, dass ich nur in einem Fauteuil sitzend schlafen konnte. Ich war so nervös, dass mich der Anblick eines offenen Bettes zum Weinen brachte. Was mir mein Mann in diesen Tagen war, kann ich nicht beschreiben. Er ließ Kanzlei Kanzlei sein und wich nicht von mir. Er bewachte mich wie eine Irrsinnige. Ging ich aus dem Zimmer, ging er hinter mir drein. Ging ich in die Küche, wartete er vor der Tür. Wenn ich mich in meinem Lehnstuhl während der Nacht nur ein wenig rührte, sprang er aus dem Bett und stand neben mir. Er, der doch viel tieferer Empfindungen fähig war als ich, viel-

leicht noch mehr litt als ich, hielt sich aufrecht, um mir ein Beispiel zu geben. Nur an der Blässe seines Gesichts, an seiner Appetitlosigkeit sah ich, was in ihm vorging. Wenn überhaupt möglich, wurde unser Verhältnis noch inniger. Unsere, im Bekanntenkreis sprichwörtlich gewordene Ehe schien täglich unlöslicher zu werden.

Wir gingen, der Schwiegermama wegen, im Sommer wieder nach Baden, wohnten dort im selben Hause mit einem Kollegen, mit dem und dessen Frau wir freundschaftlich verkehrten. Im Herbst bekamen wir eine Einladung zu einer großen Abendgesellschaft. Zur angenehmen Überraschung meines Mannes waren wir beim Souper Tischnachbarn. »Die Arme«, sagte ich, »hat im letzten Augenblick so viel Absagen bekommen, dass sie sich nicht anders helfen konnte, als uns die Plätze nebeneinander anzuweisen.« Nach dem Braten erhob sich der Hausherr und sprach: »Wie aller Hausleute höchstes Streben war es auch das meiner Frau und meines, unsere Gäste so bei Tisch zu setzen, dass es ihnen das größte Vergnügen bereiten sollte. Ich weiß nicht, ob es uns bei allen gelungen ist. Nur von einem Ehepaar kann ich es mit Bestimmtheit behaupten, und zwar Herrn und Frau Dr. Weisl.« Darob großes Gelächter. Von dem Tage an wurden wir, wo immer wir hinkamen, meistens nebeneinander platziert.

Hier möchte ich noch ein Beispiel für die Weisheit und Voraussicht meines Mannes anführen. Die letzten Jahre meiner Mama waren eigentlich nur dadurch erträglich geblieben, dass sie jeden Nachmittag einige Damen – gewöhnlich drei an der Zahl – zum Kaffee und Kartenpartie, *Préférence*²⁴⁰ oder Tarock, bei sich sah. Dadurch war sie gezwungen, sich nach dem Mittagessen sorgfältig anzukleiden, die Vorbereitungen für die Jause zu überwachen, und wenn, gegen halb 5, die Gäste erschienen und bis nach 7 Uhr blieben, war eigentlich der Tag für Mama ausgefüllt. Sie zog dann einen Schlafrock an, nachmahlte – soweit dies Nachtmahl zu heißen verdiente. Gegen 8 Uhr kamen Ernst und ich, blieben, bis Dr. Hartmann wieder kam und gegen halb 10 Uhr die zweite »Schlafspritze« gab.

Einige Wochen nach dem Begräbnis (25. Jänner 1907) sagte mein Mann: »Welches Glück für Mama Michlup, dass sie Kartenspielen konnte! Dadurch hatte sie stets Gesellschaft, die sonst nie zur Kranken gekommen wäre. Jetzt musst du Kartenspielen lernen. Du bist viel jünger als ich – wenn du einmal allein bleibst, wird dir das Kartenspielen Gesellschaft sichern.«²⁴¹

²⁴⁰ *Préférence*: in Österreich-Ungarn beliebtes Kartenspiel.

²⁴¹ Nachträglich eingeschobene Anmerkung der Verfasserin: »Damals wurde in Wien Bridge modern. Ernst zwang mich, im Trauerjahr Bridgestunden zu nehmen. Nach dem Nachtmahl gab dann ich ihm und den Kindern die neuerworbenen Kenntnisse weiter. Ich wurde eine bekannt gute und deshalb gesuchte Bridgepielerin. Als ich 24 Jahre später Witwe wurde, erfüllte sich, was mein Gatte vorausgesehen hatte: Ich blieb, nachdem meine drei Kinder verheiratet und in der Welt verstreut

Meine Schwiegermutter erkrankte an einem schweren Herzleiden. Sie bekam Asthmaanfälle, die Füße schwellen an; sie saß Tag und Nacht in ihrem Lehnstuhl. Die Arme litt viele Monate und wir mit ihr. Wenige Tage vor ihrem Tode sagte sie zu meinem Mann: »Gott hat mir ein schweres Leiden beschieden. In meiner Jugend den Jammer im Elternhaus. Als jung verheiratete Frau die Qualen, die mir die Stiefkinder bereiteten. Dann kam die schwere Krankheit meines Mannes, aber Gott hat mich für alles entschädigt, indem er mir in Charlotte einen solchen Engel zuführte und sie mir einen solchen Lebensabend bereitete.« Wir haben die gütige, feine Frau tief betrauert.²⁴²

41

Hatten wir uns bis jetzt nie längere Zeit getrennt, als es der Beruf meines Mannes erforderte – drei oder vier Reisen nach Prag zu Direktoriumssitzungen einer Bank –, hatten wir nie Konzerte oder Gesellschaften anders als gemeinsam besucht, so war ich jetzt dem Ernst noch unentbehrlicher geworden. Er ließ sich von mir zu Gerichtsverhandlungen begleiten und gab mir die Stunden an, wann ich ihn aus der Kanzlei abholen sollte. Abends holte ich ihn vom Kaffeehaus zum täglichen Spaziergang ab. Einmal sagte mir die Kassiererin: »Bis halb 8 liest der Herr Doktor ganz ruhig seine Zeitungen. Von da an sieht er fortwährend auf die Uhr und auf die Tür. Gnädige Frau sollten nie unpünktlich kommen!« Um diese Zeit waren meine Kinder schon so groß, dass wir mit ihnen kleine und größere Reisen machen konnten.

Ich litt damals noch immer unter Herzbeschwerden. Mehrere Male im Monat wurde ich ohnmächtig, war pulslos. Wir gingen zum Professor Gärtner, dessen ich noch heute in Dankbarkeit gedenke, zum Unterschied von so vielen anderen Ärzten ... Er verordnete mir, erstens, eine Mastkur. Eine Küchenwaage wurde auf den Speisezimmertisch gestellt, und jede Speise – vom grünen Salat bis zum Braten und Kompott – wurde von Ernst auf das Dekka²⁴³ genau nach Gärtners Vorschrift abgewogen, und ich musste das bis zum letzten Bissen aufessen.

Danach kam die zweite Vorschrift: Ich musste trainieren, »marschieren« und Bergsteigen lernen. Den Anfang dazu machten wir in den Alpen auf der 500 Meter über

waren, auch im amerikanischen Exil nach Hitler, nicht »allein«; dank Bridge [...] hatte ich stets Bekanntschaften und selbst Freunde finden können.«

242 Franziska Weisl, geb. Merores, starb genau ein Jahr später als Marie Michlup am selben Kalendertag, dem 23. Jänner 1908.

243 Dekka (österreichisch): zehn Gramm.

unserem Hotel gelegenen »Franz-Josephs-Höhe«. ²⁴⁴ Dort musste ich hinauf. Das erste Mal blieb ich beim ersten Drittel des Weges ohne Atem; das zweite Mal kam ich bis zur Hälfte des Weges; das dritte Mal blieb ich »auf der Strecke« ganz nahe beim Gipfel – aber das vierte Mal erreichte ich den Aussichtsturm, und von da an war ich von meiner Herzschwäche geheilt und hatte nie mehr Ohnmachten oder andere Störungen.

Jetzt beschloss Ernst, systematisch mit mir und den Kindern Wanderungen zu unternehmen. Die erste Reise ging 1907 längs der damals neuen Dolomitenstraße ²⁴⁵, jeden Tag wanderten wir 25 bis 30 km entlang der Landstraße. Diese Märsche wurden für mich, aber auch für Ernst und die Kinder Marianne, Wolfgang und Georg – neun, elf und siebzehn Jahre alt bei unserer ersten Fußtour – zu unvergesslichen Erlebnissen.

Alle Feiertage, Weihnachten, Ostern und Pfingsten sowie die Sommerferien, benützte Ernst, um mit uns Fußwanderungen zu machen. Mit fürsorgender Liebe berechnete er dabei, wieviel Strapazen ich, die noch immer sehr zart war, mühelos aushalten könnte. Jede Stunde schaltete er um meinetwillen eine Zehnminutenpause ein, alle zwei Stunden zwanzig Minuten. (Die Kinder waren so kräftig, dass er mit ihnen viel beschwerlichere Touren hätte machen können). Stets waren im nächsten Rastort und in den Berghütten Zimmer vorbestellt, und ich musste mich sofort zur Ruhe begeben. Nie durfte ich einen Rucksack tragen. Mein Gepäck wurde immer in die Rucksäcke der anderen verstaут. Was waren das für herrliche Tage, die wir auf diesen Wanderungen verlebten!

Drei Jahre nach Mamas Tode, 1910, heiratete Marianne ihren Universitätslehrer, den Hofrat Professor Karl Beth. Wir richteten dem jungen Paar eine schöne Wohnung in unserer Nähe ein und setzten ihnen eine so große Rente aus, dass sie nach menschlicher Voraussicht unabhängig sein sollten. Ernst glaubte nicht recht an den praktischen Sinn seines gelehrten Schwiegersohnes und gab ihm daher diese Rente, 20.000 Kronen jährlich statt einer einmaligen Mitgift.

Es fiel uns sehr schwer, unsere Zustimmung zu dieser Ehe zu geben. Hofrat Beth war Professor an der Evangelisch-Theologischen Fakultät und unsere Tochter musste sich taufen lassen, um heiraten zu können ... Wie es so weit kam, dass sie sich in den stattlichen, aber viel älteren Mann verliebte ²⁴⁶, ist ein Kapitel für sich. Marianne war glühende Zionistin gewesen; sie war die erste Universitätsstudentin, die bei der Immatrikulation »Muttersprache deutsch, Nationalität jüdisch« angegeben hatte. Als Zionistin wollte sie orientalische Sprachen und die Bibel studieren, aber am Rabbinerseminar wurde sie als Mädchen nicht zugelassen; auch die Katholisch-Theologische Fakultät

²⁴⁴ »Kaiser-Franz-Josephs-Höhe«: Aussichtsplattform (2.369 m Meereshöhe) unterhalb des Großglockners mit Blick auf die Pasterze, den längsten Gletscher der Ostalpen.

²⁴⁵ Dolomiten: Gebirgsgruppe am Alpensüdrand in Tirol und Norditalien.

²⁴⁶ Karl Beth, geb. 1872 (gest. 1959), war 18 Jahre älter als seine Frau Marianne.

wies sie ab – nur die Protestanten akzeptierten sie. Dort lernte sie ihren Lehrer Beth lieben. Ernst war verzweifelt, er sah, wie Marianne unter der Unmöglichkeit litt, den »Christen« zu heiraten. Ich konnte den Jammer zu Hause nicht aushalten. Als ich einmal den Hofrat Beth auf der Straße traf, sprach ich ihn an und lud ihn gleich zum Nachtmahl ein ... und damit waren die Würfel gefallen.²⁴⁷

42

Ende 1913 machten wir Bilanz und fanden, dass unser Barvermögen, ohne die Zinshäuser zu rechnen, die Ernst gekauft hatte, die Million überschritten hatte. Jetzt beschloss Ernst, sich allmählich aus der Kanzlei zurückzuziehen und keine neuen Fälle mehr zu übernehmen. Anlässlich unserer Silbernen Hochzeit²⁴⁸ machten wir im Frühling 1914 eine »Hochzeitsreise« nach Paris – die erste ohne Kinder! Ein paar Wochen später, am 28. Juni, wurde der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand – mit dem mein Mann weiter in Verbindung gestanden war – ermordet! Das war für ihn ein furchtbarer Schlag. Als wir die Extraausgabe erhielten, war er verzweifelt: »Das ist das Ende von Österreich«, rief er. Voll Zorn und Schmerz nahm er das Kaiserbild, das stets auf seinem Schreibtisch gestanden hatte, und verschloss es in einer Schublade. »Das ist das Ende.«

Später beruhigte er sich. Im Juli 1914 fuhren wir wieder in die Sommerferien nach Ischl. Wolf hatte die Matura gemacht, war auf Reisen gegangen, so dass wir mit Georg allein waren, als am 28. Juli die Kriegserklärung Kaiser Franz Josephs an Serbien bekannt wurde.

Noch in der Nacht mussten wir packen und mit dem ersten Frühzug nach Wien fahren: »Wenn man mich einmal seziert, wird man sehen, dass ich links gelb und rechts schwarz bin«, sagte Ernst.²⁴⁹ Nach unserer Ankunft in Wien fuhr ich mit dem Wagen

²⁴⁷ Nachträglicher Einschub: »Die Ehe war nicht sehr glücklich – aber nicht etwa wegen der Religionsunterschiede. Im Gegenteil. Der Hofrat zeigte stets größtes Interesse fürs Judentum, Sympathie für den Zionismus, war Mitglied des Pro-Palästina-Komitees und hatte volles Verständnis für die politische Tätigkeit meines Wolfgang, der 1922 nach Palästina auswanderte. Als Hitler Österreich besetzte, ließ sich das Ehepaar Beth scheiden. Marianne wanderte 1938, Karl Beth 1939 nach Amerika aus«, wo er (wie Wolfgang von Weisl nach dem Tod seiner Mutter hinzufügte), »87 Jahre alt, 1959 in Chicago starb«. Die Scheidung war eine Notlösung, da 1938 nach dem »Anschluss« Österreichs an Hitlerdeutschland beamteten Universitätsprofessoren eine »Mischehe« (mit einer Jüdin) untersagt war. Trotzdem wurde Karl Beth unter Aberkennung seiner Bezüge zwangspensioniert.

²⁴⁸ Silberne Hochzeit: nach 25 Jahren Ehe.

²⁴⁹ Schwarz-Gelb: aus dem Wappen des Heiligen Römischen Reiches entlehnte, 1804 vom österreichischen Kaisertum übernommene Symbolfarben der habsburgtreuen Monarchisten, zu denen

in meine Wohnung, er mit einem andern ins Kriegsministerium. Als er die Tür zum Zimmer des Generalmilitär-anwaltes öffnete, sagte dieser: »Habe ich Euch nicht gesagt, der erste, der sich freiwillig meldet, wird Dr. Weisl sein!« Mein Mann war damals 57 Jahre alt, hatte wegen seiner Kurzsichtigkeit nie gedient, wurde aber jetzt, erst als Oberleutnantauditor²⁵⁰, bald als Hauptmannauditor am Obersten Gerichtshof und später zur Generalanwaltschaft eingeteilt. Natürlich musste er die Kanzlei aufgeben und durfte keine Privatklienten annehmen. Nun wurden ihm, ausgenommen politisch heikelste Prozesse wie zum Beispiel die Anklage gegen Karl Kramarz²⁵¹, die Herausgabe der oberstgerichtlichen Entscheidungen zugeteilt. Als Richter arbeitete er bis zum Zusammenbruch der Monarchie mit seinem Herzblut. Wenn nach dem Strafgesetz kein Freispruch möglich war, verurteilte er nur zum Mindestmaß. Er ging nachts besorgt in seinem Zimmer auf und ab und prüfte sein Urteil, ob es nicht doch zu streng sei und er die Gefängnisstrafe des Angeklagten nicht um einen Monat kürzen könnte. Interessanterweise hatte er am Tag der Ausrufung der Republik am 12. November 1918 die letzte Verhandlung in dem Hause zu leiten. Da er aber das Urteil nicht mit den vorgeschriebenen Worten: »Im Namen Seiner Majestät« verkünden konnte, lehnte er ab, die Verhandlung zu führen.

Er hatte sich in den Kreisen seiner Kameraden sehr wohl gefühlt, und sie alle hatten ihn auch lieb gewonnen. Trotz der schwierigen Lebensmittelbeschaffung lud ich im ersten Kriegsjahr jeden ersten und dritten Montag des Monats 24 Offiziere zu einem mehr als bescheidenen Nachtmahl mit anschließendem Bridge ein.

Im zweiten Kriegsjahr mussten wir uns unserer trüben Stimmung wegen auch dieses Vergnügens versagen. Mein älterer Sohn war an die Front gegangen. Welcher Gott gibt Eltern die schlaflosen, angstgefüllten Nächte zurück, die sie mit weit offenen Augen, schweißbedeckt, Bilder des Grauens vor sich, im Bett zubringen mussten. Der Gedanke: Ich liege in einem reinen, weichen Bett – wo liegt das Kind, gibt es einen entsetzlicheren? Trotzdem mein armer Mann wusste, dass der Postbote nicht vor 9 Uhr am Morgen kommen konnte, stand er doch schon ab halb 9, ob Sturm und Regen, ob Schnee oder Kälte, vor dem Haustor, um ihm entgegenzulaufen, wenn er ihn um die Ecke biegen sah.

viele Juden zählten; Anspielung auch auf den schwarz umrandeten gelben Judenstern zur Stigmatisierung der Juden.

250 Auditor: Militärstrafrichter.

251 Karel Kramář (Karl Kramarz, 1860–1937): Abgeordneter und Vizepräsident des Österreichischen Reichsrats, der nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs die Unabhängigkeit der Tschechen und Slowaken gefordert hatte und im Mai 1915 wegen Hochverrats zum Tode verurteilt worden war, nach seiner Begnadigung 1917 wurde er 1918 Vorsitzender des tschechoslowakischen Nationalausschusses und im November 1918 Ministerpräsident der ersten Regierung der Tschechoslowakei (im Juni 1919 Rücktritt).

Im dritten Kriegsjahr musste auch mein jüngerer Sohn einrücken. Obwohl erst siebzehn Jahre alt, nach der Notmatura²⁵², schmal, hoch aufgeschossen, mager, dass wir auch um seine Lunge besorgt waren, im Gemüt ein Kind, mussten wir ihn ziehen lassen. Wie oft dachte ich der Zeiten, als ich mit den beiden kleinen Knaben jeden Vormittag in den Volksgarten gegangen war und zugeschaut hatte, wie sie unermüdlich von den Stufen des Theseustempels heruntersprangen.²⁵³ Wenn einer dabei hinfiel und sich die Hand oder das Knie am Kies verletzte, wie bin ich ohne jede Rücksicht auf das schönste Seidenkleid vor ihnen auf den Knien gelegen, um ihnen beim Bassin die Wunde auszuwaschen – wie unerträglich war mir damals die Sorge, ob nicht doch Schmutz in einer Ritze geblieben sei! Und damit verglichen jetzt das Wissen, meine Kinder seien Zielscheibe für die Schützenkunst der Russen oder Italiener!

Meine Buben waren sehr brav und schrieben täglich. Wie oft aber kam doch die Feldpostkarte am Nachmittag statt mit der Frühpost, und wie viele Tage gab es, an denen überhaupt keine kam, oft erst am nächsten Tag zwei, manchmal auch erst am dritten Tag. Da kochte die Köchin vergeblich. Mein Mann berührte keine Speise. Er ging in unserer großen Wohnung auf und ab. Kein Zureden half. Trotzdem ich selbst vor Angst eine trockene Kehle hatte, sagte ich ihm, was ich nur Beruhigendes ersinnen konnte. Vergeblich. Er aß aber nicht nur nichts, er schlief auch nicht. Fand keine Ruhe im Bett, und ich wanderte auch die Nächte mit ihm im Zimmer auf und ab.

Nach einer Zeit bekamen auch wir den Hunger der Kriegsnot zu spüren. Wir hätten damals genug Geld gehabt, uns Nahrungsmittel im Schleichhandel zu beschaffen. Mein Mann duldet aber nichts Illegales. Er sagte, er wolle lieber verhungern, als sich gegen das Gesetz zu vergehen. Ich müsse mit den vom Staat bewilligten Rationen auskommen. Ich gehorchte und kam aus, aber frag mich keiner, wie. Das Brot, teils aus Sägespänen, teils aus Sand, wurde genau bemessen: ein kleiner Leib pro Kopf und Woche. Das Mehl war so schwarz, dass man nicht einmal eine Einbrennsuppe daraus machen konnte. Um ein halbes Kilo Zucker zu bekommen, stellte ich mich drei Stunden vor dem Geschäft an. Wenn unsere höchsten Festtage kamen oder wenn einer der Söhne auf Urlaub nach Hause durfte, weinte ich mein Kissen nass. Die für eine Woche bestimmte Ration Brot ging dann oft beim ersten Frühstück drauf. Wovon sollte ich meinen Mann die sechs folgenden Tage nähren?

Mein prächtiges Dreigespann: unser sehr braver, langjähriger Diener, unsere perfekte Köchin, seine Braut, und unser Stubenmädchen, eine Cousine der Köchin, hatte

252 Notmatura: erleichterte Reifeprüfung während des Kriegs (in Österreich auch als »Kriegsmatura« bezeichnet).

253 Theseustempel: Miniatur des Athener Theseions, 1819–1823 im Wiener Volksgarten auf einem dreigliedrigen Stufenfundament errichtet.

ich zum Teil achtzehn Jahre lang im Hause gehabt. Kaum war der Krieg ausgebrochen, wurde der Diener einberufen, er war einer der ersten, die in Russland fielen. Dann kündigte die Köchin und sagte, sie könne in dem Hause, in dem sie jeder Löffel an den geliebten Bräutigam erinnere, nicht mehr bleiben. Sie fuhr nach Böhmen in ihre Heimat zurück. Mein Stubenmädchen wurde von ihren Eltern, Bauersleuten, nach Hause geholt, um die fehlenden männlichen Kräfte zu ersetzen. Statt ihrer bekam ich faule, diebische und unfähige Dienstleute. Mein Haus glich einem Taubenschlag. Jede Woche musste ich die eine oder andere entlassen, weil sie mir (außer dem Buffet, das sie eben nicht erschleppen konnte) so gut wie alles wegtrug. Von den geringen Mengen an Lebensmitteln, die ich zugewiesen erhielt, behielten sie den größeren Teil in der Küche; von meinem Teil schenkten sie gutherzig ihren armen Verwandten etwas.

Ich bemerkte, dass mein Mann beim Gehen manchmal schmerzlich das Gesicht verzog – er klagte nie. Auf meine Frage sagte er, die Füße schmerzen. Ich bestand darauf, dass er einen Orthopäden konsultierte. Der sagte, ihm seine beiden Hände zeigend: Wir haben beide dieselbe Krankheit, wir bekommen zu wenig Fett. Sie haben es am Fuß, ich an der Hand. Verschaffen Sie sich Butter und recht fette Speisen.« Wie ich das von meinem Mann hörte, ging ich, ohne ihm zu antworten, in die Küche und sagte den beiden Mädchen (Diener hatten wir keinen mehr): »Ich zahle Euch jetzt Kost, Lohn und Quartiergeld für vierzehn Tage und lege noch etwas darauf, wenn Ihr Eure Sachen so schnell zusammenpackt, dass Ihr in zwei Stunden draußen seid.«

Als wir am Abend nach Hause kamen, fragte mich mein Mann, warum ich nicht dem Stubenmädchen läute, sondern mich von ihm auskleiden lasse. Damals wurden die Damenkleider auf der Rückseite geknöpft, so dass man sich nicht allein auskleiden konnte. Da erst erzählte ich, ich hätte mich entschlossen, allein zu kochen und mich ohne Stubenmädchen zu behelfen – nur mit einer Aufwartefrau für die grobe Arbeit, die aber keinen Bissen zu essen bekommen werde, damit ich alles Fett und alle Butter für uns (d. h. für ihn) behalten könne. Ich hatte nie vorher gekocht. Aber meinem Mann schmeckte es herrlicher als von einem französischen Chefkoch. Trotzdem es schwer war, ein Menu zusammenzustellen – den einen Tag bekam ich keine Eier, dafür aber Milch, ein andermal kein Mehl, aber ein Stückchen Rindfleisch –, brachte ich doch immer etwas auf den Tisch, was sättigend und nahrhaft war. Hinter dem Rücken meines Mannes fuhr ich von einer Freundin zur andern und bat sie, mir Lebensmittel zu beschaffen, koste es, was es wolle, und am Nachmittag rief mich dann eine nach der andern an und meldete: die eine hatte zehn Dekka Butter bekommen, die andere ein halbes Kilo Topfen, die dritte drei Eier, und so fuhr ich mit der Tramway vom Schottenring nach Hernalts²⁵⁴ und von

²⁵⁴ Hernalts: seit 1892 durch Fusion mit den Gemeinden Dornbach und Neuwaldegg 17. Wiener Stadtbezirk.

Hernals nach dem Cottage, um die zehn Deka Butter, die drei Eier und den Topfen nach Hause zu holen. Kochen war mir bald ein Vergnügen. Es interessierte mich. Aber die alte Bedienerin konnte nur zweimal in der Woche kommen, da hieß es, die fünf anderen Tage der Woche das Küchengeschirr waschen, die Parkettböden bürsten und, was mir das Allergrößte war, den Steinboden in der Küche reiben. Diese Arbeit kostete mich wirklich ein großes Opfer. Aber zu sehen, wie meine Kost meinem Mann behagte – er behauptete, er nehme von Stunde zu Stunde zu –, entschädigte mich. Jede freie Minute stand er (wie nach dem Zusammenbruch auch meine beiden Söhne) um den Küchentisch herum, um zu helfen. Wir wohnten im fünften Stock, und der Aufzug war, um Strom zu sparen, eingestellt. Daher verlangte Ernst, dass ich, wenn ich vom Einkauf zurückkam, von unten läute, damit er mir die Einkaufstasche hinauftragen konnte.

Mit dem Kriegsende kam auch für uns der finanzielle Zusammenbruch. Ernst hatte unser Geld nur in österreichischen Werten angelegt. Bei Kriegsende waren die Wertpapiere, beziehungsweise die Krone, nur noch – oder immerhin noch immer – ein Drittel wert. Wolfgang schlug vor, er und Georg wollten die Aktien im Rucksack über die Berge zu Fuß in die Schweiz bringen und dort verkaufen – den Rest retten. Ernst verstand damals aber nicht das ganze Ausmaß der Katastrophe. »Die Spekulanten sind am Kriegsverlust schuld«, behauptete er. »Die Bergwerke, die Bahnen, die Petroleumgruben, die Fabriken, deren Aktien wir haben, sind doch dasselbe wert wie früher! Ich werde doch nicht so dumm sein, zwei Drittel des Vermögens den Spekulanten in den Rachen zu werfen.« Aber die Krone fiel weiter und weiter; die Papiere wurden wertlos – zum Schluss waren 10.000 Kronen so viel wert wie früher eine Krone.

Auch die Zinshäuser waren wertlos geworden; zwar waren die Hypotheken, die darauf standen, weggefallen, aber infolge des Mieterschutzes deckten die Einnahmen kaum die Kosten der Instandhaltung, so dass Ernst die drei Häuser für einen Pappenstiel verkaufte. Seine Arbeit, sein ganzes Streben war von unserem Verlobungstage an darauf gerichtet gewesen, mich so zu stellen, dass ich das Leben, das ich vom Elternhause her gewohnt war, auch nach seinem Tode sollte weiterführen können. Und jetzt standen wir ohne alle Reserven da! Trotzdem traf ihn der materielle Zusammenbruch nicht so schwer wie der ideelle. Sein Vaterland, sein Österreich, sein Kaiser, das war seine Welt gewesen. Die sollte nicht mehr sein? Dieser Gedanke beherrschte ihn derart, dass er den Vermögensverlust als Schicksalsschlag zweiten Grades empfand. 61 Jahre alt, durch vier Jahre aus dem juristischen Beruf herausgerissen, begann er mit der ihm eigenen Energie sich von neuem eine Existenz aufzubauen. Ernst war Gerichtsdolmetsch für Tschechisch und Slowakisch. Etliche Tage nach seiner Vereidigung als Auditor waren tschechische Abgeordnete zu ihm gekommen und wollten ihn als Verteidiger für alle Militärprozesse gegen tschechische Nationalisten gewinnen – es hätte der Kanzlei ein Vermögen eingebracht –, aber Ernst musste ablehnen. Aber nun kamen täglich Men-

schen, die – nach der Abtrennung der Tschechoslowakei von Österreich – ihre Dokumente ins Deutsche oder Tschechische übersetzen lassen mussten. Das war monatelang die Haupteinnahme, von der wir lebten.

Und dann begann der Wiederaufbau der Advokatur. Und mit welchem Erfolg! Die ehemaligen Klienten, die in der Zwischenzeit zu anderen Advokaten gegangen waren, kamen beinahe vollzählig zurück. Die Kanzlei hatte nach 1922, nach Stabilisierung der Valuta, Ertragnisse wie in den besten Friedensjahren. Wir waren immer sparsam gewesen, aber jetzt legten wir Heller auf Heller. Nach etlichen Jahren hatte Ernst die Beruhigung, dass unsere Zukunft materiell wieder gesichert war.

Wenn ich heute zurückdenke, wie kalt mich der Verlust unseres Vermögens gelassen hat, wie es mich nur kränkte, meinen Mann wieder so schwer arbeiten zu sehen, wundere ich mich eigentlich darüber. Ich war wirklich an »großes« Leben gewöhnt gewesen, hatte viel Gäste gehabt und war viel eingeladen worden, war oft ins Theater und Konzerte gegangen, fuhr in meinem »Unnummerierten«²⁵⁵, mit meinem Diener auf dem Bock²⁵⁶, fast jeden Nachmittag aus, wir machten herrliche Reisen, und mein Mann konnte zu seiner Freude große Spenden an Stiftungen für die Armen machen.

Nach dem Zusammenbruch war das alles zu Ende. Ich war »Mädchen für alles« geworden. Es gab keinen Wagen mehr, sehr selten Theaterbesuche, auf billigen Plätzen, keine Toiletten von Drecoll mehr; stattdessen machte eine billige Schneiderin aus Resten eines Weihnachtsverkaufes bei Gerngroß²⁵⁷ irgendein elendes Fähnchen. Trotzdem glaube ich, dass ich in diesen Jahren mich noch glücklicher fühlte als vorher. Mein Mann rechnete mir meine gute Laune, meine sichtbare Zufriedenheit in den veränderten Verhältnissen noch höher an, als ich es verdiente, denn mir bedeuteten Mann und Kinder so viel, die Äußerlichkeiten aber so wenig, dass ich sie kaum vermisste.

43

Erzählte ich Euch schon von so vielen herrlichen Eigenschaften Eures Vaters, vergaß ich doch eine, die ich besonders hoch schätzte: seine Verachtung der Feigheit, ob seelischer oder körperlicher. Sich nicht zu den Schwachen zu bekennen, nicht den Mut der

255 Die nummerierten Wiener Fiaker (zweispännige Lohnkutschen) unterstanden amtlicher Kontrolle. »Unnummerierte« Fiaker durften von wohlhabenderen Bürgern als soziales Statussymbol für einen längeren Zeitraum gemietet werden.

256 Bock: Sitzbank der Kutsche.

257 Kaufhaus Gerngroß: größtes Kaufhaus der Monarchie, gegründet 1879 an der Ecke Mariahilfer Straße/Kirchengasse im 7. Wiener Gemeindebezirk (in unmittelbarer Nachbarschaft der Weisl'schen Wohnung).

freien Meinungsäußerung zu haben, aus Angst, irgendwo »oben« anzustoßen, galt ihm als Verbrechen. An einem ersten Mai, als die Sozialdemokraten auf dem Höhepunkt ihrer Macht²⁵⁸ einen Massenaufmarsch über den Ring machten, baten die Enkel²⁵⁹ ihn, den Aufzug ansehen zu dürfen. Ernst nahm sie mit, aber, mitten unter den Zuschauern, machte er mit weithin schallender Stimme Bemerkungen abfälligster Art. Ich hatte Angst. Es war aber etwas in seinem Wesen, dass sich nie jemand an ihn heranwagte.

Ein andermal, im Jahre 1931, provozierte er deutschnationale Studenten. Es war die Zeit, wo die Deutschnationalen jüdische und/oder italienische Studenten aus der Aula und von der Rampe vertrieben und auch an anderen Instituten der Hochschule Krauwalle provozierten. Ernst war damals schon krebskrank – allerdings ohne es zu wissen. Wir machten unseren Mittagsspaziergang – wie immer von der Bellaria²⁶⁰ über den Ring zur Universität und zurück –, als gerade der »Bummel« zu Ende war und die farbrtragenden Studenten an uns vorbeiströmten. Da sagte er mit lauter Stimme zu mir: »Katzlerl, schau dir einmal diese Helden an. Schau dir sie aber gut an, denn solche Helden siehst du nicht alle Tage.«

Etliche Studenten, sehr geschmeichelt, umringten uns, es kamen immer neue hinzu. Weiß vor Zorn, so laut sprechend, dass man ihn an der Westbahn hätte verstehen können, fuhr Ernst fort: »Wie du sie alle da siehst, alle hätte ich cum infamia geschasst, als ich D. C. Senior war.²⁶¹ Denn diese Helden fallen nur über einen Einzelnen her, wenn sie ihrer zehn sind; am liebsten aber warten sie, bis sie fünfzig sind. Aber auch dann erst, wenn sie gut bewaffnet sind und der Einzelne unbewaffnet ist. Können sie aber gar ein Mädcl erwischen, dann sind diese Helden ganz glücklich.« Ich kann die Wirkung dieser Worte nicht beschreiben. Allee und Gehsteig waren im Augenblick leer. Ein Herr trat auf meinen Mann zu, stellte sich vor und sagte ihm: »Mehr solcher Männer wie Sie bräuchte unser schönes Österreich, dann stünde es anders um uns.«

Ein paar Tage nach diesem Vorfall fuhren wir auf den Semmering. Alljährlich wallfahrteten wir hin, um unseren Hochzeitstag dort zu feiern, wo wir die ersten Tage unseres jungen Glücks genossen hatten! Mein Mann fragte mich einmal: »Warum hast du mich in all den Jahren nie gefragt, warum ich dich ein paar Tage nach unserer Verlobung

258 Die Sozialdemokratie war seit 1922 nicht mehr in Österreichs Bundesregierung; gemeint ist die Wiener Sozialdemokratie, die von 1919 bis 1934 den Bürgermeister stellte; der hier erwähnte Maiaufmarsch fand 1930 oder 1931 statt.

259 Enkel von Charlotte und Ernst Franz von Weisl: Kinder Marianne und Karl Beths: Erich/Eric (1912–2006) und Eleonore/Nora (1916–1991).

260 Bellaria (ital. »schöne, angenehme Luft«): Straße vom Burgring zum Volkstheater, benannt nach dem ehemaligen Vorbau des Leopoldinischen Traktes der Wiener Hofburg.

261 Cum infamia geschasst: mit Schande davongejagt, D. C. Senior (vgl. Anm. 141).

gebeten habe, das Lied *Es muss was Wunderbares sein* nie wieder zu singen.«²⁶² Ich hatte diese Episode vergessen und fragte ihn jetzt nach dem Grund. »Du sangst es so innig, die Worte hatten mir einen solchen Eindruck gemacht, dass ich betete: Lieber Gott, es ist doch unmöglich, dass es etwas so ›Wunderbares‹ gibt, dass man sich ›vom ersten Kuss bis in den Tod nur von Liebe sagen könnte‹, aber mache es für uns möglich. Gott hat mich erhört. Er hat es möglich gemacht, dass wir bis heute nie eine Differenz gehabt haben und uns nur ›von Liebe sagten‹.«

Achtzehn Tage später ist er von uns gegangen.²⁶³ Mit ihm habe ich zu leben aufgehört. Ich bestehe nur noch. Undankbar wäre es, das Schicksal anzuklagen, habe ich doch durch ihn ein Leben gelebt, wie es unter Millionen Frauen wohl kaum einer beschieden war. Ich habe das reichste Frauenglück genossen: zu lieben und geliebt zu werden. Ich habe meine Sendung erfüllt, meiner Großmutter Charlotte Singer, geb. Herschel, letzten Wunsch verwirklicht!²⁶⁴ In meinen Kindern den Aufstieg der Familie fortzusetzen. In meiner Tochter Marianne den Geist und Bildungshunger, die Güte und Begeisterungsfähigkeit ihrer Ururgroßmutter Ruth Herschel, geb. Kohn, in meinem älteren Sohn Wolfgang die diagnostische Begabung, den hohen Geistesflug seines Großonkels Ludwig Herschel, in meinem jüngeren Sohn Georg den klaren Verstand, die juristische Logik seines Großonkels Josef Herschel. Meinem Enkel²⁶⁵ wird es vergönnt sein, seinen Namen als Inschrift auf einem Meilenstein am Wege der Wissenschaft zu hinterlassen. Gott wird mich in Gnaden bald von meinem Leid erlösen und mich mit denen vereinigen, die mir zu Ihm vorangegangen sind und zu denen zu kommen mein letzter Wunsch ist.²⁶⁶

262 Lied aus der Operette *Im weißen Rößl* (1930) von Ralph Benatzky (1884–1957): »Es muss was Wunderbares sein, / von dir geliebt zu werden. / Denn meine Liebe die ist Dein, / solange ich leb' auf Erden. / Ich kann nichts Schöneres mir denken, / als dir mein Herz zu schenken. / Wenn du mir Deins dafür gibst / und mir sagst, dass auch du mich liebst.«

263 Ernst Franz von Weisl starb am 18. Juni 1931 an Prostatakrebs.

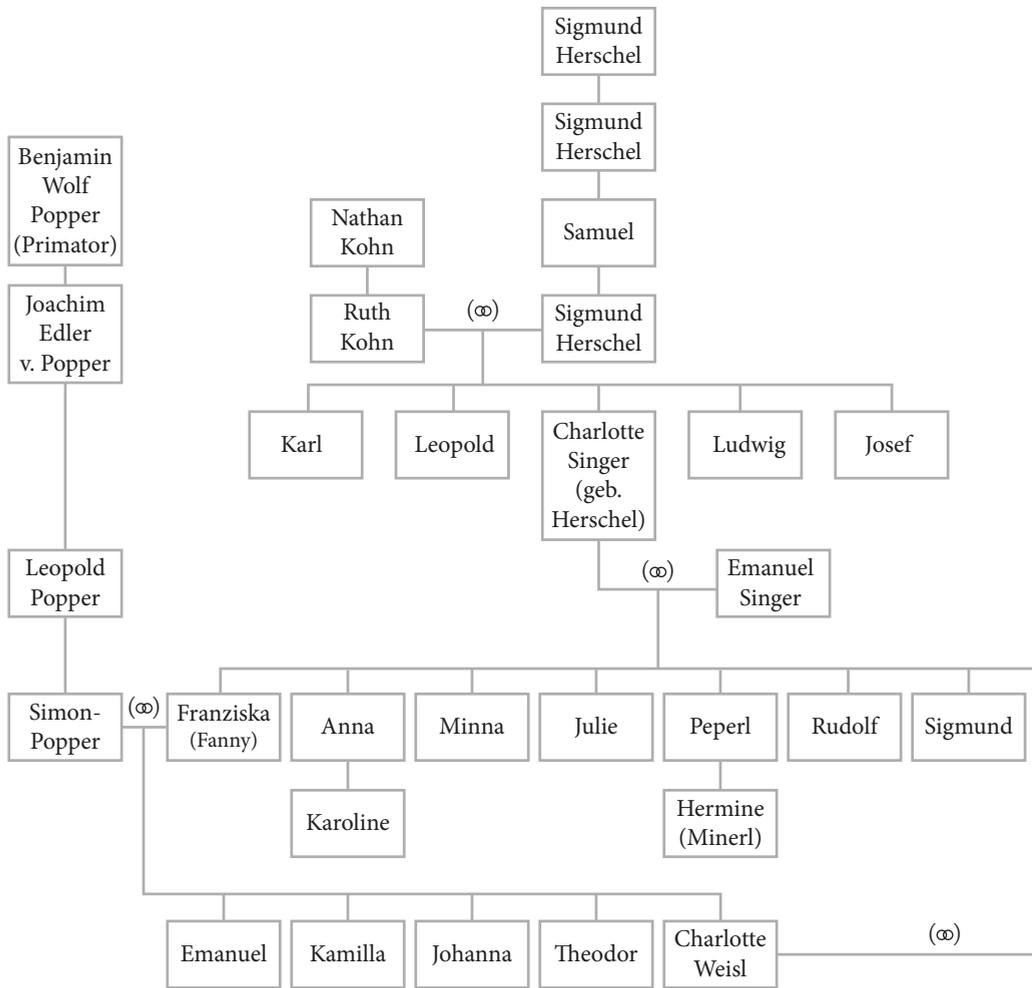
264 Siehe GmF 179, S. 88.

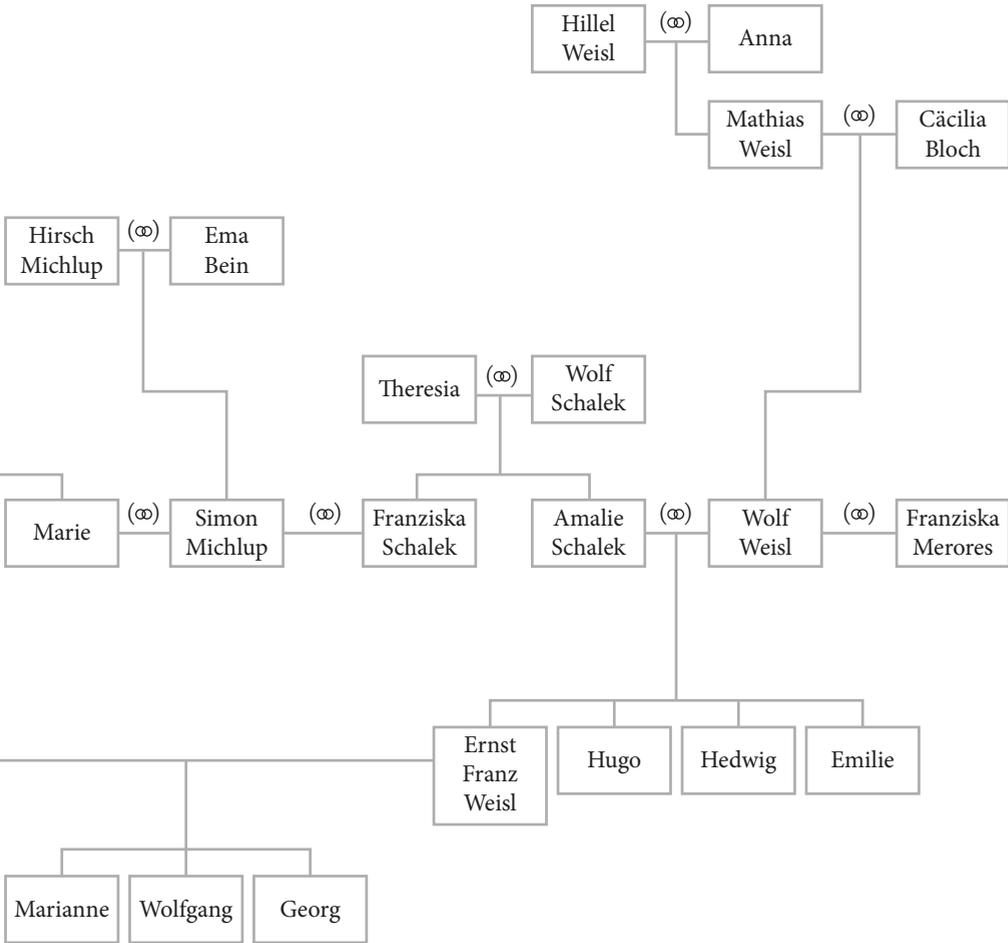
265 Erich Beth (Anm. 259), der Physiker an der University of New York in Buffalo wurde.

266 Anm. Wolfgang von Weisls: »Der ehemaligen Typistin der Kanzlei meines Vaters in den Nachmittagsstunden diktiert, im Jahre 1932. Danach lebte meine Mutter noch zwanzig Jahre lang; ihre hochgradige Kurzsichtigkeit wurde immer stärker, so dass sie schon seit 1939 in Frankreich nicht mehr sehen konnte, ob jemand Fremder im Zimmer war [...]. Ihre Schwerhörigkeit nahm jedoch immer mehr zu, so dass sie ab 1940 nur schwer an allgemeinen Gesprächen teilnehmen konnte. [...] Im Herbst 1951 diagnostizierte man bei ihr Brustkrebs; man beschloss, nicht zu operieren. Ein Jahr später, am 30. Oktober 1952, entschlief meine Mutter schmerzlos in ihrer Wohnung in Chicago und wurde dort begraben. Ich erhielt die Todesnachricht, als ich mich zum Besuch bei ihr anschickte, kurz vor der Abreise nach Amerika.«

C. Anhang

1. Gesamtstemma der Familienzweige





2. Auswahlregister der Familienmitglieder

Das Verzeichnis enthält nur die wichtigeren, handlungstragenden Personen des Haupttextes, Angaben zu entfernteren Verwandten finden sich im Stellenkommentar. Zu den hier aufgelisteten Familienmitgliedern wird auch ihr jeweiliges Verwandtschaftsverhältnis zu Charlotte von Weisl (= ChW) angegeben.

- BETH, Karl (1872–1959): Ehemann Marianne Beths, Schwiegersohn ChWs
 BETH, Marianne (1890–1984): Tochter ChWs
 ENGLÄNDER, Wilhelmine/Min(n)a (geb. Singer, 1834–?): Tante ChWs
 FISCHEL, Anna (geb. Singer, 1822–?): Tante ChWs
 FISCHEL, Karoline (?): Tochter Anna Fischels (geb. Singer), Kusine ChWs
 HELLER, Hermine/Minerl (geb. Wahle, 1871–1947): Kusine ChWs
 HERSCHEL, Josef (1783–1853): Sohn Ruth und Sigmund Herschels, Großonkel ChWs
 HERSCHEL, Karl (geb. 1796): Sohn Ruth und Sigmund Herschels, Großonkel ChWs
 HERSCHEL, Leopold (geb. 1785): Sohn Ruth und Sigmund Herschels, Großonkel ChWs
 HERSCHEL, Ludwig (geb. 1781): Sohn Ruth und Sigmund Herschels, Großonkel ChWs
 HERSCHEL, Ruth (geb. Kohn, 1760–1812): Urgroßmutter ChWs
 HERSCHEL, Sigmund (1757–1818): Urgroßvater ChWs
 KOHN, Nathan (1737–1817): Ururgroßvater ChWs
 MICHLUP, Franziska (geb. Schalek, 1819–1859): erste Frau Simon Herschmann Michlups
 MICHLUP, Marie (geb. Singer, 1844–1907): zweite Frau Simon Herschmann Michlups, Adoptivmutter und Tante ChWs
 MICHLUP, Simon Herschmann (1816–1902): Adoptivvater ChWs
 MORAWETZ, Julie (geb. Singer, 1838–1898): Tante ChWs
 POPPER, Franziska/Fanny (geb. Singer, 1843–1933): Frau Simon Poppers, Mutter ChWs
 POPPER, Leopold (1785–1870): Großvater ChWs
 POPPER, Simon (1818–1897): Vater ChWs
 POPPER, Theodor (1868–1942): Zwillingsbruder ChWs
 SAXL, Hedwig (geb. Weisl, 1853–1918): Tochter Wolf und Amalie Weisls
 SCHULHOF, Emilie (geb. Weisl, 1851–1914): Schwägerin ChWs
 SINGER, Charlotte (geb. Herschel, 1797–1868): Frau Emanuel Singers, Großmutter ChWs
 SINGER, Emanuel (1799–1862): Großvater ChWs
 SINGER, Rudolf (1839–1906): Onkel ChWs
 SINGER, Sigmund (1834–1850): Onkel ChWs
 WAHLE, Josepha/Peperl (geb. Singer, 1846–1875): Tante ChWs
 WEISL, Amalie (geb. Schalek, 1825–1864): erste Frau Wolf Weisls
 WEISL, Charlotte (geb. Popper-Michlup, 1868–1952): Tochter Franziska und Simon Poppers = Erzählerin
 WEISL, Ernst Franz (1857–1931): Mann ChWs, Sohn Wolf und Amalie Weisls
 WEISL, Franziska (geb. Merores, 1842–1908): zweite Frau Wolf Weisls
 WEISL, Georg (1898–1974): Sohn ChWs

WEISL, Hugo (1850–1868): Sohn Wolf und Amalie Weisls

WEISL, Wolf (1810–1880): Schwiegervater ChWs

WEISL, Wolfgang (1896–1974): Sohn ChWs

3. Zeittafel

Vorlage: Patrizia Gruber

- 1618–1648 Dreißigjähriger Krieg, Prager Juden unterstützen finanziell die Politik der habsburgischen Kaiser Ferdinand II./III.
- 1623 Privileg Ferdinands II. für böhmische Juden, Niederlassungsfreiheit und Schutz vor Ausweisung.
- 1638 Erste amtliche Zählung der Prager Juden (7815 Personen).
- 1648 Belohnung jüdischer Verdienste im Dreißigjährigen Krieg mit dem Recht, Wappen zu führen; Bestätigung früherer Rechte (Handel, Niederlassung) durch Ferdinand III., die 1650 wieder eingeschränkt werden.
- 1656 Gründung einer Böhmisches Landjudenschaft, die Prager Judengemeinde erhält einen Primas.
- 1726/1727 Familientengesetze: Beschränkung der jüdischen Familien in Böhmen auf insgesamt ca. 8500 Personen, Ausgrenzung der Juden in eigene Bezirke abseits christlicher Kirchen.
- 1754 Jüdischer Anteil an der Gesamtbevölkerung Böhmens: 1 Prozent (20.994 Personen).
- 1757 Geburt Sigmund Herschels.
- 1781 Toleranzpatent für die böhmischen Juden unter Joseph II., um diese »dem Staat nützlich zu machen«.
- 1785 Jüdischer Anteil an der Gesamtbevölkerung Böhmens: 1,6 Prozent (42.129 Personen).
- 1788 Verpflichtender Militärdienst der Juden in der österreichischen Armee.
- 1797 27. August: Geburt Charlotte Herschels.
- 1799 Geburt Emanuel Singers.
- 1810 18. Juni: Geburt Wolf Weisls.
- 1816 2. Februar: Geburt Simon Herschmann Michlups.
- 1818 März: Einäscherung von Sigmund Herschels Tuchfabrik und Wohnhaus durch Brandstiftung.
Geburt Simon Poppers.
- 1825 15. November: Geburt Amalie Schaleks.
- 1830 Jüdischer Anteil an der Gesamtbevölkerung Prags: 6,6 Prozent (6.858 Personen).
- 1841 Grunderwerbsrecht für Juden.
- 1843 18. Juli: Geburt Franziska/Fanny Singers.
- 1844 Antisemitische Ausschreitungen bei Textilarbeiterunruhen in Prag und Umgebung.
30. Juli: Geburt Marie Singers.

- 1846 Jüdischer Anteil an der Gesamtbevölkerung Böhmens: 1,6 Prozent (70.578 Personen).
- 1848 12. bis 17. Juni: Prager Pfingstaufstand tschechischer Nationalisten gegen das Kaisertum Österreich, von österreichischen Truppen unter Alfred Fürst von Windisch-Grätz niedergeschlagen.
- 1848/49 Rechtliche Gleichstellung der Juden in der Habsburgermonarchie.
- 1849 19. August: Hochzeit Wolf Weisls mit Amalie Schalek.
- 1850 Ca. 10.000 Juden und Jüdinnen in Prag.
Sigmund, der älteste Sohn Charlotte und Emanuel Singers, verschollen.
Übersiedlung Charlotte Singers mit Familie nach Prag.
- 1852 Konstituierung der Israelitischen Kultusgemeinde Wiens.
- 1853 4. Oktober: Geburt Hedwig Weisls.
- 1857 3. Mai: Geburt Ernst Franz Weisls in Záběhlice bei Prag.
- 1859 25. Juli: Tod Franziska Michlups, geb. Schalek.
- 1863 15. Februar: Hochzeit Simon Michlups und Marie Singers.
- 1864 19. März: Tod Amalie Weisls, geb. Schalek.
- 1865 2. Februar: Tod Emanuel Singers. 5. März: Hochzeit Wolf Weisls mit Franziska Me-
rores.
25. Juli: Hochzeit Simon Poppers mit Franziska Singer.
- 1867 Rechtliche Gleichstellung der Juden durch die neue Verfassung (Österreichisch-Ungarischer Ausgleich), Anerkennung der »Israelitischen Religionsgesellschaft«.
- 1868 14. Januar: Tod Charlotte Herschel-Singers. 31. März: Geburt der Zwillinge Charlotte und Theodor Popper in Březnice/Bresnitz.
Oktober: Tod Hugo Weisls in Prag.
- 1869 Jüdischer Anteil an der Gesamtbevölkerung Böhmens: 1,8 Prozent (89.993 Personen).
- 1879 29. März: Promotion Ernst Franz Weisls zum Dr. juris in Prag.
- 1880 Jüdischer Anteil an der Gesamtbevölkerung Prags: 9,6 Prozent (16.946 Personen).
8. Mai: Tod Wolf Weisls.
- 1886 Februar: Übersiedlung Ernst Franz Weisls nach Wien.
- 1888 Übersiedlung der Familie Michlup (Simon, Marie und Charlotte, geb. Popper) nach Wien.
- 1889 31. Mai: Hochzeit Ernst Franz Weisls mit Charlotte Popper-Michlup.
- 1890 6. März: Geburt Marianne Weisls.
- 1891 Gründung des Vereins zur Abwehr des Antisemitismus in Wien durch Arthur Gundaccar von Suttner (Ehemann der ersten Friedensnobelpreisträgerin Bertha von Suttner, Mitglied u. a. Marie von Ebner Eschenbach).
- 1894 Gründung der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft.
- 1895 Wiener Gemeinderatswahlen: Sieg der populistisch-antisemitischen christlich-sozialen Partei (unter Karl Lueger).
- 1896 Februar: Theodor Herzls zionistische Programmschrift Der Judenstaat – Versuch einer modernen Lösung der Judenfrage (Leipzig, Wien: Breitenstein).
27. März: Geburt Wolfgang Weisls.

- 1897 16. April: Kaiser Franz Joseph ernennt den christlich-sozialen Karl Lueger zum Wiener Bürgermeister, nach dreimaliger Ablehnung wegen dessen antisemitischer Propaganda.
17. April: Tod Simon Poppers.
»Die Welt. Zentralorgan der zionistischen Bewegung« (Wien), gegründet von Theodor Herzl.
29.–31. August: Erster Zionisten-Kongress in Basel zur »Schaffung einer öffentlich-rechtlich gesicherten Heimstätte für das jüdische Volk in Palästina«, Gründung der Zionistischen Weltorganisation (WZO), erster Präsident Theodor Herzl.
- 1898 Ernst Franz Weisl: Obmann der Wiener Zionistischen Vereinigung für die Bezirke Mariahilf-Neubau (1900 Rücktritt), Präsident der Österreichisch-Ungarischen Kolonialgesellschaft (bis 1914).
30. November: Geburt Georg Weisls.
- 1902 2. Juli: Tod Simon Herschmann Michlups in Baden bei Wien.
- 1903 6./7. April: Pogrom gegen Juden in Kischinew/Chişinău (Russland, heute Moldawien), 47 Tote, mehrere hundert zum Teil Schwerverwundete.
Angebot der britischen Regierung an die Zionistische Weltorganisation zur Kolonisation eines ca. 13.000 km² großen Territoriums in Britisch-Ostafrika/Uganda (vom Sechsten Zionisten-Kongress in Basel, 23.–28. August, abgelehnt).
- 1904 3. Juli: Tod Theodor Herzls.
- 1907 23. Jänner: Tod Marie Michlups, geb. Singer.
- 1908 23. Jänner: Tod Franziska Weisls, geb. Merores.
- 1910 Heirat Marianne Weisls mit dem evangelischen Theologen Karl Beth nach vorheriger Taufe.
- 1912 7. Juni: Geburt Erich Beths in Wien (gest. 3. Juni 2006 in den USA).
- 1914 28. Juni: Ermordung des habsburgischen Thronfolgers Erzherzog Franz Ferdinand in Sarajevo.
28. Juli: Kriegserklärung Kaiser Franz Josephs gegen Serbien, Beginn des Ersten Weltkriegs.
Ernennung Ernst Franz Weisls zum stellvertretenden Generalmilitäranwalt.
- 1915 Einberufung Wolfgang Weisls zum Kriegseinsatz.
- 1916 9. November: Geburt Eleonore Beths in Wien (gest. 1991 in den USA).
21. November: Tod Kaiser Franz Josephs.
- 1917 Einberufung Georg Weisls zum Kriegseinsatz.
- 1918 28. Oktober: Proklamation der »Tschechoslowakischen Republik« in Prag.
3. November: Waffenstillstand, Verzicht Kaiser Karls auf Ausübung der Staatsgeschäfte.
12. November: Ausrufung der »Republik Deutschösterreich« als Bestandteil der »Deutschen Republik«.
- 1919 September: Friedensvertrag in St. Germain: »Republik Österreich« mit Anschlussverbot an Deutschland.
- 1921 13. Juni: Marianne Beth erste promovierte Juristin Österreichs.
- 1922–1938 Christlich-soziale bzw. ständestaatliche Regierungen (zuerst unter Prälat Ignaz Sei-

- pel, 1933 unter Engelbert Dollfuß, 1934 unter Kurt Schuschnigg), Sozialdemokratische Arbeiterpartei durchweg in Opposition.
- 1923 Inflation in Österreich und Deutschland.
- 1927 15. Juli: Arbeiterdemonstration in Wien, Brand des Justizpalastes, Schießbefehl von Polizeipräsident Johann Schober, ca. 100 Tote, mehrere hundert zum Teil Schwerverletzte.
- 1929 24. Oktober: Börsenkrach in New York, Ausbruch der Weltwirtschaftskrise.
- 1931 18. Juni: Tod Ernst Franz Weisls in Wien.
- 1933 31. Januar: Machtübernahme Adolf Hitlers im Deutschen Reich.
18. März: Tod Franziska/Fanny Singers, verh. Popper.
- 1938 12./13. März: »Anschluss« Österreichs an Hitlerdeutschland, Flucht der Familie Weisl nach Paris, der Familie Beth in die USA.
- 1939 1. September: Angriff Hitlerdeutschlands auf Polen, Beginn des Zweiten Weltkriegs.
3. September: Kriegserklärungen Frankreichs und Großbritanniens an das Deutsche Reich, Beginn des Zweiten Weltkriegs.
- 1940 Juni: Ausreise Wolfgang Weisls mit Familie über Beirut nach Palästina (Gedera), Emigration Charlotte Weisls über London zur Tochter Marianne nach Chicago.
- 1948 14. Mai: Ausrufung eines souveränen und unabhängigen Staates Israel.
- 1952 30. Oktober: Tod Charlotte Weisls in Chicago.
- 1959 9. September: Tod Karl Beths in Chicago.
- 1974 21. Februar: Tod Wolfgang Weisls in Gedera/Israel.
18. November: Tod Georg Weisls in Wien.
- 1984 19. August: Tod Marianne Beths in Cresskill/New York.

4. Bibliographie

Vorlage: Patrizia Gruber

- ABELES, Otto: *Zehn Jüdinnen. Sittenbilder und Geschichten aus dem Leben jüdischer Frauen*. Wien, Leipzig: Präger 1931.
- AMBOM, Marie-Theres: *Damals war Heimat. Die Welt des Wiener jüdischen Großbürgertums*. Wien: Amalthea 2014.
- BAHR, Hermann: *Das jüdische Prag. Eine Sammelschrift*. Prag: Selbstwehr 1917.
- BARTA, Johannes: *Jüdische Familienerziehung. Das jüdische Erziehungswesen im 19. und 20. Jahrhundert*. Zürich, Einsiedeln, Köln: Benziger 1975.
- BAŽANT, Jan/Nina BAŽANTOVÁ/Frances STARN (Hg.): *The Czech Reader. History, Culture, Politics*. Durham, London: Duke UP 2010.
- BECHER, Dieter/Steffen HÖHNE/Jörg KRAPPMANN/Peter WEINBERG (Hg.): *Handbuch der deutschen Literatur Prags und der böhmischen Länder*. Stuttgart, Weimar: Metzler 2017.
- BELLER, Steven (Hg.): *Rethinking Vienna 1900*. New York, Oxford: Berghahn Books 2001.
- BERGER, Natalia (Hg.): *Wo sich Kulturen begegnen. Die Geschichte der tschechoslowakischen Juden*. Prag: Mlada Fronta 1992.

- BERTZ, Inka: *Familienbilder. Selbstdarstellung im jüdischen Bürgertum*. Köln: DuMont 2004.
- BETH, Marianne: *Lernen und Arbeiten*. In: *Führende Frauen Europas, in sechzehn Selbstschilderungen*. Hg. und eingeleitet von Elga Kern. München: Reinhardt 1928, S. 94–115.
- BETHKE, Carl: *(K)eine gemeinsame Sprache? Aspekte deutsch-jüdischer Beziehungsgeschichte in Slawonien 1900 bis 1945*. Münster [u. a.]: Lit 2013.
- BLOCH, Joseph Samuel: *Der nationale Zwist und die Juden in Österreich*. Wien: Gottlieb 1886.
- BOTZ, Gerhard/Ivar OXAAL/Michael POLLAK (Hg.): *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert*. Zweite, neu bearbeitete und erweiterte Auflage. Wien: Czernin 2002.
- BOURDIEU, Pierre: *Die feinen Unterschiede. Kritik der gesellschaftlichen Urteilskraft*. Übersetzt von Bernd Schwibs, Achim Russer. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1982.
- BOURDIEU, Pierre: *Ökonomisches Kapital, kulturelles Kapital, soziales Kapital*. In: *Soziale Ungleichheiten*. Hg. von Reinhard Kreckel. Göttingen: Schwartz 1983, S. 183–198.
- BOYARIN, Jonathan: *Jewish Families*. New Brunswick: Rutgers UP 2013.
- BURGER, Hannelore: *Heimatrecht und Staatsbürgerschaft österreichischer Juden vom Ende des 18. Jahrhunderts bis in die Gegenwart*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2014.
- COENEN-HUTHER, Josette: *Das Familiengedächtnis. Wie Vergangenheit rekonstruiert wird*. Konstanz: UVK-Verlagsgesellschaft 2002.
- COHEN, Gary B.: *The Politics of Ethnic Survival in Prague, 1861–1914*. Princeton UP 1981.
- DIAMANT, Paul: *Sinn und Zweck der jüdischen Familienforschung*. In: *Archiv für jüdische Familienforschung (Wien) 1 (1912)*, Heft 1, S. 2–5.
- DONATH, Oskar: *Böhmische Dorfjuden*. Brünn: Kral 1926.
- DREWES, Kai: *Jüdischer Adel. Nobilitierungen von Juden im Europa des 19. Jahrhunderts*. Frankfurt/M., New York: Campus 2013.
- ERB, Rainer: *Die Wahrnehmung der Physiognomie der Juden: Die Nase*. In: *Das Bild der Juden in der Volks- und Jugendliteratur vom 18. Jahrhundert bis 1945*. Hg. von Heinrich Pleticha. Würzburg: Königshausen & Neumann 1985, S. 107–126.
- FIALA-FÜRST, Ingeborg: *Das Bild der Juden*. In: *Handbuch der deutschen Literatur Prags und der böhmischen Länder*. Hg. von Dieter Becher, Steffen Höhne, Jörg Krappmann, Peter Weinberg. Stuttgart, Weimar: Metzler 2017, S. 283–293.
- FRANKEL, Jonathan/Steven J. Zipperstein (Hg.): *Assimilation and Community. The Jews in Nineteenth-Century Europe*. Cambridge UP 2004.
- FRÜH, Dorothee: *Die Genealogie als Hilfswissenschaft der Humangenetik*. In: *Jahrbuch für Geschichte und Theorie der Biologie (Göttingen) 4 (1999)*, S. 141–162.
- GAUGUSCH, Georg: *Wer einmal war. Das jüdische Großbürgertum Wiens 1800–1938*. Bd. 1, 2. Wien: Amalthea 2011, 2016.
- GEBHARDT, Miriam: *»Vom Ghetto zur Villa« – Familiäre Erinnerungsstrategien im emanzipierten Judentum*. In: *Die Legitimität der Erinnerung und die Geschichtswissenschaft*. Hg. von Clemens Wischermann. Stuttgart: Steiner 1996, S. 175–188.
- GEBHARDT, Miriam: *Das Familiengedächtnis. Erinnerung im deutsch-jüdischen Bürgertum 1890 bis 1932*. Stuttgart: Steiner 1999.
- GILMAN, Sander L.: *The Jew's Body*. New York, London: Routledge 1991.

- GILMAN, Sander L.: *Jüdischer Selbsthaß. Antisemitismus und die verborgene Sprache der Juden*. Aus dem Amerikanischen von Isabella König. Frankfurt/M.: Jüdischer Verlag 1993.
- GILMAN, Sander L./Robert JÜTTE/Gabriele KOHLBAUER-FRITZ (Hg.): »Der schejne Jid«. *Das Bild des »jüdischen Körpers« in Mythos und Ritual*. Wien: Picus 1998.
- GLÜCKEL VON HAMELN: *Memoiren*. Übersetzt von Bertha Pappenheim. Mit einem Vorwort von Viola Roggenkamp. Weinheim: Beltz 2013.
- GOLD, Hugo: *Die Juden und Judengemeinden Mährens in Vergangenheit und Gegenwart. Ein Sammelwerk*. Brünn: Jüdischer Buch- und Kunstverlag 1929.
- GOLD, Hugo: *Die Juden und Judengemeinden Böhmens in Vergangenheit und Gegenwart*. Bd. 1, 2. Brünn Jüdischer Buch- und Kunstverlag 1934.
- GOLTSCHNIGG, Dietmar: *Darstellung und Kritik der Moderne in der österreichischen Literatur (1880–1930)*. In: *nach Kakanien. Annäherungen an die Moderne*. Hg. von Rudolf Haller. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 1996, S. 157–197.
- GOLTSCHNIGG, Dietmar (Hg.): *Wolfgang von Weisl. Der Weg eines österreichischen Zionisten vom Untergang der Habsburgermonarchie zur Gründung des Staates Israel. Texte und Kontexte, Analysen und Kommentare*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2019.
- GRAETZ, Heinrich: *Geschichte der Juden von den ältesten Zeiten bis auf die Gegenwart. Aus den Quellen neu bearbeitet*. Bd. 10. Leipzig: Leiner 1882.
- GUDEHUS, Christian/Ariane EICHENBERG, Harald WELZER (Hg.): *Gedächtnis und Erinnerung. Ein interdisziplinäres Handbuch*. Stuttgart, Weimar: Metzler 2010.
- HACKESCHMIDT, Jörg: *Von Kurt Blumenfeld zu Norbert Elias. Die Erfindung einer jüdischen Nation*. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 1997.
- HALBWACHS, Maurice: *Das Gedächtnis und seine sozialen Bedingungen*. Berlin, Neuwied: Luchterhand 1966.
- HALBWACHS, Maurice: *Das kollektive Gedächtnis*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- HECHT, Dieter/Louise HECHT: *Jüdische Frauen zwischen Haskalah und Emanzipation*. In: *Salondamen und Dienstboten. Jüdisches Bürgertum um 1800 aus weiblicher Sicht*. Hg. von Sabine Hödl. St. Pölten 2009, S. 29–38.
- HECHT, Louise: *Zwischen Haskalah und Cheder. Schulen und jüdische Erziehung in den Ländern der böhmischen Krone*. In: *Individuum und Gemeinde. Juden in Böhmen, Mähren und Schlesien 1520 bis 1848*. Hg. von Helmut Teufel, Pavel Kocman, Alexandr Putík, Iveta Cermanová. Prag, Brünn: Židovské Muzeum v Praze 2011, S. 159–176.
- HEINSOHN, Kirsten/Stefanie SCHÜLER-SPRINGORUM (Hg.): *Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*. Göttingen: Wallstein 2006.
- HERZL, Theodor: *Wenn ihr wollt, ist es kein Märchen. Altneuland / Der Judenstaat*. Hg. und eingeleitet von Julius Schoeps. Kronberg/Ts.: Jüdischer Verlag 1978.
- HÖDL, Klaus: *Wiener Juden – jüdische Wiener. Identität, Gedächtnis und Performanz im 19. Jahrhundert*. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2006.
- HONIGMANN, Barbara: *Das Gesicht wiederfinden. Über Schreiben, Schriftsteller und Judentum*. München, Wien: Hanser 2006.
- IGGERS, Wilma: *Die Juden in Böhmen und Mähren. Ein historisches Lesebuch*. München: Beck 1986.

- JAKOBOVITS, Tobias: *Die Judenabzeichen in Böhmen*. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte der Juden in der Cechoslovakischen Republik (Prag) 3 (1931), S. 145–184.
- JANCKE, Gabriele: *Die סִיכְרוֹנוֹת (Sichronot, Memoiren) der jüdischen Kauffrau Glückel von Hameln zwischen Autobiographie, Geschichtsschreibung und religiösem Lehrtext. Geschlecht, Religion und Ich in der Frühen Neuzeit*. In: *Autobiographien von Frauen. Beiträge zu ihrer Geschichte*. Hg. von Magdalene Heuser. Tübingen: Niemeyer (1996), S. 93–134.
- JEITTELES, Ignaz: *Über den Kulturzustand der Juden in Böhmen*. In: Sulamith. Eine Zeitschrift zur Beförderung der Cultur und Humanität unter der jüdischen Nation (Dessau, Leipzig) 1 (1807), Bd. 2, Heft 4, S. 209–225.
- JOHN, Michael: *Vielfalt und Heterogenität. Zur Migration nach Wien um 1900*. In: *Migration und Innovation um 1900. Perspektiven auf das Wien der Jahrhundertwende*. Hg. von Elisabeth Röhrlich. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2016, S. 23–46.
- KAGANOFF, Benzion C.: *A Dictionary of Jewish Names and Their History*. Lanham: Jason Aronson 2005.
- KAPLAN, Marion A.: *Weaving Women's Words. Zur Bedeutung von Memoiren für die deutsch-jüdische Familiengeschichte*. In: *Deutsch-jüdische Geschichte als Geschlechtergeschichte. Studien zum 19. und 20. Jahrhundert*. Hg. von Kirsten Heinsohn. Göttingen: Wallstein 2006, S. 250–275.
- KATZ, Jacob: *Aus dem Ghetto in die bürgerliche Gesellschaft. Jüdische Emanzipation 1770–1870*. Frankfurt/M.: Jüdischer Verlag bei Athenäum 1986.
- KERNMAYER, Hildegard/Klaus HÖDL/Petra ERNST: *Assimilation – Dissimilation – Transkulturation. Jüdische Identitäten in der (Wiener und zentraleuropäischen) Moderne*. In: *Kultur – Identität – Differenz. Wien und Zentraleuropa in der Moderne*. Hg. von Moritz Csáky, Astrid Kury, Ulrich Tragatschnig. Innsbruck, Wien, Bozen: Studienverlag 2004, S. 291–322.
- KESTENBERG-GLADSTEIN, Ruth: *Neuere Geschichte der Juden in den böhmischen Ländern. Erster Teil. Das Zeitalter der Aufklärung. 1780–1830*. Tübingen: Mohr 1969.
- KIEVAL, Hillel J.: *Die Länder dazwischen. Die Juden in Böhmen, Mähren und der Slowakei bis 1918*. In: *Wo sich Kulturen begegnen. Die Geschichte der tschechoslowakischen Juden*. Hg. von Natalia Berger. Prag: Mladá Fronta 1992, S. 23–51.
- KIEVAL, Hillel J.: *Languages of Community. The Jewish Experience in the Czech Lands*. Berkeley: UCP 2000.
- KLIMA, Arnošt: *Die Textilmanufaktur im Böhmen des 18. Jahrhunderts*. In: *Historica. Revue pro historii a příbuzné vědy (Ostrava) 15 (1967)*, S. 123–181.
- KOHN, Joseph H. (Hg.): *Der Bibelschatz. Ein Familienbuch vorzüglich für Frauen und für die reifere Jugend beiderlei Geschlechtes*. Prag: Landau 1857.
- KOMPERT, Leopold: *Aus dem Ghetto. Geschichten*. Leipzig: Herbig 1850.
- KOTOWSKI, Elke-Vera/Julius H. SCHOEPS/Hiltrud WALLENBORN (Hg.): *Handbuch zur Geschichte der Juden in Europa*. Darmstadt: Primus 2001.
- KRAUS, Karl: *Eine Krone für Zion*. In: K. K.: *Frühe Schriften*. Hg. von Johannes J. Braakenburg. Bd. 2. München: Kösel 1979, S. 298–314.
- KRAUSS, Samuel: *Joachim Edler von Popper. Ein Zeit- und Lebensbild aus der Geschichte der Juden in Böhmen mit 12 Abbildungen auf 10 Tafeln*. Wien: Selbstverlag 1926.
- KUCHARZ, Monika: *Das antisemitische Stereotyp der jüdischen Physiognomie. Seine Entwicklung in Kunst und Karikatur*. Münster [u. a.]: Lit 2017.

- LÄSSIG, Simone: *Jüdische Wege ins Bürgertum. Kulturelles Kapital und sozialer Aufstieg im 19. Jahrhundert*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2004.
- LIPPHARDT, Veronika: *Biologie der Juden. Jüdische Wissenschaftler über »Rasse« und Vererbung 1900 bis 1935*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2008.
- LOIDL, Simon: *»Europa ist zu enge geworden«. Kolonialpropaganda in Österreich-Ungarn 1885 bis 1918*. Wien: Promedia 2017.
- LORENZ, Ottokar: *Lehrbuch der gesamten wissenschaftlichen Genealogie. Stammbaum und Abnetafel in ihrer geschichtlichen, sociologischen, und naturwissenschaftlichen Bedeutung*. Wien: Hertz 1898.
- MAYER, Sigmund: *Die Wiener Juden. Kommerz, Kultur, Politik 1700–1900*. Wien, Berlin: Löwit 1917.
- MCCAGG, William O.: *A History of Habsburg Jews, 1670–1918*. Bloomington: IUP 1992.
- MAUTHNER, Fritz: *Prager Jugendjahre. Erinnerungen*. Frankfurt/M.: S. Fischer 1969.
- MOLLER, Sabine: *Erinnerung und Gedächtnis*, Version: 1.0, in: Docupedia-Zeitgeschichte, 12.4.2010, URL: http://docupedia.de/zg/Erinnerung_und_Gedächtnis.
- MORRIS-REICH, Amos: *Assimilation*. In: *Enzyklopädie jüdischer Geschichte und Kultur*. Hg. von Dan Diner. Bd. 1. Stuttgart, Weimar: Metzler 2011, S. 171–176.
- NEKULA, Marek/Walter KOSCHMAL (Hg.): *Juden zwischen Deutschen und Tschechen. Sprachliche und kulturelle Identität in Böhmen 1800–1945*. München: Oldenbourg 2006.
- NIEDHAMMER, Martina: *Nur eine »Geld-Emancipation«? Loyalitäten und Lebenswelten des Prager jüdischen Bürgertums 1800 bis 1867*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013.
- NORA, Pierre: *Zwischen Geschichte und Gedächtnis*. Dt. von Wolfgang Kaiser. Berlin: Wagenbach 1990.
- NORDAU, Max: *Strömungen im Judenthum. Vortrag gehalten in Amsterdam, 17. April 1899*. In: M. N.: *Zionistische Schriften*. Hg. vom Zionistischen Aktionskomitee. Köln, Leipzig: Jüdischer Verlag 1909, S. 249–271.
- PAULEY, Bruce: *Politischer Antisemitismus im Wien der Zwischenkriegszeit*. In: *Eine zerstörte Kultur. Jüdisches Leben und Antisemitismus in Wien seit dem 19. Jahrhundert*. Hg. von Gerhard Botz, Ivar Oxaal, Michale Pollak. Wien: Czernin 2002, S. 241–260.
- PENSLAR, Derek: *Shylock's Children. Economics and Jewish Identity in Modern Europe*. Berkeley: UCP 2001.
- PUTIK, Alexandr/Olga SIXTOVA: *Die Geschichte der Juden in Böhmen und Mähren*. Prag: Jüdisches Museum 2007.
- REINKE, Andreas/Katerina ČAPKOVÁ/Michal FRANKL/Piotr KENDZIOREK/Ferenc LACZÖ (Hg.): *Die »Judenfrage« in Ostmitteleuropa. Historische Pfade und politisch-soziale Konstellationen*. Berlin: Metropol 2015.
- RICHARZ, Monika: *Der Wandel weiblichen Selbstverständnisses in den Lebenszeugnissen jüdischer Frauen*. In: *Jüdische Selbstwahrnehmung. La prise de conscience de l'identité juive*. Hg. von Hans Otto Horch, Charlotte Wardi. Tübingen: Niemeyer 1997, S. 99–110.
- RICHARZ, Monika (Hg.): *Die Hamburger Kauffrau Glikl. Jüdische Existenz in der Frühen Neuzeit*. Hamburg: Christians 2001.
- RÖHRLICH, Elisabeth (Hg.): *Migration und Innovation um 1900. Perspektiven auf das Wien der Jahrhundertwende*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2016.

- ROSE, Alison: *Jewish Women in Fin de Siècle Vienna*. Austin: UTP 2008.
- ROSSBACHER, Karlheinz: *Literatur und Bürgertum. Fünf Wiener jüdische Familien von der liberalen Ära bis zum Fin de Siècle*. Wien, Köln, Weimar: Böhlau 2003.
- ROUBÍK, František: *Die Judensiedlungen in Böhmen auf den Ortsplänen vom Jahre 1727*. In: Jahrbuch der Gesellschaft für Geschichte Juden in der Cechoslovakischen Republik (Prag) 3 (1931), S. 283–306.
- ROZENBLIT, Marsha L.: *Reconstructing a National Identity. The Jews of Habsburg Austria during World War I*. New York: Oxford UP 2001.
- RÜRUP, Miriam: *Ehrensache. Jüdische Studentenverbindungen an deutschen Universitäten 1886 bis 1937*. Göttingen: Wallstein 2008.
- SANDGRUBER, Roman: *Traumzeit für Millionäre. Die 929 reichsten Wienerinnen und Wiener im Jahr 1910*. Wien, Graz, Klagenfurt: Styria 2013.
- SCHACTER, Daniel L.: *Wir sind Erinnerung. Gedächtnis und Persönlichkeit*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt 1999.
- SCHIFF, Maximilian Paul: *Ehrennotwehr*. In: Das Recht. Volkstümliche Zeitschrift für österreichisches Rechtsleben (Wien), 1. Juli 1911, S. 7–9.
- SCHMIDT, Siegfried J. (Hg.): *Gedächtnis. Probleme und Perspektiven der interdisziplinären Gedächtnisforschung*. Frankfurt/M.: Suhrkamp 1991.
- SCHREYER, Josef Anton: *Kommerz, Fabriken und Manufakturen des Königreichs Böhmen, theils wie sie es sind, theils, wie sie es werden könnten. Ein nützliches Handbuch für teutsche Kaufleute*. Prag, Leipzig: Schönfeld 1790.
- SEIBT, Ferdinand (Hg.): *Die Juden in den böhmischen Ländern*. München, Wien: Oldenbourg 1983.
- SHUMSKY, Dimitry: *Zweisprachigkeit und binationale Idee. Der Prager Zionismus 1900–1930*. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2013.
- SOMMER, Johann Gottfried: *Das Königreich Böhmen statistisch-topographisch dargestellt*. Bd. 4: *Elbogner Kreis*. Prag: Calve 1847.
- STACHEL, Peter: *Übernationales Gesamtstaatsbewusstsein in der Habsburgermonarchie. Zwei Fallbeispiele*. In: Kakanien revisited 2002 (<http://www.kakanien-revisited.at/beitr/fallstudie/PSstachel1.pdf>).
- STREINZ, Wenzel Maternus: *Vollständiger Umriß einer Topographie des Berauner Kreises im Königreiche Böhmen*. Prag 1828.
- URZIDIL, Johannes: *Da geht Kafka. Essays*. Zürich, Stuttgart: Artemis 1965.
- URZIDIL, Johannes: *Prager Triptychon. Erzählungen*. Hg. und mit einem Nachwort von Peter Demetz. Salzburg, Wien: Residenz 1997.
- VOLKOV, Shulamit: *Antisemitismus als kultureller Code. Zehn Essays*. München: Beck 2000.
- WEINBERG, Werner: *Die Reste des Jüdischdeutschen*. Stuttgart [u. a.]: Kohlhammer 1969.
- WEINDLING, Paul: *The Evolution of Jewish Identity. Ignaz Zollschan between Jewish and Aryan Race Theories*. In: *Jewish Tradition and the Challenge of Darwinism*. Chicago. Hg. von Geoffrey Cantor, Marc Swetlitz. London: UChP 2006, S. 116–136.
- WEISL, Charlotte: *HaSefer Shel Saffta Charlotte. Toldot Mischpacha 1660–1934*. Übersetzt aus dem Deutschen von Elda Krasikow, Dan von Weisl, bearbeitet und gedruckt durch Niva von Weisl. Jerusalem: Selbstverlag 2008.
- WEISL, Ernst Franz: *Frankreichs Militär-Strafprozessordnung. Studie zur Reform der Mili-*

- tär-Strafprozessordnungen des deutschen Reiches und der österreichisch-ungarischen Monarchie.* Wien: Seidl 1887.
- WEISL, Ernst Franz: *Das Heeres-Strafrecht.* Bd. 1, 2. Wien: Pollak 1892.
- WEISL, Ernst Franz: *Das Militär-Strafverfahren in Russland, Frankreich und Deutschland.* Wien: Reichswehr 1894.
- WEISL, Ernst Franz: *Ehre und Ehrennotwehr.* In: Monatsblätter des wissenschaftlichen Club (Wien) 21 (1899), S. 54–58.
- WEISL, Ernst Franz: *Rassenmord. Die Entsittlichung des Ehelebens der Juden der »besseren« Stände.* In: Jüdisches Volksblatt (Wien) 1. Mai 1903.
- WEISL, Ernst Franz: *»Es tut mir ja so weh, daß die Juden so dumm sind!«* In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 15. Mai 1903.
- WEISL, Ernst Franz: *Die ostafrikanische Besiedelungsfrage.* In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 4. September 1903.
- WEISL, Ernst Franz: *Erweckung eines Volkes.* In: Jüdisches Volksblatt (Wien), 19. Februar 1904.
- WEISL, Ernst Franz: *Zur Auswanderungsfrage.* In: Zeitschrift für Kolonialpolitik, Kolonialrecht und Kolonialwirtschaft (Berlin) 7 (1905), Heft 5, S. 375–389; Heft 6, S. 390–406.
- WEISL, Ernst Franz: *Das militärische Standrechtsverfahren. Ein Stück Mittelalter.* In: Arbeiter-Zeitung (Wien), 2. Dezember 1909.
- WEISL, Ernst Franz: *Kommentar zu den Militär-Strafprozessordnungen für die gemeinsame Wehrmacht und für die Landwehren in Österreich und Ungarn vom 5. Juli 1912.* Wien: Perles 1913.
- WEISL, Wolfgang: *Die Juden in der Armee Österreich-Ungarns. Illegale Transporte. Skizze zu einer Autobiographie.* Tel Aviv: Olamenu 1971.
- WEISL, Wolfgang: *Theologie des Zionismus und Antizionismus.* In: Emuna. Horizonte zur Diskussion über Israel und das Judentum (Frankfurt/M.) 8 (1973), S. 164–181.
- WLASCHEK, Rudolf M.: *Juden in Böhmen: Beiträge zur Geschichte des europäischen Judentums im 19. und 20. Jahrhundert.* Zweite, vollständig überarbeitete und erweiterte Auflage. München: Oldenbourg 1990.
- YORK-STEINER, Heinrich: *Die todte Frau. Novelette.* In: Die Welt. Zentralorgan der Zionistischen Bewegung (Wien) 2 (1898), Heft 1 (7. Januar), S. 12–15.
- YORK-STEINER, Heinrich: *Der Talmudbauer unterwegs. Erzählungen.* Berlin: Jüdischer Verlag 1904.
- ZIEGLER, Ignaz: *Dokumente zur Geschichte der Juden in Karlsbad (1791–1869).* Karlsbad: Hengstenberg 1913.
- ŽMEGAČ, Viktor (Hg.): *Geschichte der deutschen Literatur vom 18. Jahrhundert bis zur Gegenwart.* Bd. 2. Königstein: Athenäum 1980.
- ZOLLSCHAN, Ignaz: *Das Rassenproblem unter besonderer Berücksichtigung der theoretischen Grundlagen der jüdischen Rassenfrage.* Wien: Braumüller 1910.
- ŽUPANIČ, Jan: *Die Entstehung des jüdischen Adels in der Habsburgermonarchie.* In: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden (Tübingen) 17 (2007), Heft 2, S. 473–497.
- ZWEIG, Egon Michael: *Die Familienüberlieferung im Dienste der völkischen Idee.* In: Jüdische Volksstimme (Brünn, Wien) 7 (1905) Nr. 10 (10. März).
- ZWEIG, Stefan: *Die Welt von Gestern. Erinnerungen eines Europäers.* 35. Auflage. Frankfurt/M.: Fischer Taschenbuch 2005.

5. Ortsnamen

ALT-LIEBEN/LIBEŇ, heute Stadtteil von Prag.

BADEN: kaiserlicher Kurort, 27 km südlich von Wien.

BAUMGARTEN/STROMOVKA: Parklandschaft im 7. Prager Stadtbezirk.

BENESCHAU/BENEŠOV: Kreisstadt, 37 km südöstlich von Prag.

BRESNITZ/BŘEZNICE: Kleinstadt, 75 km südwestlich von Prag.

BRUCK AN DER LEITHA: 40 km südöstlich von Wien, seit 1866 großes Truppenlager samt Übungsplatz der K.-u.-k.-Armee.

BRÜNN/BRNO: Hauptstadt Mährens, heute mit 380.000 Einwohnern zweitgrößte Stadt Tschechiens, 210 km südöstlich von Prag, 140 km nördlich von Wien.

EGER/CHEB: Stadt in der Karlsbader Region, 180 km westlich von Prag.

IGLAU/JIHLAVA, 130 km südöstlich von Prag: gilt als älteste böhmisch-mährische Bergbaustadt (heute UNESCO-Weltkulturerbe).

JANOWITZ/JANOVICE: 8 km südwestlich der Bezirksstadt Klattau/Klatovy, 135 km südwestlich von Prag.

JOSEFSTADT/JOSEFOV: Ortsteil der Kleinstadt Jermer/Jaroměř, 130 km östlich von Prag, 1780–1787 zum Schutz der Grenze gegen die preußische Armee errichtet, bis 1918 Garnison der K.-u.-k.-Armee.

KARLSBAD/KARLOVY VARY: an der Mündung der Tepl in die Eger (Ohře), 130 km westlich von Prag, berühmtester Kurort der Habsburgermonarchie.

KAROLINENTHAL/KARLÍN: Prager Vorstadt, 1922 eingemeindet.

KISCHINEW/CHIȘINĂU (Russland, heute Moldawien).

KÖNIGGRÄTZ/HRADEC KRÁLOVÉ: Stadt an der Elbe, 115 km östlich von Prag, historische Niederlage der Österreicher gegen Preußen am 4. Juli 1866.

KRATZIN/KRAČÍN: 40 km südöstlich von Karlsbad.

KRUMAU/ČESKÝ KRUMLOV: südböhmische Kreisstadt an der Moldau, 170 km von Prag, UNESCO-Weltkulturerbe; das gleichnamige Schloss ist Hauptsitz der Familie Johann Adolfs II. Fürst zu Schwarzenberg (1799–1888).

LEITMERITZ/LITOMĚŘICE: Kreisstadt in der nordböhmischen Region Ústí nad Labem, 70 km nordwestlich von Prag.

MARIENBAD/MARIÁNSKÉ LÁZNĚ: weltberühmter, 578 m hochgelegener Kurort im naturgeschützten Kaiserwald (Slavkovský Les), 150 km westlich von Prag.

PILSEN/PLZEŇ: Verwaltungssitz der Region Plzeňský kraj, 100 km südwestlich von Prag.

PODSKAL/PODSKALÍ: Vorort Prags, Flößergemeinde.

SABEHLITZ/ZÁBĚHLICE: damals 13. Prager Stadtbezirk zusammen mit Werschowitz/Vršovice, Hostivar/Hostivař und Straschnitz/Strašnice.

SIEVERING: Stadtteil des 19. Wiener Gemeindebezirks (Döbling).

SMICHOW/SMÍCHOV: Stadtteil von Prag.

STAAB/STOD: Kleinstadt in der Pilsner Region/Plzeňský kraj, 115 km südwestlich von Prag.

TEPLITZ/TEPLICE: Kreisstadt, 90 km nordwestlich von Prag.

TRAUTENAU/TRUTNOV: Kreisstadt, 160 km nordöstlich von Prag.

WESLITZ/VESTEC: im Verwaltungsbezirk Karolinenthal, unter Naturschutz stehendes Erholungsgebiet.

WOTITZ/VOTICE: Kleinstadt, 60 km südlich von Prag.

ZNAIM/ZNOJMO: mährische Kreisstadt, 230 km südöstlich von Prag.

6. Abbildungsverzeichnis

Die Abb. 1, 2, 3, 5, 10 und 11 stammen aus dem Familienarchiv Niva von Weisl.

Abb. 1: Charlotte von Weisl, 1889

Abb. 2: Charlotte von Weisl mit ihrer Mutter Franziska (Fanny) Popper-Singer, ca. 1880

Abb. 3: Hebräische Fassung der Familienchronik, Umschlag

Abb. 4: Prag, 1858 (*Handbook for Travellers in Southern Germany*. London: John Murray 1858)

Abb. 5: Marie Michlup-Singer im Hochzeitskleid, 1863

Abb. 6: Genealogische Aufzeichnungen aus dem Nachlass Paul Diamants (Central Archives of the History of the Jewish People, Jerusalem)

Abb. 7: Bresnitz, Synagoge und Palais Popper, de.wikipedia.org

Abb. 8: Bresnitz, Jüdischer Friedhof (Foto aus dem Nachlass Charlotte Grollegg-Edlers)

Abb. 9: Buchumschlag von Gustav Böhm (1885–1965) für Oskar Donaths *Böhmische Juden*, 1926

Abb. 10: Ernst Franz Weisl, 1889

Abb. 11: Charlotte und Ernst Franz Weisl, Verlobung, März 1889

Abb. 12: Wotitz, Stadtplan, 1840

Abb. 13: Eingang zum jüdischen Friedhof in Wotitz (Foto aus dem Nachlass Charlotte Grollegg-Edlers)

Abb. 14: Palais Michlup in Prag, »U Zlate Koruny« (»Zur Goldenen Krone«), Wikimedia Commons

Abb. 15: Dan Rubinstein: »Sieben – Zahl der Fülle und Vollendung«, 2013, © Bildrecht Wien, 2019

7. Personenregister

Abeles, Otto 82

Aehrenthal, Alois Lexa Freiherr von 251

Albrecht, Erzherzog von Österreich-Teschen 45, 240

Alexander II., russischer Zar 257

Auspitz, Rudolf 45

Bach, Johann Sebastian 212

Beck-Rzikowsky, Friedrich Graf von 166

Benatzky, Ralph 278

Beth, Eleonore/Nora 277, 285 f.

Beth, Eric(h) 277, 285 f.

Beth, Karl 270 f., 277 f., 282, 285 f.

Beth, Marianne, geb. Weisl 16, 56 f., 75 f., 81, 85,

87 f., 90, 173, 178 f., 203, 241, 243 f., 258, 261, 270 f., 277 f., 282, 284–287

Billroth, Christian Albert Theodor 216

Bloch, Joseph Samuel 29, 42, 63

- Bloch, Margarethe 29
 Blumenfeld, Kurt 82
 Böhm, Gustav 39, 294
 Bondy, Ottilie, geb. Jeitteles 58
 Bourdieu, Pierre 21, 287
 Brandeis, Anton und Robert 217
 Breuer, Joseph 14

 Cartwright, Edmund 93
 Caruso, Enrico 252
 Chesebrough, Robert August 262
 Czernin von Chudenitz, Hermann Graf 48, 132

 Deym, Johann Graf von 116 ff.
 Diamant, Paul 29 f., 32, 287, 294
 Donath, Oskar 37 f., 77, 287, 294
 Dreccoll, Christoph 55, 232, 241, 261, 276

 Edward VII., König von Großbritannien und
 Irland 215
 Ehrmann, Salomon 77
 Engländer, Karl 124–126, 148, 198–200, 204
 Engländer, Wilhelmine/Min(n)a, geb. Singer 23 f.,
 117, 122–126, 148, 170, 181, 198–200, 204, 282
 Eugen, Prinz von Savoyen 251

 Feilchenfeld, Alfred 14
 Fellner, Ferdinand 234
 Ferdinand II., römisch-deutscher Kaiser 283
 Ferdinand III., römisch-deutscher Kaiser 65, 283
 Fischel, Anna, geb. Singer 117, 121 f., 129 f., 170,
 181, 195–198, 282
 Fischel, Karoline 34, 195–198, 282
 Fischer von Erlach, Johann Bernhard 238
 Franz Ferdinand von Österreich-Este, Erzherzog,
 Thronfolger Franz Josefs I. 251, 271, 285
 Franz Joseph I., österreichischer Kaiser 47, 158 f.,
 166, 192, 229, 240 f., 259 f., 262, 270 f., 275, 285
 Freitag, Roserl/Rosi, geb. Singer 112, 120–122,
 219 f.
 Freud, Sigmund 14
 Friedrich der Große von Preußen 98

 Galgóczy von Galántha, Theodor 166
 Gärtner, Gustav 266, 269

 Gauguin, Paul 13, 15, 20
 Gersuny, Robert 261 f.
 Glückel von Hameln (Gliki bas Judah Leib)
 13–16, 288 f.
 Goethe, Johann Wolfgang 54, 170, 249
 Gołuchowski, Agenor Graf von 250
 Graetz, Heinrich 65, 288
 Grollegg-Edler, Charlotte 3, 9–12, 294
 Gruber, Patrizia 3, 7, 9 f., 12, 283, 286
 Grunwald, Max 29
 Gussenbauer, Carl Ignatz 216
 Gutmann Wilhelm und David 62, 256
 Guttmann, David Ritter von 45

 Halbwachs, Maurice 17, 20, 288
 Halla, Joseph 154
 Hardegg, Johann Graf von 243
 Harrach, Johann Graf von 28, 48, 210, 218
 Hartmann, Josef 266, 268
 Havlíček, Karel 38 f.
 Haydn, Joseph 166
 Heine, Heinrich 25
 Heller, Emil 188, 245–249
 Heller, Heinrich 246
 Heller, Hermine/Minerl (geb. Wahle) 54, 203,
 206–208, 214, 230, 221, 241 f., 244–249, 261 f.,
 266 f., 282
 Helmer, Hermann 234
 Herschel, Josef 73, 88 f., 99–102, 104, 106, 109 f.,
 114, 119, 179, 278, 282
 Herschel, Karl 73, 99, 103, 105 f., 109 f., 114, 179,
 282
 Herschel, Leopold 73, 88, 99–102, 105 f., 109–115,
 179, 206, 282
 Herschel, Ludwig 56, 80, 73, 88 f., 99–102, 104,
 106, 109 f., 114, 119, 169, 179, 278, 282
 Herschel, Ruth, geb. Kohn 26, 34 f., 56, 73, 79–81,
 86, 88 f., 94–105, 117, 179, 278, 282
 Herschel, Samuel 93
 Herschel, Sigmund (Ahnherr) 7, 9, 91–93
 Herschel, Sigmund (Sohn des Ahnherrn) 92 f.
 Herschel, Sigmund (Urenkel des Ahnherrn, Ur-
 großvater Charlotte Weisls) 7, 34 f., 68 f., 72 f.,
 79, 86, 91, 93–109, 117, 282 f.
 Herschel, William 66

- Herwegh, Georg 54
 Herzl, Hans 256
 Herzl, Julie, geb. Naschauer 253–255
 Herzl, Margarethe 256
 Herzl, Pauline 256
 Herzl, Theodor 26 f., 36, 51, 53, 60–64, 75, 82 f.,
 87, 251–258, 284 f.
 Hildebrandt, Johann Lucas von 251
 Hitler, Adolf 7, 10, 48 f., 89 f., 218, 269, 271, 286
 Hus, Jan 42, 135
- Jabotinsky, Wladimir Zeev 29, 258
 Jetteles, Ignaz 71, 289
 Jetteles, Richard 58
 Judas Makkabäus 42, 51
- Kapper, Siegfried 38
 Karl IV., römisch-deutscher Kaiser 36
 Kaufmann, David 14 f.
 Kohn, Joseph H. 14 f., 289
 Kohn, Nathan 94 f., 282
 Kompert, Leopold 41 f., 289
 Kramář, Karel 272
 Kraus, Karl 53, 78, 143, 289
 Kremenezky, Johann 45
 Kronawetter, Ferdinand 44
 Kuh, David 38
 Kumar, Victoria 9, 12
- Landau, Saul Raphael 63
 Lavater, Johann Caspar 33
 Lažanský von Bukowa, Prokop Graf von 47
 Lenz, Jakob Michael Reinhold 33
 Leopold II., römisch-deutscher Kaiser 9, 172
 Lessing, Gotthold Ephraim 77
 Lobkowitz, Moritz Alois Fürst 217 f.
 Löhner-Beda, Fritz 60
 Lorenz, Barbara 9, 12
 Lorenz, Ottokar 29 f., 290
 Lubomirski, Elisabeth 250
 Lueger, Karl 44, 50, 284 f.
- Maria Theresia, Erzherzogin von Österreich, Kö-
 nigin von Ungarn 72, 98, 172
 Marie Valerie, Erzherzogin von Österreich 259
- Marmorek, Oskar 45
 Mauthner, Fritz 9, 77 f., 290
 Mendelssohn, Moses 77, 81, 221
 Metternich, Klemens Wenzel Lothar Fürst von 228
 Metternich-Winneburg zu Beilstein, Pauline
 Fürstin von 62, 228 f., 256
 Meyrink, Gustav 25
 Michlup Ema, geb. Bein 130 f.
 Michlup, Franziska, geb. Schalek 74 f., 133,
 135–138, 143–147, 282, 284
 Michlup, Hirsch 130 f.
 Michlup, Marie, geb. Singer 8, 19, 21, 24, 34,
 49, 54 f., 74 f., 78, 81, 84 f., 133–138, 147–151,
 167–169, 171–175, 181–233, 242–248, 259–268,
 282–285
 Michlup, Simon 21, 24, 34, 49, 54 f., 74 f., 78,
 83 ff., 131–138, 147–151, 167–169, 171–175,
 183–185, 191, 193–199, 202–233, 242–248,
 259–264, 282–285
 Morawetz, Guttmann 126, 201
 Morawetz, Julie, geb. Singer 117, 122, 126, 128 f.,
 148, 171, 181, 200 f., 282
- Nora, Pierre 20, 290
 Nordau, Max 53, 62–64, 254–257, 290
- Offenbach, Jacques 189
 Ofner, Julius 240 f.
- Palacký, František 158
 Pappenheim, Bertha von 14 f., 288
 Pestalozzi, Johann Heinrich 214
 Popper, Benjamin Wolf 8 f., 30, 172
 Popper, Franziska (Fanny), geb. Singer 8, 19, 49,
 84, 120, 129, 170–179, 181–185, 202–204, 261,
 282–286, 294
 Popper, Joachim (Chaim) Edler von 8 f., 27 f., 30,
 172, 289
 Popper, Johanna 173, 178 f.
 Popper, Leopold 172 f., 175 f., 282
 Popper, Simon 8, 49, 172–178, 180, 184 f., 202 f.,
 282–285
 Popper, Theodor 182, 282, 284
 Popper, Therese 172–173, 177 f., 182–184
 Potier des Echelles, Rudolf Freiherr 249

- Přibram, Alfred 168 f., 191
 Proksch, Marie 212, 216
 Pückler-Muskau, Hermann von 25 f.

 Rainer, Erzherzog von Österreich 164 f.
 Rapoport, Salomo Juda 150
 Rembrandt van Rijn 213
 Rieger, František Ladislav 158
 Rittersporn, Ludwig 60
 Rosegger, Peter 59
 Rossini, Gioachino 210
 Rothschild, Albert Freiherr von 62, 254, 256
 Rozenblit, Marsha L. 42 f., 291
 Rubens, Peter Paul 34, 95
 Rubinstein, Anton 216
 Rubinstein, Dan 89, 294
 Rudolf, Erzherzog, Kronprinz von Österreich und Ungarn 166 f., 239, 251
 Ruppin, Arthur 32

 Saphir, Moritz Gottlieb 144
 Saxl, Hedwig, geb. Weisl 144, 161–164, 282, 284
 Saxl, Konrad 163 f.
 Saxl, Leopold 161–163
 Schachewitsch, Jakob 51
 Schalek, Alice 143
 Schalek, Melanie, verh. Gärtner 266
 Schalek, Wolf 143
 Scherlag, Marek 51
 Schiller, Friedrich 75, 77, 170, 209
 Schnitzler, Arthur 9, 47
 Schratt, Katharina 259 f.
 Schönerer, Georg Ritter von 49
 Schreyer, Josef Anton 70 f., 291
 Schüler, Friedrich Julius 161
 Schulhof, Emilie, geb. Weisl 144, 160 f., 163–167, 230, 238 f., 282
 Schulhof, Philipp 160 f., 163–166, 238 f.
 Schwarzenberg, Joseph Adolph Fürst zu 28, 47, 152, 210, 217, 293
 Seidl, Johann Gabriel 166
 Singer, Charlotte, geb. Herschel 7–9, 15, 18 f., 22–24, 26, 35, 54, 66, 68 f., 72–75, 77, 80, 83, 86, 88, 90 f., 99 f., 103–130, 133–135, 148 f., 170, 179–181, 282–285
 Singer, Emanuel 19, 22, 68, 74, 80, 84, 112–124, 128, 169–171, 173, 195, 219, 282–284
 Singer, Rudolf 19, 117, 120, 127 f., 148, 150, 171, 173, 181, 201–203, 282
 Singer, Sigmund 117–121, 282, 284
 Sofer, Leopold 32
 Springer, Sigismund Baron von 62, 256
 Stephanie, Prinzessin von Belgien 166
 Stern, Alfred 45, 57
 Stiassny, Wilhelm 45
 Stöcker, Adolf 49
 Strauß, Johann 114
 Suttner, Arthur Gundaccar von 59, 284
 Suttner, Bertha von 59, 284

 Trautmannsdorf, Maria Joachim Graf von 142, 152
 Trietsch, Davis 61, 257
 Tua, Maria Teresina 217

 Urzidil, Johannes 36 f., 291

 Verdi, Giuseppe 210
 Versing-Hauptmann, Anna 212 f.
 Vrchlický, Jaroslav 40

 Wahle, Erich 204 f.
 Wahle, Josepha (Peperl), geb. Singer 54, 117, 120, 171–174, 181, 203–207, 282
 Wahliss, Carl Ernst David 236
 Weisl, Amalie, geb. Schalek 9, 35, 43, 133, 143–147, 153, 158, 167, 269, 282–284
 Weisl, Cäcilia, geb. Bloch 138, 152
 Weisl, Ernst Franz von 7–10, 15 f., 24, 27–29, 32, 38, 40 f., 43–47, 53 f., 56 f., 59–64, 81–87, 145–147, 152, 155 f., 159 f., 163, 183, 223–225, 228–242, 245, 249–261, 265–278, 282, 284, 286
 Weisl, Franziska, geb. Merores 85 f., 154–157, 167–169, 222–224, 229, 231, 241 f., 264, 266, 268 f., 282, 285
 Weisl, Georg von 90, 179, 244, 259, 266, 270 f., 273, 275, 278, 282, 285 f.
 Weisl, Hugo 9, 26, 38–40, 42 f., 48, 144, 156–160, 283 f.
 Weisl, Mathias 35, 138, 152

- Weisl, Niva von 3, 7, 9 f., 12, 291, 294
Weisl, Noemi, geb. Zuckermann 51, 88
Weisl, Wolf 20, 39 f., 42, 57, 75 f., 78, 83 ff.,
138–147, 152–163, 167–169, 184, 283 f.
Weisl, Wolfgang von 9, 12, 14, 16, 18, 21 f., 25,
27–29, 32, 35 f., 42–44, 46, 50 f., 54 f., 57 f.,
60–63, 65 f., 70, 75 f., 80 f., 83–85, 88, 90, 140,
179, 214, 244, 250 f., 258–260, 266, 270–273,
275, 278, 283–286, 288, 292
Wenzel, Herzog von Böhmen 153 f.
Wertheim, Franz Freiherr von 196, 236
Windisch-Grätz, Alfred Fürst von 284
Woltmann, Ludwig 32
Wrede, Alfred Carl von 250 f.
York-Steiner, Heinrich 48, 258, 292
Zangwill, Israel 61
Žižka, Jan 42, 135
Zollschan, Ignaz 32, 291 f.
Zweig, Egon Michael 17, 32 f., 292
Zweig, Stefan 9, 65, 70

ZUR AKTUELLEN DEBATTE ÜBER ANTISEMITISMUS



Helga Embacher | Bernadette
Edtmaier | Alexandra Preitschopf

Antisemitismus in Europa

Fallbeispiele eines globalen
Phänomens im 21. Jahrhundert

2019. 338 Seiten, mit 11 s/w-Abb., gebunden
€ 35,00 D | € 36,00 A
ISBN 978-3-205-20774-0

eBook: € 27,99 D | € 28,80 A
ISBN 978-3-205-23269-8

Über das Ausmaß und den Charakter des Antisemitismus gibt es nach wie vor deutlich divergierende Ansichten. Ein gewisser Konsens besteht darin, dass zwischen dem aktuellen Anstieg an Antisemitismus und Eskalationen im Nahen Osten ein Zusammenhang besteht. Nach wie vor kommt zudem den Nachwirkungen bzw. der Instrumentalisierung des Holocaust sowie dem „kolonialen Erbe“ Bedeutung zu. Helga Embacher, Bernadette Edtmaier und Alexandra Preitschopf geben einen Überblick über die sehr emotional geführte Debatte und die Kontroversen um eine allgemein anerkannte Definition von Antisemitismus. Am Beispiel von Frankreich, Großbritannien und Österreich zeigen sie, dass der aktuelle Antisemitismus nicht nur in seinen globalen Bezügen, sondern auch differenziert im jeweiligen nationalen Kontext zu sehen ist.

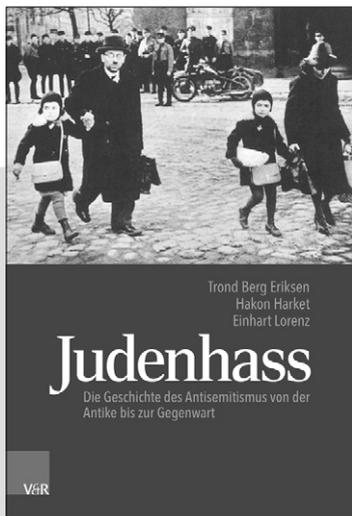
böhlau

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage

www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

Preisstand 1.10.2019

DIE GESCHICHTE DES JUDENHASSES VON DER ANTIKE BIS IN DIE GEGENWART



Trond Berg Eriksen |
Håkon Harket | Einhart Lorenz

Judenhass

Die Geschichte des
Antisemitismus von der
Antike bis zur Gegenwart

Übersetzt von Daniela Stilzbech.
2019. 687 Seiten, mit 24 s/w-Abb.,
gebunden
€ 50,00 D | € 52,00 A
ISBN 978-3-525-36743-8

eBook|ePub: € 39,99 D | € 41,20 A

Die Geschichte des Judenhasses war lang, brutal und gipfelte in der Vernichtung von über sechs Millionen Juden durch die Nationalsozialisten. Nach der Schoah war der Antisemitismus in Europa tabu, verschwand aber nicht aus den Denkmustern. Vielmehr zeigte er sich in seiner stereotypen Gestalt recht bald wieder. Das Buch behandelt in chronologischer Form die verschiedenen Ausprägungen und Entwicklungen des Judenhasses in Europa. Sie reichen von Vertreibung, Gettoisierung, Pogromen und der Schoah bis zum alltäglichen Antisemitismus. Die Ereignisse werden dabei im jeweiligen historischen, ideologischen und literarischen Kontext verortet.



Vandenhoeck & Ruprecht Verlage

www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com

Preisstand 1.10.2019

Der Band präsentiert eine 1931/32 von Charlotte Weisl verfasste jüdische Familiengeschichte, die bis ins 17. Jahrhundert zurückreicht. Die Wanderschaft beginnt in kleinen böhmischen Landgemeinden und führt über Prag nach Wien, wo durch die Begegnung mit dem Zionismus in der Gestalt Theodor Herzls eine neue Phase beginnt. Der Erste Weltkrieg und der sich bereits abzeichnende Eintritt in das „Zeitalter Hitlers“ sind die weiteren einschneidenden politischen Ereignisse.

Dietmar Goltschnigg ist Professor für Neuere deutsche Sprache und Literatur an der Universität Graz; Arbeitsschwerpunkte: 19./20. Jahrhundert, Wirkungsgeschichten von Georg Büchner, Heinrich Heine und Karl Kraus, Klassische Moderne Österreichs, interdisziplinäre gesellschaftspolitische Themen (Zeit, Angst, Plagiat etc.).

ISBN 978-3-205-20977-5



9 783205 209775

Vandenhoeck & Ruprecht Verlage

www.vandenhoeck-ruprecht-verlage.com